Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

1. Jahrgang – Blatt Nr. 10

Sonntag, 5. Juni 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Heute neuer Roman!

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zucker

Bavaria-Verlag Gauting vor München

Entweder ist das Stichelei, und das wäre arg. Oder es ist Kuppelei, und das wäre ärger.

Nämlich das mit der Zuckerdose auf dem Kaffeetisch . . . Seit einundzwanzig Jahren weiß Sievers-Mutter, daß ich keinen Zucker zum Kaffee nehmen darf. Aber jedesmal, wenn ich über Sonntag beim Sievers-Buer bin und ich komme zum Kaffee, dann steht die Zuckerdose auf dem Tisch. Breit und pazig; bis obenhin gefüllt. Das ärgert mich.

Sonst muß ich sagen, gibt es nicht viel Schöneres, als den Kaffeetisch, wenn ihn Sievers-Mutter gedeckt hat. Ich freue mich schon immer den ganzen Monat darauf. Denn der Tisch steht am Fenster, und wenn die Morgensonne noch so herrlich scheint, dann brennt sie doch nicht in die Stube herein; denn sie muß erst durch das Laubdach der alten Eichen, die ein Sievers gepflanzt hat, als er nach dem Dreißigjährigen Krieg den Hof wieder aufgebaut hat. Auf dem Tisch steht der Teller mit der Hafergrütze; es ist ein kleiner See von brauner Butter darauf, und der See verzweigt sich in viele kleine Flüsse und Bäche und Rinnsale. Rechter Hand steht die Platte mit der Mettwurst und dem Schinken, der mit Wacholder geräuchert ist. Linker Hand steht der hellgelbe Ahorn-Honig, von dem einer sehr viel essen kann, ohne Leibweh zu bekommen. Ein paar Aepfel sind auch immer da; auch im Juni noch. Sievers-Vadder steckt sie in den Kleiekasten; da halten sie sich frisch. Die Radieschen liegen purpurrot und frischgewaschen neben der Salzschale. Die nette Dame aus dottergelber Strickwolle beherbergt das Frühstücks-Ei. Im „Excelsior" in Berlin ist es schon manchmal halb hart gewesen; bei Sievers-Mutter noch nie. Auf der dickwattierten Haube, unter der die Kaffeekanne thront, liegen helle Sonnen-Kringel; mir scheint, die Sonne will helfen, den Kaffee warm zu halten. Nichts fehlt. Immer sind Blumen da, wie sie die Jahreszeit gibt. Immer steht im Hintergrund die Glasschale mit dem Kochkäse und recht viel Kümmel darin. In dem braunen Eichenholzkasten liegt kein Perlenschmuck, sondern etwas weit Kostbareres: handgeschnittener Strangtabak. Auf der Ofenbank liegt die Katze und blinzelt entsagungsvoll nach der Fensterbank, auf der hin und wieder ein grauer Spatz in die Stube hereinäugt; sie weiß, es hat nicht viel Zweck, auf die Vogeljagd zu gehen: man kann plötzlich, aus der Zwille geschnellt, ein infames Schrotkorn auf die Keulen bekommen, daß man kopfüber aus den Aesten purzelt und drei Tage jämmerlich hinken muß.

So weit ist alles in Ordnung. Was den sonntäglichen Morgenfrieden stört, das ist lediglich diese vertrackte Zuckerdose. Sievers-Mutter weiß, daß ich keinen Zucker zum Kaffee nehmen darf. Warum tut sie es trotzdem? Entweder ist es pure Stichelei, und das ist arg genug. Oder es ist, wie gesagt, Kuppelei, und das ist noch ärger.

Denn durch die Zuckerdose will sie mir bedeuten: sie weiß um das unmoralische Verhältnis, das ich hinter ihrem Rücken mit der Grete auf dem Hofe habe. Dieses Verhältnis hat sich an der Zuckerdose angesponnen. Die Zuckerdose war der Versucher gewesen; dem sind wir anheimgefallen, die Grete und ich. Wie Adam und Eva, als es um einen Apfel ging. Seither sind wir dem sündigen Laster verfallen. Durch die Naschhaftigkeit der Eva ist die erste Sünde in das Paradies gekommen.

Soll keiner glauben, dies sei eine harmlose Kindergeschichte, und die Grete trage ein Hängekleidchen. Auf Sievers-Hoff waren einmal Kinder; aber sie sind schon lange fort. Die fromme Maria ist in Benrath verheiratet, und die spitzbübische Liese ist in der Bischofsstadt im Kloster und lehrt die Kinder von anderen Leuten.

Wodurch mich die Grete verleitet hat, den Pfad der Tugend zu verlassen, das ist ihre berückende Gestalt gewesen, ihr herrlicher Wuchs. Wenn sie so stattlich über den Hof daherkam und mich liebevoll ansah, — du lieber Gott, darauf fallen wir Männer immer herein. Was habe ich schon angestellt, um mich aus der Verstrickung zu befreien! Aber immer lause ich, wenn mich die Stadt müde und verdrossen gemacht hat, nach Sievers hin, und weiß doch, 's ist unmoralisch, das Verhältnis mit der Grete.

Während ich langsam frühstücke, ist mir manchmal, als höre ich sie kommen; ihren festen und fröhlich beschwingten Schritt kenne ich aus hunderten heraus. Aber jedesmal ist es nichts.

Den Liebhaber warten lassen, das ist so die rechte Eva-Taktik. Das machen sie alle so. Aber paß' auf, mein Mädchen, daß du dich nicht irrst. Zur Eifersucht hab' ich kein Talent.

Wo sie bleibt, das kann ich mir denken. Schönmachen, natürlicherweis'. Der Jungknecht ist vor einer halben Stunde aus der Frühmesse zurückgekommen, und während ich hier geruhsam frühstücke, ist er dabei, ihr bunte Bänder in die Zöpfe zu flechten. Zu verstehen, daß er sich Zeit dazu nimmt. Dreißig Jahre jünger, wenn ich wär', mein Freundchen, und den krummen Rücken, wenn ich nicht hätt', und hätt' nicht den Rheuma in den Knochen, und hätt' noch meinen Lockenscheitel von früher, dann wollten wir einmal sehen, wir beide, wer von uns der Grete am Sonntag morgen die roten Bänder in die Zöpfe zu flechten hat . . .

Wie der Honig bitter schmeckt! Der Kochkäse ist abgestanden. Das dickste unter den Radieschen ist madig, und die Katze macht einen Satz auf die Fensterbank, daß das Finkenpärchen schimpfend abstiebt.

Aber mit eins wird es mit wohlig unter der Weste. Ich höre einen herrlich schönen Schritt. Einen wiegenden Tanzschritt. So schreitet nur eine: Grete, die meine.

Und da ist sie auch schon unter dem Fenster und schaut herein, preislich anzusehen in der strotzenden Fülle ihrer Jugend, im schmucken Sonntagsstaat, rote Bänder in den dicken Zöpfen, — meine Grete. Meine Versuchung.

Aber erst tue ich so, als hätte ich sie nicht gesehen. Strafe muß sein, du Racker. Was läßt du mich warten! Aber ich kanns im offenen Fenster sehen, wie sie bittweise mich ansieht. Ein Mann sein, sage ich mir. Festbleiben! . . .

Aber wie? Die Grete steigt einfach an der Fensterbank herauf und lehnt ihren schön gewellten braunen Kopf an meine Schulter! So innig! So innig! Und gibt mir einen Stupps.

Und da werde ich wieder sündig. Wie immer. Greife wieder, wie schon so viele male, nach der Zuckerdose, lege drei Stücke auf die flache Hand, spüre mit wohligem Behagen ein sammetweiches Leckermäulchen, — und weg sind sie. Und dann liebkosen wir einander, die Grete und ich. Am offenen Fenster. Im hellen Sonntag morgen. Ihren Kopf habe ich im Arm und streichle ihn. Und wühle mich hinein in die Pracht der herrlich duftenden Lockenmähne. Die Welt um mich herum versinkt. Nur so viel ist mir bewußt, daß meine freie Hand immer wieder nach der Zuckerschale greift und daß ich mir ein Stück nach dem anderen von der Hand nehmen lasse, bis die Schale leer ist und ich nichts mehr von fremdem Gut sündhaft zu vergeuden habe. Unglaublich, wieviele Zuckerstücke in einem Naschmäulchen verschwinden können . . .

Ist das letzte Stück dahin, dann geht es wie immer: dann bekomme ich einen fröhlichen Stupps vor die Schulter, daß ich auf den Stuhl zurückfalle. Grete läuft davon — und unter der Tür steht Sievers-Mutter, die meinem Treiben zugesehen hat. (Aus dem Hinterhalt.) Sie sagt kein Wort. Sie räumt den Frühstückstisch ab. Sie geht hin und her. Ich fühle, daß ich rot bin bis über die Brille hinauf. Ich mag sie nicht ansehen. Sich auf Liebesabenteuern ertappt zu sehen, — ein erbärmliches Gefühl. Zumal in meinem Alter.

Ich schlage die Hand vors Gesicht. Ich weiß alles, was mir Sievers-Mutter, vom Standpunkt ihrer fraulich-mütterlichen Strenge aus, zu sagen hat. Und kanns doch nicht ertragen. Denn die Grete und ich. — das versteht keiner.

„Verdorri! So treck doch!" herrscht sie mich an und steckt mir die Morgenpfeife ins Gesicht, und das Streichholz brennt.

Gehorsam ziehe ich. Und als es dampft, da hat sie ihren Arm um mich geschlungen und steht mit mir dort hinüber auf den Weidekamp, auf dem die Grete steht und mir fröhlich zuruft: meine Grete, die Dreijährige, die schönste Braunfuchs-Stute, die schon je auf Sievers-Hoff gewachsen ist . . . Und die ich schon im Arm gehabt habe, als sie kaum von der Mutter sauber geleckt war.

Nichts schöneres im Erdental, als Kinder um sich aufwachsen zu sehen, für sie sorgen können, und sie verwöhnen. Aber Kinder sind wie Zugvögel. Eines Tages schwirren sie aus dem Nest. Man steht auf dem Bahnhof und steht hinter dem D-Zug her. Nachher schreiben sie aus der Universitätsstadt, es gehe ihnen soweit herrlich, und Geld schicken, wenn man nicht darauf vergessen möchte.

Ich weiß: mit der Grete wird es nicht anders kommen. Eines Sonntag morgens werde ich bei Sievers am Frühstückstisch sitzen, und die Grete wird andere Interessen haben, als dem Stadtschreiber ins Fenster zu steigen und die Zuckerdose leer zu naschen. Auf dem Weidekamp wird ein Fohlen grasen, das sie bewachen muß. Das Fohlen wird zeitweise vor lauter Lebenslust hölzerne Bocksprünge machen, wird mit allen Vieren in die Luft schlagen, die Mutter wird sich angesteckt fühlen und wird gleichfalls, den Kopf im Nacken, in die Höhe hopsen, daß wir alle, Sievers-Vadder und Sievers-Mud-

der, und ich miteingerechnet, Tränen lachen müssen.

***

Spät am Abend, als die müde Sonne bereits untergegangen ist, sitzen wir auf der Bank vor dem Schafstall. Sievers-Vadder, der Doktor aus der Kreisstadt, der Altknecht und ich. Sievers-Mutter dürfen wir um diese Zeit nicht stören; hat es Betzeit geläutet, dann liest sie in der „Philothea" vom hl. Franz von Sales.

Hinter uns ist der Garten. Wären wir etwas später im Jahr, dann könnten wir wieder, wie schon so oft, der dicken Mama Igelin zusehen, wie sie mit ihren vier oder fünf pummelig rosigen Kindern unter dem mulmigen Laub herumstochert und schmatzt, und jedes Blatt umdreht, um fette Würmer zu suchen. — Weil es noch nicht so weit ist, reden wir auf unserer Bank von den „heutigen Zeiten". Der Doktor hat das Wort. Er sagt uns etwas, was er in seiner medizinischen Wochenschrift gelesen hat. Weil die Zeiten heutigentags so schlecht seien, und weil, infolge der Verschlechterung der Ernährungslage, die Menschen nicht mehr so kräftig ernährt würden, wie früher, deshalb, so hätten die Gelehrten festgestellt, sei das allgemeine Wachstum der Menschen zurückgegangen. Die Menschen wüchsen nicht mehr so groß, wie früher. Es sei statistisch festgestellt, daß sie allerwegen im Durchschnitt um etliche Zentimeter kleiner blieben.

Darauf wissen wir zunächst nichts zu sagen. Wir saugen an den Pfeifen und passen so vor uns hin.

Sievers-Vadder und der Altknecht sind fast mitehander die ersten, die darauf das Wort finden. Sachverständig sind sie beide. Denn jeder von ihnen ist ein' von den „ollen Gedienten".

„De kortten, strippigen, — den Dunner noch eins . . ." sagt der Altknecht. Er ist Unteroffizier bei den Ulanen gewesen; hat sogar eine Gardelitze am Kragen getragen. Er sagt, mit den langen Kerlen in den ersten Schwadronen sei immer nicht viel anzufangen gewesen.

Sievers-Vadder, der bei den Kürassieren gedient hat, macht es uns vor, wie die langen Kerle ausgesehen hätten, wenn man, nach einem tüchtigen Uebungsritt, um Mittag in die Garnison eingeritten sei. Er klemmt sich quer auf die Holzbank, und hängt schräg verquer über in die Brust, daß uns die Tränen kommen.

Aber die kleinen Kerle, die fixen Burschen, die 16er Hackeläuer und zumal die Korpsjäger, — sei man mit denen draußen gewesen, beim Divisions- und Korps-Manöver, dann habe man etwas erleben können. Was diese kleinen Kerle geleistet hätten, dagegen hätten die großen und schweren und langen Kerle nicht angekommt. Trotz aller Litzen am Kragen.

***

Sehr still und leise hatte sich inzwischen auch der Major a. D. aus dem Herrenhause von drüben zu uns gesetzt. Ließ uns reden und diskutieren. Seinen Arm hat er verloren, als 1916 der große Durchbruch bei Gorlice-Tarnow erfochten wurde. Seit damals trägt er am Halskragen den herrlichen Stern, den wir nicht ohne Ehrfurcht ansehen können.

Er sagt uns nur ein paar Worte. Herausgehauen worden, das sei er in der schlimmsten Stande seines Lebens durch die kleinen Dreckskerle, die er vorher für nichts geachtet habe. "Als es hart auf hart gegangen sei, da seien sie daran gegangen „wie Bücher".

Wir schwiegen still. Er auch. Lange. Wir lauschten auf das Igelpärchen, das hinter dem Schafstall sein ewig unveränderliches Liebesspiel trieb. Und dann fügte er, kräftig am Pfeifenrohr saugend, hinzu:

„Retten werden uns in Deutschland nicht die Großen und Langen und Schlanken. Retten werden uns die Kurzen und Stämmigen und Sehnigen. Die Zähen. Den Hochmut von ehemals haben wir einzupacken. Nicht die äußeren Figuren und Gestalten schaffen es, — die Kerle werden es schaffen, in denen der rechte Kern drinsteckt. Keiner hat es so gut gewußt, wie mein Feldwebel. Der hat mir immer die langen und schlanken Kerle vom Halse gehalten und hat die kurzen und stämmigen Leute für meine Kompagnie ausgesucht. Daher habe ich das . . ." und er fuhr mit der kranken Hand nach dem Hals, um den er einen Schlips für drei Mark fünfzig geknotet hatte.

„Denn so", sprach Sievers-Vadder für sich hin, „wollen wir uns auch nicht drüber ärgern, daß unser deutsches Volk, wie das uns' Dokter sagt, an seiner Leibeslänge kürzer geworden ist."

Sievers-Vadder, du hast einmal, in deines Lebens schönster Zeit, mein grün-weiß-rotes Band getragen. Wir haben uns immer verstanden. Besser, als andere Menschen um uns. Du hast ausgesprochen, was uns allen vieren auf der Zunge lag:

„Mögen sie von draußen her auch uns herunterdrängen, daß wir kümmerlicher leben müssen, als unsere Vorfahren, und mag es selbst so kommen, daß unser äußerlicher Körperwuchs darunter leidet, — die kurzen und stämmigen Kerle sind im praktischen Leben den langen und schlanken Kerlen noch immer über gewesen. Nicht nur auf dem Truppenübungsplatz und auf dem Manöverfeld."

Der Altknecht patschte sich mit seiner harten Arbeitshand auf den Schenkel. Der Doktor, der selber knapp das Infanterie-Maß hat, und froh dem hat er die beste Praxis in der Kreisstadt, sah über den Eichenkamp hinweg in den nächtlichen Himmel. Und ich? Nun ja. Drüben am Kamp stand meine Grete und hing den schönen, braunen Kopf über die Stange. In der Hosentasche hatte ich noch ein paar Zuckerstücke. Die hat sie mir, mit ihrem sammetweichen Leckermaul, von der flachen Hand weggenimmelt.

Dann sind wir frohgemut schlafen gegangen.

Zehn Gebote für die Damenwahl. Während eines Schaltjahres — wie wir es ja 1932 durchwandern — haben in den angelsächsischen Ländern die Frauen das Vorrecht, den Heiratsantrag zu machen. Ob die holde Weiblichkeit dies auch reichlich tut, ist noch nicht bekannt geworden. Vielleicht weiß sie nicht einmal etwas Rechtes damit anzufangen. Dieser Anschauung scheint jedenfalls der Richter Henry Mad in Kanias zu sein, und er hat zu Nutz und Frommen des schöneren Geschlechtes die folgenden zehn Gebote aufgestellt: „Glaube nicht, daß der Mann mit dem Auto das einzige Fahrzeug zum Glück besitzt! — Kleider machen Leute und füllen den Kleiderschrank, nicht aber den Magen. — Verlange viel Charakter, sei aber mit einem kleinen Schick zufrieden! — Ehre den Mann, der den Pfennig ehrt! — Laß dein Urteil nicht durch ein hübsches Gesicht beeinflussen! — Weise keinen Bewerber ab, nur weil er die Allmodisch erscheint; vielleicht gleicht er deinem Vater. — Scheue nicht vor den Schlichternen zurück, weil die Schüchternen scheu sind. — Sei nicht wählerisch; du selbst hast Fehler. — Nimm keinen Scheich (Modenarren)! — Laß dich nur von der Liebe leiten; alles andere ist nebensächlich." Wenn wir diese zehn Gebote lesen, haben wir dem vielverlästerten Yankee manches abzubitten.

Wie die Gleise der Deutschen Reichsbahn überwacht werden

Blick in den Meßwagen der Reichsbahn

Zur Nachprüfung der umfangreichen deutschen Gleisanlagen kann man sich heute nicht mehr allein mit den Messungen begnügen, die mit einfachen Instrumenten vorgenommen werden, sondern muß schnell arbeitende Gleismeßapparate in Spezialwagen verwenden, die die Aufzeichnung selbsttätig vornehmen. Während einer Fahrgeschwindigkeit von 60 bis 65 Kilometer in der Stunde registrieren die Meßapparate die Spurweite, die Höhenlage und die Durchbiegung der Schienen und zeichnen sie laufend auf, so daß die betreffende Reichsbahn-Direktion feststellen kann, welche Gleisabschnitte der Ueberholung bedürfen.

Mai der Entscheidung

Der Mai 1932 brachte, neben zwei entsetzlichen Attentaten, in Deutschland und Frankreich entscheidenden politischen Kurswechsel.

1. Mai: Wahlsieg der französischen Radikalen.
3. Mai: Dollar-Herabwertung im amerikanischen Repräsentantenhaus beschlossen.
5. Mai: **Memel wählt deutsch.**
6. Mai: **Kabinett Bureſch zurückgetreten.**
7. Mai: **Doumer, Präsident von Frankreich, ermordet.**
8. Mai: **Herriots überwältigender Stichwahlsieg.**
9. Mai: **Friedlicher Reichstagsbeginn.**
10. Mai: **Groener wirft den Nationalsozialisten Landesverrat vor.**
11. Mai: Lebrun französischer Präsident. — Die Leiche des Lindbergh-Kindes gefunden.
12. Mai: **Nationalsozialistischer Ueberfall im Reichstags-Restaurant. — Reichstag aufgeflogen.**
13. Mai: **Groener tritt als Wehrminister zurück.**
14. Mai: Geheimrat Kahl gestorben.
17. Mai: **Inukai, Premierminister von Japan, ermordet.** — Schiffskatastrophe des „Georges Philippar".
21. Mai: **Kabinett Dollfuß gebildet.** Cocaanfälle von „Do X" und Mrs. Earhart geglückt.
22. Mai: **v. Brauchitsch-Mercedes gewinnt das Internationale Avus-Rennen.**
24. Mai: General Litzmann eröffnet den Landtag.
25. Mai: **Blutige Saalschlacht im Landtag.**
28. Mai: Rennfahrer v. Morgen verunglückt.
29. Mai: **Die große Aussprache Brüning—Hindenburg.**
30. Mai: **Brüning tritt zurück.**

Wochenrundschau

Donnerstag, 26. Mai. Staatssekretär Meißner besucht den Reichspräsidenten in Neudeck und bespricht mit ihm die Fragen der Reichspolitik. — In Hamburg und Berlin kommt es zu kommunistischen Straßenkrawallen. — Japanische Truppen unter General Honjo nähern sich der russischen Grenze. — In einer scharfen Note protestiert Danzig gegen die polnische Propaganda, die zum Boykott Danzigs und Zoppots auffordert.

Freitag, 27. Mai. Bundeskanzler Dollfuß stellt sich dem österreichischen Nationalrat vor und fordert vom Völkerbundsrat letztmalige Hilfe. In London wird das Gerücht, England und Frankreich habe sich über den Verlauf der Lausanner Konferenz geeinigt, als „völlig unbegründet" bezeichnet. Dr. Siegerwald spricht in Berlin über die künftige Sozialpolitik.

Sonnabend, 28. Mai. Auf dem Bankett der Auswärtigen Presse spricht Reichskanzler Dr. Brüning eingehend zur Frage der Arbeitslosenfürsorge und verlangt eine gemeinsame Aktion aller Völker. — Präsident Hoover weist die Vorlage zur Milderung und Aufteilung der Wirtschaftshilfe von 900 Millionen Dollar bereitstellen soll, schärfstens zurück.

Sonntag, 29. Mai. Der Reichspräsident empfängt Dr. Brüning zu einer Besprechung, die kein Ergebnis bringt. Es bestehen Differenzen in der Frage der Umbildung des Kabinetts. — Herriot schreibt einen beachtenden Artikel über angebliche deutsche Zusammenziehungen um der Lösungsfrage, der von halbamtlicher deutscher Stelle als unbegründet hingestellt wird.

Montag, 30. Mai. Die Regierung Dr. Brüning tritt zurück, da auch die Montagunterredung zwischen Präsident und Kanzler kein befriedigendes Ergebnis bringt. Der Reichspräsident beginnt sofort mit den Besprechungen zur Neubildung des Reichskabinetts. — Die Wiener Universität wird geschlossen. — Der Ueberseedampfer Isells fällt das gegen die SA eingeleitete Landesverratsverfahren ein.

Dienstag, 31. Mai. Der Reichspräsident beauftragt Herrn von Papen mit der Regierungsbildung. In den neuen Ministerliste werden rechtsstehende Landwirtschaftsführer genannt. — Alle bürgerlichen Parteien fordern die Uebernahme des Reichsinnenministeriums durch die NSDAP. — Präsident Hoover ist mit dem englischen Plan einer Weltwirtschaftskonferenz unter gewissen Bedingungen einverstanden.

Mittwoch, 1. Juni. Der Reichspräsident ernennt von Papen zum Reichskanzler und bestätigt das von ihm gebildete „Kabinett der nationalen Konzentration". Die Zentrumsfraktion und die Bayrische Volkspartei lehnen die neue Regierung als Klassenregierung ab. — In Paris tritt die neugewählte Kammer zur ersten Sitzung zusammen. Der preußische Landtag beginnt mit seinen sachlichen Beratungen.

Der Nationalökonom Heinrich Herkner gestorben.

Prof. Dr. Heinrich Herkner, der bedeutende Nationalökonom der Berliner Universität und Autor des sozialpolitischen Werkes „Die Arbeiterfrage" ist im Alter von 69 Jahren einer schweren Erkältung erlogen.

Lord Rutherford,

dem als erstem die Zerlegung des Stickstoff-Atoms gelang, sprach jetzt auf der diesjährigen Tagung der Deutschen Bunsen-Gesellschaft in Münster über die Atom-Zertrümmerung, die durch die Spaltung des Lithium-Atoms um einen entscheidenden Schritt vorwärts gebracht wurde.

Der deutsche Pilot Hans Bertram, der sich auf einem Etappen-Flug von Köln nach Australien befand, ist in seinem letzten Etappenziel Port Darwin (Australien) nicht angekommen, so daß ernste Befürchtungen um das Schicksal des Fliegers gehegt werden müssen.

Zum Aufbruch der österreichischen Polar-Expedition 1932.

Dr. Kanit-Schneider, Innsbruck, der Führer der österreich. Polar-Expedition, die jetzt in die Arktis abreist. Ihr Arbeitsprogramm gilt vor allem magnetischen Messungen.

Oskar Daumann

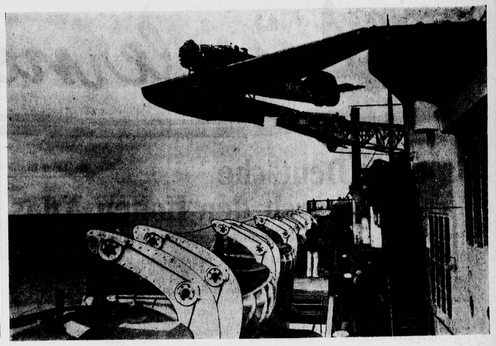
aus Endingen, der als Freiwilliger ins Feld rückte und 16 Jahre lang totgesagt wurde, ist jetzt in seine Heimat zurückgekehrt. Er war 1916 an der Somme gefangen genommen worden und zu 20 Jahren Kerker verurteilt worden. Im letzten Winter gelang es ihm, aus Afrika zu entfliehen

Zum 50. Todestag des italienischen Nationalhelden Garibaldi.

Giuseppe Garibaldi, der Vorkämpfer für Italiens Freiheit und Einigung, starb vor fünfzig Jahren, am 2. Juni 1882.

Politische Hochspannung in der Wilhelmstraße

Dichtgedrängt hält die Menge die Wilhelmstr. besetzt, um die Ankunft der politischen Persönlichkeiten, die vom Reichspräsidenten empfangen werden, zu sehen und auf neue Nachrichten zur Kabinettsbildung zu warten



Start des Katapult-Flugzeuges von Bord des Lloyddampfers „Europa"

Das Katapult-Flugzeug der „Europa" war, 1100 Kilometer von der amerikanischen Küste entfernt, von Bord des Riesendampfers aufgestiegen. Schon kurze Zeit später erhielt der Dampfer SOS-Rufe des Flugzeuges, die aber bald aufhörten. Bange Stunden der Sorge um das Schicksal des Flugbootes vergingen, bis plötzlich aus dem amerikanischen Hafenort Boston gemeldet wurde, daß das Flugzeug dort wohlbehalten gelandet sei. Die Herkunft der SOS-Zeichen, die von dem Flugzeug niemals abgegeben wurden, ist völlig rätselhaft.

Streifzug durch die Woche

Gedanken über Siedlung

Nachdem so viele Prügeleien im deutschen Lande vor sich gegangen sind, fällt eine im Preußischen Landtag nicht mehr sonderlich auf. Immerhin könnte man sagen, es habe eine parlamentarische Prügelei dieser Art etwas Repräsentatives. Es bahnen sich hier anderdem neue Entwicklungen an. Eine Partei bildet sich, auf der die Parteikämpfe im Volk durch die Faust seiner gewählten Vertreter entschieden werden. Das ist immerhin besser als Bürgerkrieg, ein Wiederaufleben jener mittelalterlichen Sitte, derzufolge im ritterlichen Zweikampf unter großem Gepränge ein Streit ausgetragen wurde. In und welch einem Gegensatz steht dies tolle Treiben eines Parlamentarismus, der sich selber dem Fluch der Lächerlichkeit preisgibt, zu der ernsten Art des Reichskanzlers, der mit einer souveränen Kraft und nimmermüden Sorge bemüht war, das Reich aus der schweren Krise herauszubringen. Jetzt ist er zurückgetreten, weil man nach neuen Wegen sucht, um eine bessere Zeit herbeizuführen. Jedenfalls ist es nicht zum geringsten Brüinings Verdienst, wenn heute überall in der Welt die Erkenntnis wächst, daß man endlich zu vernünftigen Methoden der Wirtschaft und Politik übergehen müsse. So sagte jüngst der Erzbischof von London: „Hat die Menschheit sein dem Krieg irgendeinen großen Fortschritt aufzuweisen, abgesehen vom religiösen Gebiet? Man muß die Frage verneinen angesichts des Hasses und Argwohns, die in der Welt vorherrschend sind. Ganz gegen unsern Willen sind wir in die Errichtung von Zollschranken hineingetrieben worden, — eine sinnlose Politik. Kann man sich etwas Törichteres überhaupt vorstellen? Jeder Wirtschaftler weiß, daß die Welt niemals gedeihen, die Arbeitslosigkeit niemals abnehmen kann, ehe nicht alle Nationen bereit sind, in Handelsverbindungen miteinander zu treten und ihre verschlossenen Hilfsquellen wieder für einander zu öffnen." Dieses Erzbischof sollte man eine Predigt in Lausanne übertragen!

Man spürt auch, wie der Wille zur Selbsthilfe bei den Menschen wächst. Das hat nicht zuletzt die Entmündigung durch die Schreberärztlein gemacht, und wie freut er sich jetzt im Frühjahr über das kleinste Pflänzlein, das er mit eigener Hand gesät und gepflegt hat! Eine ganz neue Sorte von Menschen entsteht da unter uns, die nicht immer von Rentabilität und dergleichen reden, sondern schon zufrieden ist, wenn sie ihr Leben fristet mit ihrer Hände Arbeit. Der Schauplatz ihres Denkens ist nicht Asien, Afrika und Amerika, sondern das Schrebergärtlein, das nicht selten zu einem richtigen Garten geworden ist. Der Mann, der dort steht, fühlt sich wie auf eigenem Boden, mit der Erde verbunden, vom Geheimnis ihrer Fruchtbarkeit ergriffen. Diese Menschen reichen einander die Hand, weshalb denn die Schrebergarten-Bewegung sicherlich eine der gesundesten ist, die wir haben.

Auch spürt man, wie bei der Siedlung sich das Gesunde und Mögliche immer mehr durchsetzt. Wir wollen das, was bisher geschehen ist, nicht verkleinern, mag doch in den letzten zehn Jahren eine Bodenfläche bei uns neu besiedelt worden sein, die so groß ist wie die Rheinpfalz. Das ist aber noch zu wenig, und vor allem hat man zu kostspielig gearbeitet. Heute hört man immer häufiger die Ansicht vertreten, man solle einem Jungbauern einfach das Land geben und eine ganz kleine Summe, damit er sich die ersten Geräte anschaffen kann. Die Summe bildet ein Darlehen, das nach und nach zurückgezahlt werden muß. Dann hängt alles nicht vom Staat ab, sondern von dem Menschen, der etwas unternimmt, der geschickt ist, der sich eine Baracke baut, der den Tag beräuft, an dem die Bauerin einziehen kann, und dem in seinen Kindern eine Mitarbeiterschaft heranwächst, die freudig mit Hand ans Werk legt. Das ist die Interessengemeinschaft der Familie, die Tatsgemeinschaft der Notgemeinschaft, die lebendige Kette der Nation. Lebt die erste Generation in einer Baracke, so hirnat es die zweite oder dritte zu einem Hof, denkt doch der Bauer nicht wie der Städter von heute auf morgen, sondern in Generationen.

In dem Interesse für die kleinbäuerliche Siedlung soll man nur nicht eine einseitige Bevorzugung der Landwirtschaft sehen! In Wirklichkeit ist nämlich die Kleinbäuerliche Familie der Mutterboden für alle Stände und für alle Berufe. Nur in ihr will man noch den Nachwuchs, den man nicht als eine Last, sondern als eine Hilfe empfindet. Die moderne Eugenik weist immer entschiedener auf die Bedeutung der Kleinbauern-Bevölkerung hin, und betrachtet sie immer mehr im Gesamtrahmen der deutschen Entwicklung. Ein ganz neues Gebiet der Forschung eröffnet sich hier, eines, das schon in seinen ersten Ergebnissen erschütternde Wahrheiten enthüllt. Wir erfahren, daß der Nachwuchs erforsunder Familien in allen möglichen Ständen immer mehr sinkt, sobald die Kinder die Eltern nicht mehr erleben werden. Andererseits mehren sich verhältnismäßig am stärksten die Kinder in den Familien, in denen die Gesundheit, die körperliche und die seelische, schon stark gelitten hat, sobald selbst das Erbgefüge angegriffen ist. Man muß hier nie an einzelne Menschen denken, sondern an die Gesamtheit. Es geht auch nicht darum, der helfenden Liebe irgendwelche Schranken zu setzen. Es kommt sich vielmehr um eine großzügige Bevölkerungspolitik, die darauf auszugehen hat, daß das Gesunde wachse und daß die Zahl der Kranken sich nicht unnatürlich erhöhe. Hier liegt das Gebiet, auf dem manche Energien, die sich heute in allen möglichen wahnsinnigen Rassetheorien austoben, fruchtbare Arbeit leisten können.

Sprechen wir einander die Hand, weshalb denn die Schrebergarten-Bewegung sicherlich eine der gesundesten ist, die wir haben.

Auch spürt man, wie bei der Siedlung

Eine deutsche Prinzessin Schwedens zukünftige Königin?

Prinzessin Sybille von Sachsen-Coburg-Gotha und Prinz Gustav Adolf, der älteste Sohn des Kronprinzen von Schweden, deren Verlobung bevorstehen soll.

Der Mann im Monde.

Arktis-Filmexpedition unter deutscher Leitung

Der etwa 2000 Tonnen große englische Dampfer „Borodino" wird demnächst von Hamburg zu einer Fahrt nach Grönland in See gehen. An Bord befindet sich eine amerikanische Filmexpedition, die einen Film „Der Eisberg" drehen will. Der wissenschaftliche Leiter ist Dr. Löwe, der seinerzeit mit Wegener in Grönland weilte.

Unsere Bilder zeigen den Dampfer „Borodino" und Dr. Löwa.

Die erste große Warn- und Luftschutzübung

In Wilhelmshaven fand unter Mitwirkung der Reichsmarine, der Polizei, der Reichsbahn und der Post, der Feuerwehr, der Sanitätskolonnen und der Technischen Nothilfe eine große Luftschutzübung statt, die den Schutz der Marinewerft Wilhelmshaven zum Ziele hatte, die in das Hauptangriffsobjekt feindlicher Flieger sein würde. Vor der Halle wurde das Einschlagen einer Senfgasbombe gezeigt, ferner wurde die Behandlung von Gaskranken vorgeführt.

Ein Flugzeug mit Spindeln statt mit Flügeln

Ein neues amerikanisches Flugzeug,

bei dem die Flügel durch Rotor-Spindeln ersetzt sind. Das Flugzeug besitzt drei Motoren, von denen zwei die Spindeln treiben. Der Erfinder behauptet, sein Flugzeug besitze die doppelte Startkraft eines normalen Flugzeuges und könne doppelt so schnell landen.

Aus fernen Zonen

Als erste Deutsche durch den Hohen Atlas

Eine Zwei-Männer-Expedition ins ‚unbekannte Afrika'

Dr. Josef Blatti

Nachdruck verboten.

Kürzlich entdeckten zwei Deutsche, der Tierarzt Th. Baumgartner und Dr. J. Blatti, daß alle Karten des Hohen Atlas in Marokko unvollständig waren und Widersprüche aufwiesen. Und während alle anderen deutschen Expeditionen mit Unterstützung öffentlicher Körperschaften nach Asien oder Südamerika gingen, zogen sie auf eigene Gefahr (und eigene Rechnung) in dies für Europäer meist versperrte riesenhafte Gebirgsmassiv, das die Alten „Die Säulen des Herkules" genannt hatten und auf denen ihrer Meinung nach **uns** Gebäude der Welt ruhte. — Jetzt sind die beiden Forscher zurückgekehrt und geben hier eine zusammenfassende Schilderung ihrer Fahrten.

Unsere Zeit ist knapp. Der Herr General-Resident in Rabat hat uns nur drei Wochen Aufenthalt in Marokko bewilligt. Davon benötigen wir mindestens eine Woche für die Besteigung und Durchquerung des Bergmassivs mit Abstieg nach dem Sous bis nach Taroudant. „Wissen Sie, daß das Betreten des Gebietes südlich des Zentralkammes verboten ist?" — „Wir haben gehört, daß vom Militärkommando eine Erlaubnis erteilt wird." — „Haben Sie einen triftigen Grund?" — „Wir wollen Erstbesteigungen unternehmen." — „Gut, Sie sind Deutsche bezw. Oesterreicher. Deutsche waren noch nicht auf dem Hohen Atlas. Sie müssen ein Gesuch beim Oberkommandierenden machen. Aber eine Woche bewilligt er Ihnen nie, höchstens zwei Tage für die Durchquerung der „zone de l'insecurité".

Der General in seinem Arbeitszimmer im Kommandanturgebäude in Gueliz, dem Europäerviertel von Marrakesch, war noch der harten Miene, zu der Marokko verpflichtet, ein liebenswürdiger Mensch, der uns die erbetene Erlaubnis für zwei Tage gern bewilligte. „Aber ich mache Sie aufmerksam, daß es sehr schwer ist, das Gebiet südlich vom Atlas in zwei Tagen zu durchqueren. Sie haben keine Zeit, sich aufzuhalten.

Später sahen wir, daß es **unmöglich** ist, **die erwähnte Zone in zwei Tagen zu bewältigen. Unsere Landsleute in der Zone gewesen sind, wir trafen viele dort. Alle glaubten sie, uns warnen zu müssen.**

Aoni, 50 Kilometer südlich von Marakesch, 1000 Meter hoch, heißt das „Sahaminiz des Atlas". Sogar ein „Hotel" gibt es dort und vor allem eine Straße. Leider kein Auto! Zum Glück entdeken wir auf der Dschema el Fna (dem Hauptplatz von Marakesch) einheimische Marktfahrer in ihren bunten Kostümen, die einen kleinen Omnibus chartern. Wir fahren mit — in unserer Ausrüstung mit den Rucksäcken viel angestaunt. 30 Kilometer hinter Marakesch heben sich die Vorberge unvermittelt aus dem Boden. Die Straße kriecht hoch über einer Schlucht. Die engebauten roten Lehmhäuser des Atlas brennen in der Sonne an den steilen Berghängen. In der Kantine in Asni,

bewohnt von den beiden letzten und einzigen Europäern,

mieten wir die beiden Reittiere, die gleichzeitig die Lasten tragen müssen. Zwei Männer begleiten mehr die Tiere als uns. Dafür bekommen sie für sechs Tage 200 Francs und zu essen und zu trinken. Ihre ganze Tracht besteht in einer Kutte, die bis in die Mitte der Oberschenkel reicht. Die Sandalen ziehen sie später aus und laufen (buchstäblich) barfuß über Stock und Stein, Dorn und Distel. Die Begleitung der Eingeborenen hat uns vielfach das Vertrauen der Bergbewohner gewonnen. Reden konnten wir nicht mit ihnen.

In diesem Tal vermuten die Leute noch richtig, daß wir in die Berge wollen. Sie lassen sich photographieren, allerdings **nur gegen Bezahlung.** Lang begleiten uns Feige, Johannisbrot, Nußbäume und blühendes Oleandergebüsch. Mais wird auf Terrassen kunstvoll gebaut. Auf der schmalen Sohle rauscht ein Bach. Schöne, grüne Oasen mitten in der braunen, roten bis hellgelben Gesteinswüstnis leuchten herauf. Wacholderbäume wachsen bis fast 3000 Meter hinauf.

In Altrount, dem letzten Dorf (2000 Meter), schlafen wir in einem primitiven Hüttchen, zu dem ein Bauer den Schlüssel hat. Die Natur in dem Bergkessel ist bezaubernd. Den Abschluß bilden die mächtigen Nordabstürze des Toub-kal-Massivs. Die Nacht ist von dem Gebrüll der Schakale erfüllt, die durch die Wächter von Schaf- und Ziegenherden ferngehalten werden müssen. Am Morgen begleitet uns **beim Aufbruch zu unserer Bewunderung der Hütten-Wächter.** Der Weg wird steil und ist stellenweise kaum auffindbar. Bei Chametouch, einer Alp (Alpe), erwarten wir in das Tal zum Tisi 'n Quagan ein. Weiter oben stoßen **Berghirten** zu uns, stämmige Männer und Burschen mit wildem Blick, **mit den typischen gekrümmten Dolchen.**

In 3000 Meter Höhe schlagen wir unsere Zeltlager auf. Es ist 1 Uhr mittags, wir machen uns an den Aufstieg auf den Gipfel. Die beiden Führer bleiben zurück. Der dritte trägt uns für 30 Frs. einen Rucksack. Er kennt den Weg, der sonst ungewiß wäre. Es geht über steile Schuttkare, durchsetzt von großen Porphyrblöcken, die von den im Licht der Sonne rotglänzenden hohen Wänden herabgestürzt sind, zuletzt in leichter Kletterei über den Nordgrat.

In vier Stunden vom Lagerplatz haben wir

den höchsten Gipfel Nordafrikas erreicht.

Das Aneroid mißt 4165 Meter (etwas weniger als die Geographen annahmen). Wir steigen nach dem unbekannten Süden ab. Leider sieht Nebel auf. Beim Abstieg überrascht uns die Nacht. Im Lager kochen wir. Die Hirten sind noch da.

Erst der Anblick unserer Pistolen bewegt die ungebetenen Gäste, sich zu entfernen.

In der Nacht kommt ein Wettersturm. Sturm rüttelt am Zelt. Wir frieren auf dem harten Zeltboden. Die Führer verbringen, kaum geschlitzt, die Nacht im Freien. Den ganzen folgenden Tag und die zweite Nacht gießt es in Strömen. Endlich bricht der dritte Morgen prächtig an, und wir ziehen hinauf auf den Paß (3750 Meter). Der Marsch über den Tisi'n Quagan ist für die Tiere sehr beschwerlich. Im Süden treten neue Berggruppen hervor, ganz nahe, **dolomitenartige,** hochgeschwungene Felsformen und Wände. Rundschliffe und Moränenhügel beweisen deutlich **einstige Vergletscherung.**

Wir reiten den ganzen Tag durch ein tiefeingeschnittenes, schluchtartiges Tal, durch das ein Bach fließt. Schöne Bergbirken begleiten uns, hoch über dem Abgrund stehend. Wir gönnen uns keine Rast bis zum späten Abend. Da endlich treffen wir **die erste Siedlung** auf 2050 Meter Höhe, Tgoundafin, wo wir todmüde unser Lager aufschlagen. Die Leute laufen auf den Dächern zusammen und starren uns an. Fremde! Jahrelang ein ungewohntes Ereignis. Eine wundersam milde Mondnacht liegt über den Bergen. Zu später Stunde erscheint der Aeltste des Dorfes zur Begrüßung, begleitet von Leuten, die uns mit Hammelbraten, Brot und Butter bewirten. Am Morgen bringen sie Milch und Tee. Nur mit Mühe gelingt es uns, bei den primitiven Wohnungen einige Aufnahmen zu machen. Die Leute wissen nicht, um was es sich handelt, und glauben an **bösen Zauber.**

Einen ganzen Tag ziehen wir noch durch das Tal. Der Weg läuft abwechselnd auf der Sohle oder hoch am steilen Hang, wo die Dörfer kleben, um **in beschwerlich halsbrecherische** Vor der Einmündung des Tales in das Haupttal bei Mga Tourmalic stoßen wir auf

die ersten europäischen Spuren: Eine Kupferhammer-Fabrik, betrieben außer Betrieb.

Wir essen beim französischen Wirt in einer Kantine mitten in der Wildnis Kuskus, die Nationalspeise des Atlas. Ringsum kampieren die Eingeborenen im Busch. Schwermütiger Gesang tönt aus der Nacht zu uns herüber. Wenn es einem Berber einfällt, die Kantine zu betreten, stürzen sich wie auf Kommando die fünf Wachhunde auf den Eindringling — nur vor Europäern haben sie Respekt.

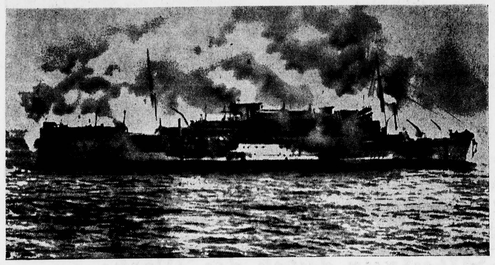
Unsere Erlaubnis ist abgelaufen. Wir wollen aber doch zu unserem Endziel, **der verbotenen Stadt Taroudant** im geheimnisvollen Sous, gelangen. Wir fahren also mit dem Auto über die Hafenstadt Mogador nach Agadir, dem befestigten historischen Küstenplatz,

in dem es schon vier Jahre lang nicht mehr geregnet hat.

Das ist zwar ein weiter Umweg, geht aber immer noch schneller als auf dem Karawanenweg. Wir verschaffen uns die **Erlaubnis** zum Besuch von Taroudant, der Eingeborenenstadt, 100 Kilometer östlich von Agadir.

Auf schlechter Straße **geht es** in einem mit Eingeborenen und Legions-Offizieren besetzten Auto zu der uralten, von einer mächtigen roten Lehmmauer umgebenen Stadt. Seltsam genug nimmt sich das Auto aus in diesem echt orientalischen Rahmen, der Bilder aus Tausendundeiner Nacht lebendig werden läßt. Im arabischen „Hotel" erhalten wir den Besuch des Stadthäuptlings. Wir bewundern seine Söhne, die wir leider nicht betreten dürfen, und herrliche Palmengärten, die bei dem aus dem nahen Tal zugeleiteten Wasser gedeihen. Europa ist vergessen.

In der Ferne im Norden grüßen die Hochgipfel des Hohen Atlas. Hier nehmen wir Abschied vom „unbekannten Afrika".



Der Brand der „George Philippar"

Das erste Bild von dem brennenden französischen Ostasiendampfer „George Philippar", der, wie erinnerlich, im Golf von Aden in Flammen aufgegangen war. Die Brandkatastrophe hat etwa 80 Menschen das Leben gekostet.

Sukkur und Dnjeprostroj,

die zwei größten Staudämme der Welt

Wunderwerke der Technik in Indien und Rußland

Es ist auffallend, daß gerade im Jahre 1932, das in so mancher Beziehung als schwerstes Krisenjahr eingehen wird, zwei gewaltige technische Werke vollendet worden konnten, die zwei größten Staudämme der Welt, in der Nähe von **Sukkur in Indien** und an mittleren Lauf des **Dnjepr-Flusses in Rußland.** Sie verkörpern den glorreichen Sieg des schöpferischen, menschlichen Geistes über die trägen Kräfte der Natur.

Der Staudamm von **Sukkur** ist ein wahres Wunderwerk der modernen Technik. Er hat eine Länge von 820 Meter und besteht aus sechsundsechzig Schleusen. Im Frühjahr, wenn das Wasser im Indus-Strom seinen Höchststand erreicht, wird durch die Oeffnung der sechsundsechzig gewaltigen, fühlerem Tore die Bewässerung eines bis jetzt brachliegenden Gebietes von 32 Millionen Hektar ermöglicht werden. Bei niedrigem Wasserstand werden die Indus-Gewässer, durch ein weitverzweigtes Kanalnetz geleitet, die ganze Gegend vor der Dürre, dieser größten Plage der indischen Bauern, bewahren können. Der Indus, einer der größten Ströme der Welt, konnte bis jetzt für die Landwirtschaft fast gar nicht ausgenutzt werden. In seinem oberen Lauf fließt der Indus durch unfruchtbare Berggegenden, im mittleren Lauf durchwurzt der Fluß ausgedehnte Wüstengebiete, und seine Mündung in der Nähe des Hafens von Karachi am Indischen Ozean ist für die Schiffahrt wegen der riesigen Ablagerungen von Sand und Schlamm ungeeignet.

Gerade am mittleren Lauf des Indus, in der Nähe von Sukkur, mitten in der Wüste Thar, erhebt sich heute der Riesenstaudamm, an den Kanäle in der Gesamtlänge von 58 000 Kilometer sich anschließen. Der längste unter diesen Kanälen erstreckt sich über 9 000 Kilometer und ist doppelt so breit wie der Suezkanal. Die Benutzung des Wassers aus dem großen Staubecken steht jeder Privatperson frei zur Verfügung. Jedes indische Dorf in dem Gebiete, dessen Größe der gesamten Anbaufläche Kappentens entspricht, hat das Recht, das Wasser aus dem Staubecken unentgeltlich auf seinen Boden abzuleiten. Die Bedeutung des Staudammes von Sukkur für die Bevölkerung Indiens liegt klar auf der Hand. Schon in den nächsten Jahren wird die unfruchtbare, unbebaute, sandige Thar-Wüste in einen blühenden Garten umgewandelt werden können. Die englische Verwaltung in Indien kann für sich die Ehre in Anspruch nehmen, ein Werk von größter kolonisatorischer und volkswirtschaftlicher Tragweite geschaffen zu haben.

Kann der Staudamm von Sukkur als größtes Werk dieser Art in der Welt gelten, so ist der **Staudamm am Dnjepr** der gewaltigste in Europa. Er wurde erst vor einigen Tagen vollendet, und die Riesenarbeiten des Dnjeprostroj-Planes, den früheren Großherzog von Luxemburg, mit großem Gefolge besucht. Der Herzog als leidenschaftlicher Reiter und Jäger hatte an der Stelle seinen großen Gefallen gefunden, und unter seinem Protektorat entstand in Ljppspringe eine Parforcejagdgesellschaft, die in der Sonne des Jagdretten im englischen Stile pflegte. Die Jagd Zeit der herzoglichen Jagden war eine Zeit der Blüte und des Wohlstandes für das Städtchen Ljppspringe sowohl wie für das Bad, dessen Gebäude den Jagdteilnehmern und dem Gefolge des Herzogs von Nassau als Quartier dienten. Die durch den „Nassauer" für die Sonne begründete reiterliche Tradition wird bis in die jüngste Zeit hin durch den Sonne-Parforcejagdverein weitergeführt.

Unmittelbar nach dem Kriege hat die Ljppspringer Bürgerschaft mit aller Energie den Anschluß an die neue Zeit gesucht und gefunden. Allerdings hatte Ljppspringe nicht das Glück wie mancher andere Badeort, vom Staate Millionenbeträge zum Ausbau seiner Einrichtungen zu erhalten, sondern lediglich aus eigener Kraft ging man an den zeitgemäßen Ausbau aller dem Badeleben dienenden Einrichtungen. Das sog. „Neue Kurhaus", das 1855 für den Herzog von Nassau erbaut worden war, wurde umgebaut und zu einem Kurmittelhause mit pneumatischen Kammern und den vielseitigsten Inhalationsapparaten umgestaltet, und die Stadt errichtete, um den steigenden Ansprüchen des Kurbetriebs weiter entgegenzukommen, im 1000 Morgen großen städtischen Kurwalde das Kaiser-Karls-Bad mit Badehaus und Inhalationszimmer. In den Jahren 1927—29 wurde mit großer Energie unter Aufwendung von 2½ Millionen RM die Volkanalisierung, Asphaltierung und Bepflanzung des gesamten Straßennetzes durchgeführt. Alle Besucher äußern sich übereinstimmend dahin, daß Bad Ljppspringe heute einer der saubersten und gepflegtesten Kur- und Erholungsorte Westdeutschlands ist.

Das hundertjährige Bestehen dieses Badeortes, in dem seit nun drei Menschenaltern der Kampf gegen die Erkrankungen der Atmungsorgane systematisch geführt wird, wird also diesem Grunde in weiten Kreisen Beachtung finden. Haben doch alle Entdeckungen in bezug auf die Erkrankungen der Luftwege, alle Gründungen von Heilstätten und mancherlei offene Besdbung nicht vermocht, den Ruf der Ljppspringer Kuren als wirksamstes Bekämpfungsmittel dieser Erkrankungen auf die Dauer zu beeinträchtigen. Es mag ja mondäner sein — obwohl es ein längst verlassener Standpunkt ist, daß nur das Hochgebirge Heilung bringen kann —, die bekannten Kurorte des Auslandes aufzusuchen, und der Deutsche ist ja auch heute noch vielfach geneigt, im Auslande zu suchen, was er im eigenen Lande ebenso gut, vielleicht besser haben kann. Aber wir leben in Notzeiten. In der heutigen Zeit schwerster wirtschaftlicher Not sollte man sich mehr denn je auf die Heilkräfte der engeren Heimat besinnen, die denen des Auslandes mindestens gleichwertig sind. In Ljppspringe ist es das eigentümliche Klima, das „Sonnenklima", das neben den Heilquellen, die die neuerdings so viel gerühmte Kaltetherapie in leichtest assimilierbarer Form bieten, als wirksamer Heilfaktor sich bewährt hat. Auch die langjährige Erfahrung der Ljppspringer Badeärzte darf als bedeutender Faktor bei der Behandlung dieser Erkrankungen nicht unterschätzt werden. Vielleicht führt die Schonung der Auslandsreisen, die allerdings ihre zwei Seiten hat und der nicht das Wort geredet werden soll, zur Besinnung auf die Heilschätze des heimatlichen Bodens. Die Ueberzeugung dürfte sich dann Bahn brechen, daß eine solche alle Heilfaktoren bietende Kur, unter den klimatischen Bedingungen der Heimat — unter denen der Genesungsuchende nach der Kur wieder leben muß! — einem Kuraufenthalt im Auslande in den meisten Fällen vorzuziehen sein wird. Dem rührigen Bade Ljppspringe, das in den letzten Jahren fast übermenschliche Anstrengungen zum Ausbau seiner im Dienst der Volksgesundung geschaffenen Einrichtungen gemacht hat, ist es zu wünschen, daß es in allen Kreisen, vor allem auch in der Aerzteschaft, die Beachtung findet, die es verdient.

Am Pfingstsonntag wurde in altgewohnter Weise im Kurpark die Saison mit einem Doppelkonzert eröffnet. Der herrliche alte Ljppspringer Kurpark, im Stil der englischen Landschaftsgärten, steht im schönsten Blütenschmuck, als wollte die Natur das Bad in seinem Jubiläumsjahr besonders mit ihren Reizen schmücken. Kur- und Kurmittelpreise sind stark abgebaut und die Arzthonorare sowie die Preise in den Sanatorien und Kurheimen auf das irgendmöglichste Maß herabgesetzt. Pauschalkuren zu verbilligten Preisen bestehen schon seit Jahren. Inmitten seiner schönen Umgebung, des Teutoburger Waldes im ersten jungen Grün seiner Buchenwälder, mit den berühmten Ausflugsorten Hermannsdenkmal und Externsteine, ist der freundliche Badeort Ljppspringe ein Erholungsziel, das zur Heilung sämtlicher Erkrankungen der Luftwege in erster Linie in Betracht kommt.

R. Sch.

Nach einer Zeichnung von J. Struck, Bad Lippspringe.

Die Quelle der Lippe in Bad Lippspringe

Urlaub in Sicht!

Sollen wir reisen? — Wohin sollen wir reisen? — Wann sollen wir reisen?

Die schweren wirtschaftlichen Verhältnisse mögen in diesem Jahre vielen den Gedanken nahelegen, die Erholungswochen zu Hause zu verbringen. Andererseits haben wir alle das gründliche Ausspannen heute nötiger denn je, um neue Kraft und Frische für den aufreibenden Existenzkampf zu gewinnen. — Wir haben maßgebenden Stellen die drei Fragen vorgelegt: Sollen wir reisen? — Wohin sollen wir reisen? — Wann sollen wir reisen?

Sollen wir reisen?

Hierzu sagt der Arzt:

Ob wir verreisen sollen? Na, — und ob! Von rechtswegen mindestens acht Wochen! (Wenn wir könnten!) Wir können allerdings leider nicht —

Aber im Ernst: Die Urlaubsreise gehört zu den sogen. **lebenswichtigen** Dingen, — sie ist durch nichts so voll zu ersetzen! Nicht einmal durch das Wochenende! Zum Ausspannen vom Arbeitsjahr genügt es nicht. Der Mensch muß sich einmal im Jahr ganz aus der gewohnten Umgebung loslösen, dadurch vor allem der gründlichen **Luftveränderung,** er muß durch die **Entfernung** daver geschützt werden, sich während der Erholungszeit mit seinem Beruf auseinanderzusetzen, — nur dann kann eine gründliche Erholung der Nerven das Ergebnis sein!

Also: nichts ist verkehrter, als die Ansicht, die Urlaubsreise sei **Luxus!** Nicht zu verreisen, wenn man das Geld irgendwie aufbringen kann, — ist Luxus!

Und sonst? Daß ein Mensch mit schwachem Herzen keine hochalpinen Bergtouren unternehmen, daß ein hochgradig Blutarmer nicht zweimal täglich im Meere Wasser baden soll und ähnliche Sünden, — sehe ich als bekannt voraus. Wer beruflich oder nebenberuflich **körperliche** Arbeiten leistet, tut besser daran, sich in den Stand oder auf die Weise zu legen, als täglich sechs Stunden zu wandern! Der sogen. **geistige** Arbeiter und der **Büromensch** sollen das Gegenteil tun. Es empfiehlt sich, nicht täglich bis zwei Uhr nachts in den Tanzlokalen bei Cocktails sich aufzuhalten! Das unterstützt die Erholung nicht unbedingt! Diese paar Wochen müssen am Tag und in der Nacht **vernünftig** verbracht werden!

Ein ernstes Kapitel ist die alsdann **sogenannte** „Sonnenbräune", — jedenfalls für die, die es bei ihr nicht bewenden sind! Sich jeden Tag stundenlang in bewegungslosem Zustand mit ungeschütztem Kopf von der Sonne braten und schmoren zu lassen, ist **großer Unfug,** der sehr oft in schwere gesundheitliche Schädigung ausartet, — besonders bei Leuten mit angegriffener Lunge! Auch Sonne will mit Maß und Ziel genossen werden! — Und zum Schluß: es gibt keine bessere Erholung, als eine gesunde, herbahte Langeweile in den Ferien!

Jedenfalls: Heraus aus der Stadt, — und wenn es nur acht Tage und nur 100 Kilometer sind.

Dr. med. Walter Heinrich.

Wohin sollen wir reisen?

Bei der Reichszentrale für den deutschen Reiseverkehr.

Der Dezernent beantwortet meine Frage nach dem: „Wohin?" mit dem lapidaren Satz: „Wohin Sie wollen!" — und Material wird mir vorgelegt, daß mir der Kopf schwindelt. Hat auch Lieber nicht jeder Deutsche Sonntags ein Huhn im Topf, — für seine Urlaubsreise in diesem Jahr — auch für **bescheidene** Ansprüche — ist gesorgt!

Zunächst die generelle Fahrtermäßigung von Juni bis Oktober für Urlaubskarten innerhalb Deutschlands. Eine weitere Verbilligung: Sämtliche Eil- und Schnellzugs-Zuschläge sind um die Hälfte herabgesetzt, — auch die Sätze der Reisegepäck-Versicherung sind um 20 Prozent ermäßigt.

Und nun wohin? Leichter wäre zu sagen: **„Wohin nicht?"** Als Devise hat die Reichsbahnzentrale ihren Propagandaschriften das Stichwort vorangestellt: **„Wer Jahr für Jahr auf seiner Ferienreise den gleichen Ort aufsucht, bleibt Stammtischler, — auch im Reisen!"**

Unter den vielseitigen Möglichkeiten sind drei Gruppen zu unterscheiden:

Einzelsahrten von den einzelnen Reichsbahndirektionen (Berlin, Erfurt, Köln, München usw.) mit **rd. 50 Prozent** Fahrpreis-Ermäßigung.

Gesellschaftsreisen, mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Zeiten auch für möglichst kurze Dauer und möglichst billig zusammengestellt, 8 bis 10, höchstens 12 Tage! Reisen je nach der Entfernung des Reiseziels im Durchschnitt um 100 RM.

Pauschalaufenthalte, eine besonders günstige Neuerung, die es dem Reisenden ermöglicht, zu einem ermäßigten Pauschalpreis eine ganze Reihe von Orten zu besuchen. Unterkunft und Verpflegung werden mit Gutscheinen bezahlt, die in den Hotels und Pensionen der zusammengeschlossenen Ortschaften angenommen werden.

Also wohin? 3. B. eine zehntägige Rheinfahrt mit Auto, Schiff und Bahn von Köln über Bonn, Königswinter, Bad Neuenahr, Koblenz, Bacharach nach Frankfurt a. M.! Oder — nach Rügen zu Schiff oder über Land mit siebentägigem Aufenthalt in Göhren, Binz oder Saßnitz! Oder — eine sechstägige Autofahrt durch den Harz und Thüringer Wald von Thale bis Erfurt! Oder — eine Woche Schwarzwald oder Nordsee! Oder — zehn Tage Oberammergau in den Bayerischen Alpen (im sogen. Uebungstheater werden diesen Sommer bibliche Stücke aufgeführt). Oder — wir schließen uns einer zwölftägigen Omnibusreise an auf modernen Schiffen, je nach Wahl Masuren oder „Frische Nehrung". Wir können auch mit dem Gesellschaftsauto durch die schönsten Gebirge fahren, vor mehr für den Süden ist, kann sich für eine Bodenseereise entscheiden! Kurz: Ganz Deutschland steht dem Urlaubsreisenden offen!

Unmöglich, alle Gelegenheiten für eine ergiebige und doch relativ billige Ferienfahrt aufzuzählen! Nur noch ein Hinweis, daß auch die Taxen in den staatlichen Heilbädern um 25 Prozent ermäßigt und bereits auf den Vortriegsstand und z. T. noch darunter angelangt sind, — daß die Fahrpreise der Dampfschiffahrt auf der Oberweser um 10 Prozent gesenkt, dauernde Rückfahrkarten mit 50 Prozent Ermäßigung zu haben sind, — daß die Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrt rheinauf und -abwärts einwöchige Fahrten zum Pauschalpreis von 77 RM einschl. aller Unkosten veranstaltet.

Sich aus der Ueberfülle der Möglichkeiten das für ihn geeignete herauszusuchen, das soll nun jeder selbst machen! Und ist es nicht wunderbar, abends am Familientisch Reisepläne zu schmieden?!

Wann sollen wir reisen?

Das Meteorologische Institut sagt: „Ohne unser Obligo!"

In Urlaub zu fahren und dann 14 Tage — **einzuregnen,** ist nicht schön! Manchem ist es aber auch unangenehm, 14 Tage Sonnenlicht genießen, wenn man täglich große Wanderungen unternehmen will, oder südlies Wanderwetter, wenn man in der Absicht kam, Sommerluft zu treiben! Deshalb ist die Frage sehr wichtig: Wann soll man verreisen? Leider weiß das Meteorologische Institut diese Frage auch nicht mit Sicherheit zu beantworten. Aber Herr Prof. Schwalbe hat mit sehr interessantes Tabellenmaterial in die Hand gedrückt, aus dem jeder Einzelne seine Nutzanwendung ziehen kann.

Die durchschnittlichen **Sommertemperaturen:**

Westerwald: im Mai 10,3 Grad C., Juni 14,1, Juli 16, August 16,

Kassel: im Mai 12,2 Grad C., Juni 15,5, Juli 16,9, August 16,3,

München: im Mai 12,7 Grad C., Juni 16,1, Juli 18, August 17,3,

Feldberg: im Mai 9,2 Grad C., Juni 12,3, Juli 13,8, August 13,2,

Schneekoppe: im Mai 3 Grad C., Juni 6,3, Juli 8, August 7,5.

Was ersieht man daraus? Daß es im allgemeinen kühleres Klima wird, je höher man hinauf kommt, mit Ausnahme der See, die bei bedeutend tieferer Lage niedrigere Temperaturen hat als beispielsweise München.

Die durchschnittlichen **Niederschlagsmengen:**

Westerwald: im Mai 39 Millimeter, Juni 48, Juli 56, Aug. 85, Sept. 81,

Kassel: im Mai 51 Millimeter, Juni 60, Juli 78, Aug. 65, Sept. 46,2,

München: im Mai 93,1 Millimeter, Juni 118,9, Juli 127,5, Aug. 105,9, Sept. 94,2,

Feldberg: im Mai 64 Millimeter, Juni 84, Juli 97, Aug. 101, Sept. 83,

Schneekoppe: im Mai 102 Millimeter, Juni 131, Juli 143, Aug. 137, Sept. 108.

Von diesen Zahlen darf man sich aber wenig beeindrucken lassen: nicht die Zahl der Regentage oder Stunden geht daraus hervor, — sondern nur die **Regenmenge!** Sie kann in wenigen ausgiebigen Gewitterlissen, evtl. auch nachts, zustande kommen, sie kann aber auch in tagelangem dünnem Nieselregen, dem Schrecken des Ferienreisenden, herabträufeln. Eher läßt sich ein Rückschluß auf die Regenstunden ermöglichen, wenn man dazu die Tabelle der durchschnittlichen Sonnenscheindauer betrachtet. Die Sonne scheint durchschnittlich in:

Westerland: im Mai 49% v. H. Sept., Juni 43% v. H. Juli 43% v. 7, Aug. 43% v. 6,3, Sept. 38% v. 4,8,

Kassel: im Mai 41% v. 6,6 Std., Juni 42% v. 6,9, Juli 39% v. 6,3, Aug. 41% v. 6, Sept. 34% v. 6,3,

Feldberg: im Mai 36% v. 7,5 Std., Juni 39% v. 6,5, Juli 34% v. 5,6, Aug. 35% v. 5,2, Sept. 30% v. 2,8,

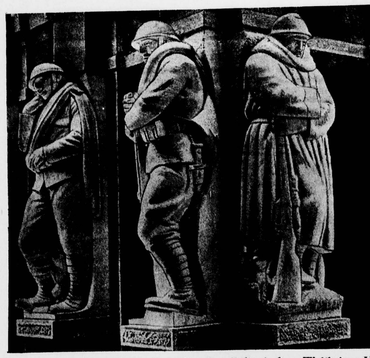
Schneekoppe: im Mai 33% v. 5,2 Std., Juni 31% v. 5,2, Juli 32% v. 5,2, Aug. 33% v. 4,7, Sept. 30% v. 3,8.

Alles in allem: Genaue und verbindliche Richtlinien für das „Wann" der Ferienreise lassen sich aus den wissenschaftlichen Beobachtungen **nicht** aufstellen. Der Wanderlustige wird wohl besser den September wählen, der Wasserfreund die Hochsommermonate, sowie nicht Berufsrücksichten überhaupt den Zeitpunkt der Ferienreise bestimmen, was ja in den meisten Fällen sein wird.

Und schließlich: Urlaubswetter ist — Glückssache. Sie werden sicher Glück haben! Also viel Vergnügen für frohe und erholsame Ferien!

Musiksommer 1932 in Bad Pyrmont

In Bad Pyrmont werden in diesem Jahre wieder 14 Sinfoniekonzerte durchgeführt. Ausführende sind wiederum das Dresdner Philharmonische Orchester unter Generalmusikdirektor Walter Steber. Bei den Sinfoniekonzerten wirken u. a. Generalmusikdirektor Professor Hermann Abendroth-Köln und Generalmusikdirektor Fritz Busch-Dresden als Gastdirigenten mit und von bekannten Solisten u. a. Professor Dr. Hans Hermann-Berlin (Geige), Lubka Kolessa (Klavier). Zwei Sinfoniekonzerte sind neuen Schöpfungen lebender Komponisten gewidmet. Ende Mai findet eine Haydn-Feier mit der Schöpfung statt, bei der Mina Edel-Wild-Berlin (Sopran), Max Mansfeld-Berlin (Tenor), Professor Albert Fischer-Berlin (Baß) und der Pyrmonter Musikverein mitwirken.



Ein gigantisches Mausoleum für den italienischen Weltkriegs-Heerführer Cadorna

Die symbolischen Monumental-Plastiken des Denkmals.

Auf die Initiative von Italienischen Kriegsteilnehmern wurde jetzt am Ufer des Lago Maggiore ein 19 Meter hohes Monument zur Erinnerung an den Marschall Luigi Cadorna, bis 1917 Oberbefehlshaber des italienischen Heeres, errichtet.

Frau Ingrid fährt Kalesche

Originalroman von Wilhelm Scheider

(Schluß.) (Nachdruck verboten!)

„Schluß mit der Hin- und Herrederei. Harriet, ich muß mich fertig machen. Du fährst sofort mit dem Gepäck nach Helsingör und erwartest uns, wie es besprochen wurde. In Helsingör ist das Flugzeug. Das wird morgen ein hübscher Abend in Piccadilly. Freue mich schon. Gut, daß du deine Mutter schon abgeschoben hast. Die Alte können wir jetzt nicht brauchen . . ."

Eustace hat genug gehört. Er ist zufrieden. Vorsichtig tritt er den Rückzug an.

XXV.

Nacht überm Sund

Als Eustace die Strandstraße erreicht, schweift sein Blick zunächst zur Strandstraße hinüber.

Deck und Kajüten liegen dunkel. Die Lampions sind erloschen. Nur die grünen, gelben und roten Vorlichter schimmern durch die Nacht. Das Fest ist aus.

Vor dem Kurhaus verströstet Eustace den wartenden Chauffeur. Dann hält er hinten am Landungssteg Ausschau nach seinem Kameraden . . . Von der „Christa" ist noch nichts zu sehen.

Jetzt bricht für Eustace ein schwerer innerer Kampf an.

Er möchte diese Sache ganz allein machen, ohne Mithilfe der Polizei. Aber schließlich handelt es sich um eine Bande, von der man nicht weiß, wie stark sie ist.

Ihm und Stan allein wird es kaum gelingen, die Bande unschädlich zu machen. Wenn er sie nun verschreckt, hat er seine Aufgabe nicht gelöst. Außerdem soll man doch den Zwillingen ihren Schmuck zurückbringen.

Im Kurhaus von Klampenborg ist noch immer Licht, eine kleine Gesellschaft hält eine Feier ab. Eustace betritt die Telephonzelle, ruft das Kopenhagener Polizeipräsidium an. Er tut es schweren Herzens.

Der diensthabende Kommissar verspricht, sofort mit einer Reihe von Leuten nach Klampenborg zu kommen. Man wird mehrere Privatwagen benutzen, um die Bande nicht zu verscheuchen. In einer kurzen halben Stunde sei man draußen, um unauffällig die Promenade zu besetzen. Die Verhaftung würde erst dann vor sich gehen, wenn die Bande an Land flüchtet.

Signal: das Bellen eines Hundes.

Für das eigentliche Abwehrmanöver erhält Eustace freie Hand. Er jubelt. Somit geht sein Wunsch trotzdem in Erfüllung.

Kaum hat er das Kurhaus verlassen, als die „Christa" im Sund vor dem Landungssteg auftaucht. Stan kommt allein, hat den Kapitän und den Jungen in Kopenhagen gelassen.

Eustace heißt sich ins Boot. „Lichter abblenden!" befiehlt er.

Stan gehorcht. Eustace berichtet mit kurzen Worten.

„Und was glaubst du, wie die Sache vor sich gehen wird?" fragt Stan.

„Natürlich von der Pinasse aus, die dort hinten an der Promenade liegt. Es wird ein glatter Ueberfall. Das Unverschämteste, was ich je erlebte.

In diesem Augenblick kuschen die Scheinwerfer eines Wagens über die Chaussee . . .

„Der Wagen kam aus dem Ort heraus," stellt Eustace fest.

„Vielleicht ergreift Mister X die Flucht?"

„Kaum. Vielmehr bin ich der Ueberzeugung, daß der Angriff von zwei Seiten erfolgen wird. Vielleicht teilt man ein Motorboot von links, eines von rechts ein."

Der Sund schimmert in mattem Licht, die „Christa" schwankt im Wellenschlag. Aber Schiffslichter sind nur in weiter Ferne zu erblicken. Jetzt wird es auch im Kurhaus dunkel.

Eustace blickt auf die Uhr. Es ist zwei. „In zehn Minuten ist der Kommissar mit seinen Leuten da."

Es vergehen weitere fünf Minuten. Man durchsucht die Nacht. Nirgends, weder am Ufer, noch auf dem Sund ist irgend etwas zu entdecken.

Plötzlich jedoch geht eine rote Leuchtrakete hoch, nicht weit hinter dem Kurhaus, in der Richtung auf Kopenhagen. Eustace lacht leise und deutet zur anderen Seite hinüber. Auch dort steigt eine Rakete, eine blaue Leuchtrakete.

„Ich denke mir die Sache so," sagt Eustace, „Mister X, hat vor wenigen Minuten mit seinem Wagen Klampenborg verlassen. Und zwar in der Richtung Kopenhagen. Nun wird er sich mit der einen Hälfte der Bande auf der Chaussee vereinigt haben. Mister Y. dagegen sitzt mit der anderen Hälfte da drüben in der Pinasse. Auf das rote Signal wird mit blau geantwortet. So nimmt die Sache ihren Anfang."

Nach wenigen Minuten stößt Eustace seinen Kameraden in die Rippen und deutet auf den Sund.

Man sieht grünes und rotes Positionslicht eines dunklen Schiffes, das schnell aus der Richtung Kopenhagen herankommt. Ein Außenbordmotor „fluckert". Als er auf wenige hundert Meter heran ist, bemerkt man einen ragenden Mast, von dem Fischernetze herabhängen.

Das große Fischerfahrzeug hält sich dicht am Ufer, dreht aber kurz vor Klampenborg bei, um im weiten Bogen in den Sund hineinzufahren.

„Gut gemacht," flüstert Eustace, „so ein Kutter ist in der Nacht viel weniger auffällig als ein Motorboot. Der Wachhabende auf der „Ophir" wird sich kaum ängstigen, wenn er das Fahrzeug in seiner Nähe bemerkt. Uebrigens hat man die Absicht, vom Sund aus auf die „Ophir" loszusteuern. Natürlich wird man dabei die Lichter abblenden . . . Stan . . . den Motor klarmachen . . ."

In diesem Augenblick klafft am Ufer ein Spalt.

Eustace ist zufrieden. „Sie legen sich hinter die „Ophir" . . . folglich sind wir gedeckt, wenn wir von vorn an die „Ophir" herangehen," kombiniert er. „Die Polizei ist auch da . . . los . . . Stan, starten!"

In langsamer Fahrt fährt die „Christa" auf die „Ophir" zu. In der Tat ist vom Fischerboot nichts zu sehen.. Sie liegen entweder hinter der Jacht, oder haben schon die Lichter gelöscht.

Eustace aber ist auf der Hut. Er erwartet, daß von links aus die Pinasse auf die „Ophir" zuschießt. Natürlich mit gelöschten Lichtern.

Und richtig: schon ist man ganz nahe an die „Ophir" herangekommen, als mit knatterndem Motor etwas Dunkles auf sie zugejagt, sich quer vor die Christa legt, herumschießt, stoppt . . .

Eustace und Stan ziehen sofort ihre Waffen, lassen ihren Scheinwerfer für wenige Sekunden über das dunkle Boot hingleiten.

Diese wenigen Sekunden genügen, um klar zu erkennen, daß das Boot nur von zwei Mann besetzt ist. Der eine am Steuer ist Sven Lundberg. Und der zweite, ein sehr hochgewachsener Mann, fast ein Riese . . . ist kein anderer als Lundbergs großer Gegenspieler . . .

Eustace begreift sofort: es ist das eingetreten, was die „schöne Helena" befürchtete. Mister Y. ist zu Lundberg übergelaufen, arbeitet gegen seinen eigenen Kameraden, hat Verrat geübt . . .

Auch Lundberg hat seinen Scheinwerfer eingestellt und erkennt die jungen Amerikaner. Sofort deutet er mit einer Handbewegung an, daß er gewillt sei, die „Ophir" rechts zu umfassen und daß er es für richtig hält, wenn die beiden von links kommen.

Und so geschieht es.

Als die „Christa" das Heck der „Ophir" erreicht hat, bietet sich den Freunden folgendes Bild dar: das Fischerfahrzeug hat alle Lichter gelöscht und schiebt sich langsam — eine dunkle Silhouette — ohne Motorengeräusch an die „Ophir" heran. Man ruderte anscheinend. Schon ist man dicht an der ragenden Bordwand. Lundberg läßt den Feind also seelenruhig in die Falle gehen, läßt ihn unbeirrt im Glauben, daß alles an Bord zur Ruhe gegangen ist, und daß die Wache schläft.

Was sich nun ereignet, ist das Werk von Sekunden.

Plötzlich strahlt das Deck der „Ophir" in hellstem Licht. Gleichzeitig liegt das Fischerboot in den grellen Strahlenkegeln der Scheinwerfer.

Die Bande antwortet sofort mit einer rasenden Salve von Schüssen.

Da aber die kleine „Christa" auch in den Bereich der Scheinwerfer gerückt ist und von Bord der „Ophir" die Schüsse der Meldung beantwortet werden, fliegen in wenigen Sekunden auch Stan und Eustace die Kugeln um die Köpfe. Eilig drosselt Stan den Motor, eilig nimmt man volle Deckung hinter der Reling.

Nun beginnt der Höllentanz: Gewehrsalven . . . gellende Schreie . . . Kommandoworte aus **rauher, heiserer Kehle . . . minutenlang . . .**

Bis plötzlich Stille eintritt.

Vorsichtig späht Eustace nach vorn: da . . . der Fischkutter zieht sich zurück, der Motor „fluckert".

Als Antwort auf dieses Manöver ertönt von der Reling der „Ophir" herunter schallendes Gelächter. Man sieht deutlich, wie das Fischerfahrzeug — getreu verfolgt von den Lichtbündeln der Scheinwerfer — den Ausweg in die freie See nimmt.

„Los, Stan," befiehlt Eustace, „an den Motor, sonst entwischen sie uns. Siehst du dort den dunklen Schatten, der dem Fischerboot folgt? Das ist Lundbergs Pinasse. Gemeinsam mit Lundberg müssen wir die Burschen an Land treiben!

Stan pirscht sich mit Volldampf heran, bleibt zunächst im Kielwasser von Lundbergs Pinasse und hält sich dann seitwärts von ihr.

So kommt man näher an das fliehende Fischerboot heran, und wieder pfeifen Stan und Eustace die Kugeln um die Nase, doch spart man anscheinend mit Munition.

Immer näher rücken die verfolgenden Barkassen heran. Da gellt eine Stimme durch die Nacht: „Ergeben, freiwillig ergeben!"

Stan und Eustace erkennen sehr deutlich die Stimme Sven Lundbergs.

Vom Fischerkutter herüber antwortet wüstes Geschrei. Dann folgen neue Schüsse.

Nochmals gellt Lundbergs Kommandostimme: „Ergeben! Wir haben ein Maschinengewehr an Bord!"

Neues, wüstes Geschrei, neue Schüsse!

Da setzt Lundberg seine Drohung in die Tat um: rasendes Gekratter zerreißt die Luft: Maschinengewehrfeuer.

Und nun ändert der Kutter plötzlich seine Richtung, hält in weitem Bogen auf das Ufer zu.

Eustace jubelt auf: „Stan . . . los . . . wir müssen schneller sein als Lundberg!"

Tatsächlich liegt man schon vor der Lundbergschen Pinasse. Doch der Kutter rückt dem Ufer immer näher.

Da gellt neben der „Christa" ein Schrei . . . ein Todesschrei . . . Lundbergs Pinasse erlahmt, dreht sich im Kreise . . . auch das Maschinengewehrfeuer setzt aus . . .

Was ist geschehen? Sind vielleicht beide, Lundberg und sein verbündeter Feind, getroffen worden? Beide gleichzeitig?

Sofort ändert sich die Lage.

Der Kutter dreht bei . . . fährt am Ufer entlang . . . macht den letzten Versuch, zu entweichen, die freie See zu gewinnen.

Jetzt aber ist der Zeitpunkt für Stan und Eustace gekommen. Rasend jagen sie heran, eröffnen das Feuer.

Aber was ist das? Das Feuer wird nicht erwidert. Bah, die Bande hat sicher alle Munition verschossen. Jetzt ist es ein Leichtes, den Kutter auf den Strand zu jagen.

Was auch geschieht.

Diesen Augenblick haben die Beamten am Ufer erwartet.

Schreie, Befehle . . . wenige Schüsse . . . die Jagd ist aus . . . das Wild erlegt . . . die wenigen Ueberlebenden ergeben sich . . .

Stan und Eustace gehen jedoch noch nicht an Land. Dahinten liegt Lundbergs Pinasse. Man muß sehen, was geschehen ist und die Pinasse an Land schleppen.

Als man die „Christa" neben die Pinasse gelegt hat, und den Scheinwerfer über das auf den Wellen treibende Boot hingleiten läßt, enthüllt sich eine seltsame Szene:

Lundbergs Kopf liegt auf dem Steuer . . . er rührt sich nicht. Unten aber am Boden der Pinasse liegt der verkrampfte Körper des Riesen.

Nachdem Eustace Lundberg angerufen, hebt dieser den Kopf. Die Haare sind ihm in die Stirn gefallen, sein Gesicht ist verzerrt. Nun erkennt er die jungen Leute.

„Sind Sie verwundet?" fragt Eustace.

Lundberg deutet mit matter Gebärde hinter sich. „Nur in den Arm getroffen," sagt er leise, „aber mit dem da ist es zu Ende . . . mein guter Kamerad . . ."

Man schleppt die Pinasse ans Land. Als Lundberg, gestützt auf Stan, festen Boden unter sich fühlt, schwankt er plötzlich. Doch Stan fängt ihn auf, legt ihn ins Gras, mit dem Rücken gegen einen Baum.

Da fällt Lundbergs Blick auf einen Toten, den man dort ins Gras gebettet hat. Er erkennt den „kleinen Grauen" . . .

Eustace hat sich sofort mit dem Polizeichef in Verbindung gesetzt. Schon in wenigen Minuten rast man in der Richtung Helsingör davon. Eustace hat die Führung **übernommen.**

Kurz vor der kleinen Stadt am Sund findet man den Wagen der „schönen Helena". Er wartet auf der Chaussee.

Eustace öffnet den Schlag und verneigt sich vor der fassungslosen Dame. „Leider muß ich Ihnen eine kleine Enttäuschung bereiten, Miß Helena," sagt er, leise und nicht ohne Ironie.

Inzwischen haben die Beamten den Schlag auch von der anderen Seite geöffnet.

XXVI.

Das neue Leben

Helle Morgensonne über dem Hamburger Hafen.

Der Kutscher Jacob Himmelsgast, den Zylinder im Nacken, starrt in die Höhe. Ueber ihm geschieht etwas Unglaubliches, Unerhörtes. Das ist der Weltuntergang.

Hoch über seinem Kopf schwebt ein Wagen, ein altertümliches Gefährt aus dem längst entschwundenen neunzehnten Jahrhundert . . . seine geliebte Kalesche.

Die Kalesche ist weder Freiballon, noch Flugzeug . . . und schwebt doch. Sie hängt nämlich an einem Kran, die Maschine dreht sich, die Kalesche macht einen weiten Bogen hoch oben in der Luft, senkt sich und setzt dann vorsichtig auf den Rädern auf.

Wo setzt sie auf? Auf das Deck der „Ophir". Lachende Matrosen nehmen sie in Empfang, erlösen sie von den Tauen.

Jacob Himmelsgast, der alte Mann, bleibt einsam am Kai zurück.

Das ist das traurige Ende von Frau Ingrids Kalesche. Sie wird unten im Gepäckraum verfrachtet, um später im Lundbergschen Familienmuseum zu sterben. Ein arges und unverdientes Los.

Aber auch mit Jacob ist es zu Ende. Den Vorschlag seiner Herrin, ihr nach Uebersee zu folgen, wo er seinen friedlichen Lebensabend verbringen soll, hat er zurückgewiesen. Eine kleine Pension dagegen schlägt er nicht aus.

Gestern schon hat Ingrid sich von ihm verabschiedet. „Leben Sie wohl, Jacob . . . der Traum ist aus . . ."

Sonst nichts.

Sie hatte gelächelt, ein wenig wehmütig, aber ohne jede Traurigkeit.

Ja, der Traum ist aus. Kaum ist Jacob verschwunden, da saust lautlos ein Auto heran, ein weißes Ungetüm, das eines Antriebs von hundert Pferdekräften bedarf.

Während die sechs Menschen den Wagen verlassen, versammelt sich die Mannschaft unter dem Kommando Hendersons vorn am Fallreep.

Ein feierlicher Empfang. Henderson befiehlt ein dreifaches Hurra, das schmetternd in die Luft steigt. Darauf überreichen die Offiziere den drei Damen große Sträuße voller und weißer Rosen.

Lundberg, der immer noch seinen Arm in der Binde trägt, kann seine Rührung nicht verbergen. Er dankt mit bewegten Worten. Auch Stan möchte gern eine Ansprache halten, wird aber durch Eustace fortgeschoben, der damit beginnt, alle Versammelten begeistert die Hand zu drücken.

Die sechs Menschen sind feierlich angezogen: die drei Herren im Mackanzug mit Plastron, die Damen in weißen, fließenden und sehr langen Kleidern.

Stan und Eustace haben Ingrid vom Harvestehuder Weg abgeholt, wo sie auf Lundberg und die Zwillinge trafen.

Der Hochzeitsmorgen . . .

Um Mittag herum verläßt der Geistliche das Schiff. Von der Reling aus winkt man ihm zu.

Dann dreifaches Sirenengeheul . . . und langsam setzt sich die „Ophir" in Bewegung.

Der Hamburger Hafen präsentiert sich im Arbeitskleid, aber die Sonne lacht aus blauem Himmel. Die Ufer ziehen vorüber. Neue Bilder . . . neue Liebe . . . ein neuer Traum.

Man passiert das liebliche Blankenese, dessen rote Dächer den Berg hinaufkriechen.

Vorn am Bug, an die Reling gelehnt, die Hand auf der Schulter Svens, steht Frau Ingrid . . . und starrt hinüber.

„Da drüben bist du neben meiner Kalesche aufgetaucht," sagt sie leise. „Da habe ich dich gehaßt, weil du meinen schönen Traum zerschlugst. Aber dann hast du mich erobert. Und aus dem Haß ist Liebe und Glück geworden. Du . . . mein Mann . . . jetzt bin ich reif für das neue Leben und für die neue Zeit . . ."

— Ende. —

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

1.

Die Nacht war schon vorgeschritten, aber noch immer flammten auf dem Boulevard de Clichy in Paris an den Fronten der Kaufhäuser, Theater, Hotels, Tanzpaläste, Dielen und Bars in bestimmten Rhythmen die unzähligen weißen, roten, blauen und grünen Glühlampen auf. Elegante Automobile kamen aus der halben Dunkelheit des Boulevards und aus der Seitenstraßen herausgeschossen, brachen jäh in die blendenden Lichtkegel der Pforten ein und verschwanden später in der Lautlosigkeit der Menge der bereits auf dem Place Blanche parkenden Wagen. Der Portier der „Moulin Rouge" verbeugte sich tief vor dem hochgewachsenen und breitschultrigen, etwa Mitte der dreißiger Jahre stehenden Manne, der gedankenlos in die Tasche griff, den ersten besten Schein in die Hand des Beglückten gleiten ließ und dann in den Lichtkegel hinausschritt. Die Helle spielte über sein glattrasiertes, markantes, jedoch jetzt von der Abspannung beherrschtes Gesicht mit dem energischen Kinn, den schmalen Lippen und der kühn gemeißelten Nase.

„Nein, nein, nicht!" — dankte er mechanisch dem diensteifrig sich zum Rufen erbietenden Portier. „Ich selbst werde schauen, wo der Kerl wieder steckt!"

„Langweilig, wie immer!" — murrte er nach einem verabschiedenden Blick nach dem Lokal.

Eine Weile noch blickte er abwartend nach der Insel der parkenden Wagen, dann schüttelte er verstimmt den Kopf und machte sich auf den Weg.

Die Chauffeure hatten die Wagen so eng nebeneinander gefahren, daß sie wie ein undurchdringliches Dickicht den Weg versperrten. Da sich auch keiner der Führer sehen ließ, stieg er kurzerhand quer durch die Wagen hindurch.

Je näher er der Mitte der Insel kam, desto deutlicher erkannte er die grelle Helle vieler auf eine kleine Fläche gerichteter Lampen.

Inmitten der Insel war ein kreisrunder Platz freigelassen worden, den die Chauffeure umsäumten. Wie sie, so sah der Beobachter von einem der letzten Wagen aus, daß ein junger Mann mit verwegenen Gesichtszügen, die seine Schlauheit und Durchtriebenheit mehr verrieten als verbargen, in der sitzenden Stellung eines Fakirs auf einer kleinen Flöte blies. Vor ihm, auf einem Beistteppich, hatte sich eine Schlange aufgerichtet, die den ungefähr einen Meter langen Körper fast auf dem äußersten Schwanzende in tanzenden Rhythmen lautlos bewegte. Von Zeit zu Zeit blähte sie den Hals, so daß dieser hutartig auseinanderwuchs und die eigentümliche, helle Brillenzeichnung hinter dem kleinen Kopf mit der ständig spielenden Zunge deutlich erkennen ließ.

Die Chauffeure drängten respektvoll nach dem Wagen zu, wenn das Reptil sich ihnen zuwenden zu wollen schien, doch dieses verließ unter dem Blick des Bändigers und unter dem Banne der lockenden und merkwürdig eindringlichen Töne der Flöte nicht die Matte.

Mörtelträger Holzschnitt von Willy Geißler

Der Mann im Wagen ließ das Fenster herab, schob den vor ihm stehenden Chauffeur energisch zur Seite und ließ ein leises Pfeif-Signal ertönen. Nur für einen Moment glitt der Blick des Schlangenbändigers in seine Augen, dann versetzte er das Reptil mit geschicktem, festem Griff ins Genick in Starre und legte es in seinen Bastkorb.

„Was soll der Unfug, Fritz?"

Der Bändiger zog in gutgespielter Vergegenheit den Kopf auf die Schultern herab; ein verschmitztes Lächeln huschte dabei über sein vermegenes Gesicht.

„Nix für ungut, Herr Fahrenfoll! Ich dachte mir, daß Sie in Ihrer Abwesenheit sicher nichts gegen eine kleine Extra-Gala-Vorstellung bei Vorausserbung der Eintrittsgebühren von einem geneigten Publikum haben würden!? Ich dachte nicht, daß Sie so rasch zurückkehren!"

„Freund, das war das letzte Mal!" — drohte Fahrenfoll. „Du weißt, daß du bei mir immer sofort bereit zu sein hast, und wenn du das Reptil morgen nicht endlich dahin bringst, wohin es gehört, dann werde ich es eigenhändig totschlagen!"

Strenger setzte er hinzu: „Du bist dir doch im klaren darüber, daß du da leichtsinnige Experimente machst?!"

„Es ist wirklich keine Gefahr dabei, Herr Fahrenfoll! Fifi sind im Schlangenbeobachtungsinstitut in Kalkutta schon die Giftzähne ausgebrochen worden!"

„So, getauft hat du dieses gefährliche Biest auch noch? — Wenn du es noch nicht weißt, daß die Giftzähne wieder nachwachsen, dann nimm gefälligst jetzt Kenntnis davon! — Ich habe keine Lust, mich durch Duldung dieses Unfugs an einem Unglück mitschuldig zu machen! — Marsch jetzt, den Wagen!"

Die Chauffeure hatten sich rasch entfernt und den Weg für die Abfahrt frei gemacht. Fritz winkte ihnen verstohlen zu.

Fahrenfolls Augen wurden beim Einsteigen wieder matt, wie sie es beim Verlassen der „Moulin Rouge" gewesen waren.

„Zum ‚Bunten Kakadu'!" beantwortete er kurz den fragenden Blick des Chauffeurs.

„Fritz! — Fritz Aysinger!" rief er noch einmal in der Rue Rachel.

Der Chauffeur stoppte sofort und drehte sich um; sein Blick glitt unsicher an demjenigen seines Herrn vorbei.

„In allem Ernst, Fritz! Das Reptil muß weg! Wozu schleppst du es von der indischen Dschungel ab mit hierher nach Paris, obwohl ich dich schon oft genug auf den Unfug aufmerksam gemacht habe?!"

„Nix für ungut, Herr Fahrenfoll, aber ich habe mich so an die Schlange gewöhnt, und sie an mich. Aber ich werde sie bestimmt wegegen; ich möchte nur einen möglichst günstigen Preis bei irgend einem Zoologischen Garten für sie erzielen!"

„Warum? Was machst du mit deinem Gehalt, mit den Geschenken?"

„Davon müssen meine Mutter und meine zwei kleinen Schwestern leben, Herr Fahrenfoll!"

„So, so!" — Die Stimme Fahrenfolls klang freundlicher.

Der Chauffeur wollte sich wieder umdrehen, doch Fahrenfoll fuhr fort:

„Du wirst das Reptil morgen zum hiesigen Zoologischen Garten bringen! Du wirst mir sagen, was du dafür bekommen hast, und ich werde dir dann den gleichen Betrag noch einmal geben. — Was hast du mit dem Gelde vor?"

Das jetzt jungenhaft erscheinende Gesicht des Chauffeurs strahlte auf vor Vergnügen.

Tausendfachen Dank, Herr Fahrenfoll! — Ich lebe und sterbe für die Idee, mir eine erstklassige Filmkamera mit allem Zubehör zu kaufen und dann Gegenden zu bereisen und zu filmen, die noch keines Menschen Fuß betreten hat. Alles werde ich filmen, Berge, exotische Naturdenkmäler, Flora, Fauna und Menschen! — Ich will der Filmliteratur die Wunder der unerforschten Gebiete näherbringen!"

„Und womit willst du die Expeditionskosten bestreiten, Fritz?"

„Ich werde allein reisen und allein filmen, Herr Fahrenfoll!"

„Das sagst du, obwohl du mit mir schon alle Erdteile bereist hast und die ungeheuren Schwierigkeiten solcher Unternehmungen selbst für gut ausgerüstete Expeditionen kennst?"

„Doch, Herr Fahrenfoll, ich werde allein gehen, bis ich mir die Ausrüstungsmittel verdient habe!"

„Dann viel Vergnügen, mein Freund!" Fahrenfoll kippte sich an die Stirn und lehnte sich, resigniert ob soviel Eigensinns, in die **Polster zurück.**

Der Chauffeur gab Gas. Fast lautlos glitt der Wagen durch die nachtstille Rue Blanche, die Avenue de l'Opéra, vorbei an der Kirche La Trinité, der Oper und dem Palais Royal. Die Bogenlampen und beleuchteten Schaufenster warfen gespenstige Schatten durch die Scheiben der Türen und ließen vor dem Insassen Bilder aufblitzen, in denen riesige Passagierdampfer, einsame Steppen- und Wüstenlandschaften, elegante Flugzeuge, geheimnisvolles Urwalddunkel, am Meeresstrand auf glatter Bahn hinbrausende Rennwagen, heulende Dervische, Kamus inmitten von Hunderten von Alligatoren, tanzende Orientalinnen und erbittertes Kriegsgebrüll stürmender chinesischer Soldaten einander verdrängten.

Der Wagen hielt in der halbdunklen Rue Radziwil, vor einem Hause, das aussah wie jedes der anderen Häuser nebenan auch; nur das helle Transparent mit dem exotischen Vogel verriet, daß das Ziel erreicht war.

Fahrenfoll sah sich nur kurz um. Gegenüber erhoben sich mächtige, jetzt totenstille Bankhäuser. Wagen und Passanten waren nicht zu sehen; nur sein eigener Schritt hallte schwach vom Asphalt zurück.

Im matt erleuchteten Torflur wies ein weiteres Transparent nach dem Hof. Fahrenfoll kümmerte sich nicht darum, er kannte den Weg schon. Die Melodie eines russischen Volksliedes schlich in sein Bewußtsein; im Gehen lauschte er der schwermütigen Weise.

Hinter der anderen Hälfte des Flures leuchteten bereits die grauen, von dünnen, schwarzen Linien eingefaßten Quadrate des Hofpflasters im Mondlicht auf, da erklang neben ihm aus dem Dunkel der nach den Wohnungen führenden Treppe ein leises Geräusch, das sich rasch zum gebieterisch scharfen, aber vorsichtig beherrschten „St — St! — Halloh! — tönte.

Fahrenfoll blieb stehen. Mechanisch schob er in eindringlichen Forschen den mattglänzenden Zylinderhut zurück. Als fast gleichzeitig sein Gesicht aus der Grabesdunkelheit vom blitzenden Strahl einer Taschenlampe geblendet wurde, zuckte der Umwille durch seine Mienen; sein Körper reckte sich, drohend und zur Abwehr bereit.

„Was soll das?! — Wer sind Sie, und was wünschen Sie von mir?"

„Verzeihen Sie, bitte, mein Herr, daß ich Sie belästige!" — Die Stimme klang durchaus nicht feindlich. Der Sprecher war nicht zu erkennen; er verbarg sich wohl hinter einem Pfeiler. „Ich habe das Bedürfnis, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, mein Herr! — Es gibt so viele andere Lokale in Paris, in denen Sie sich ebenso wohl fühlen werden, wie im ‚Bunten Kakadu', und in denen Sie mehr erleben können als hier. — Warum muß es gerade der ‚Bunte Kakadu' sein?!"

„Was Sie da sagen, interessiert mich nicht, mein Herr, und was ich im ‚Bunten Kakadu' will, geht Sie absolut nichts an!"

Oh, mein Herr, weshalb so scharf? Sie mißverstehen mich! Ich handle nicht in meinem Interesse, sondern in dem Ihrigen, wenn ich Sie vor dem Betreten des ‚Bunten Kakadus' entschieden warne!"

„Ihrer Ansprache nach sind Sie ein Russe, mein Herr! — Die gebildeten Russen gelten als verbindliche Menschen. — Auch Sie werden sich sicher nicht einer Aufforderung aussetzen wollen, die im Verkehr der Menschen untereinander notwendigen und gebräuchlichen Formen zu beachten?!"

Das ist mir nicht bekannt, mein Herr! Ich habe Gründe, meine Person im Hintergrund zu belassen, genau so wie ich Gründe habe, das Betreten des ‚Bunten Kakadus' in dieser Nacht als Wagnis und als gefährlich zu bezeichnen!"

„Ich sollte Sie wohl einfach in den Flur hineinreden lassen, mein Herr!" — Fahrenfoll lachte leise und herzlich. „Der Browning, der da eine Spanne hinter Ihrer Lampe blitzt, steht in seltsamem Gegensatz zu Ihren ebenso liebenswürdigen wie geheimnisvollen Worten!" —

„Man muß sich vorsehen, mein Herr, und immer darauf achten, daß man seinen Worten für den Fall der Notwendigkeit auch Nachdruck verleihen kann!"

Fahrenfoll lachte nochmals, ebenso herzlich, aber um eine Kleinigkeit lauter und nachdrücklicher als vorher.

„Schönen Dank also, mein Herr! — Gestatten Sie mir jedoch, als Ihrem ergebenen Diener, daß ich die von Ihnen begonnene Ansprache ergänze? — Da Sie schweigen, nehme ich an, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben! — Man muß sich auch **vorsehen, mein Herr,** daß **wenn man** schon

Am Kanal Holzschnitt von Willy Geißler

einen Browning zückt, man nicht übersieht, daß bereits zwei auf einen selbst gerichtet sind!"

Allmählich lauter, heftiger und suggestiver werdend, hatte Fahrenfoll die Worte hervorgestoßen. Im Augenblick, da der Gegner zusammenschrak, unwillkürlich den Lichtkegel von seinem Gesicht ablenken ließ und den Browning näher an sich zog, sprang er wie ein Panther in die Dunkelheit hinein. Seine Linke, die das mit einer Maske bedeckte Gesicht des Russen ergriff, glitt an ihm herab zur Kehle und packte fest zu. Ehe der Mann die Taschenlampe hatte fallen lassen und den Browning zücken, warf ihn ein Hinnhaken von rechts bei wie einen umgestoßenen Mehlsack in den Flur.

Fahrenfoll stieß den Atem unter der Nase weg und lauschte ins Haus hinein.

Mit wenigen Sprüngen erreichte er danach das Tor und den wartenden Wagen. „Fritz, Stricke!"

Sofort im Bild und elastisch wie ein Ball sprang der Famulus aus dem Wagen heraus. Wenige Sekunden später kniete er neben Fahrenfoll im Flur.

„Knock-out! — Knock-out, mein Sohn! — Binde ihm hübsch die Arme auf den Rücken und schließe ihm auch die Beine ein! So, wir wollen ihn in den Wagen legen, damit er nicht friert.

Da, nimm meinen Schal und lege ihm damit ein Schloß an den Mund. Damit er nicht weiterhin so törichte Reden führen kann wie bisher! —

So, schön, recht so, mein Sohn, kannst was!" Fahrenfoll gähnte gewaltsam und schob mit der Rechten den Unterkiefer wieder hoch. Er sah in das bärtige und fantige Gesicht des Bewußtlosen und zuckte die Achseln.

„Der Narr ist auf einen uralten Witz hineingefallen."

„Leider muß ich Sie enttäuschen, mein Herr! Ich habe Gründe, meine Person im Hintergrund zu belassen, genau so wie ich Gründe habe, das Betreten des ‚Bunten Kakadu' in dieser Nacht als Wagnis und als gefährlich zu bezeichnen!"

„Ich sollte Sie wohl einfach in den Flur hineinreden lassen, mein Herr!" — Fahrenfoll lachte leise und herzlich. „Der Browning, der da eine Spanne hinter Ihrer Lampe blitzt, steht in seltsamem Gegensatz zu Ihren ebenso liebenswürdigen wie geheimnisvollen Worten!" —

„Man muß sich vorsehen, mein Herr, und immer darauf achten, daß man seinen Worten für den Fall der Notwendigkeit auch Nachdruck verleihen kann!"

Fahrenfoll lachte nochmals, ebenso herzlich, aber um eine Kleinigkeit lauter und nachdrücklicher als vorher.

„Schönen Dank also, mein Herr! — Gestatten Sie mir jedoch, als Ihrem ergebenen Diener, daß ich die von Ihnen begonnene Ansprache ergänze? — Da Sie schweigen, nehme ich an, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben! — Man muß sich auch **vorsehen, mein Herr,** daß **wenn man** schon

2.

Um die gleiche späte Nachtzeit ging über dem Chiemsee, dem „Bayerischen Meer", ein Gewitter herab. Die nahen Vorgebirge der Alpen, die Kampenwand, der Hochfelln, der Hochgern, der Hochstaffen und die Täler, die sie von ihren größeren Brüdern trennten, vervielfältigten das Echo des Donners, der

zeitweise fast ununterbrochen über den aufgewühlten See herübergerollt kam über das westliche Ufer hinweg, an dem sich — unweit der Hauptstraße, die von Trien her an die See führte — die ausgedehnten Anlagen der Flugzeugwerke des Konstrukteurs Wieland Rhomberg hinzogen.

In seinem einfachen Landhaus, das vom Park und den benachbarten Gebäuden vor der Gewalt des Sturmes geschützt wurde, stand der Konstrukteur am Fenster seines Arbeitszimmers und lauschte in die tobende Nacht hinaus. Unter dem Aufzucken eines neuen blendenden Blitzbündels schloß er die Augen. Mit leisem Nicken kehrte er danach an den großen mit Zeichnungen und Plänen bedeckten Tisch in der Mitte des Zimmers zurück. Im Sehen griff er nach seiner Tasse, aus der ihm der aromatische Duft starken Kaffees entgegenstieg.

Das von großen Schirmen gesammelte und auf den Tisch konzentrierte Licht traf bald dabei seine magere, mittelgroße Gestalt und sein ernstes, vom Denken, von der Arbeit und vom Wollen zum Außergewöhnlichen geprägtes Gesicht, mit der hohen Stirn des Genies, dem Mund des siegesgewissen Kämpfers und den grauen, gütigen Augen des Mannes, dessen Menschentum in unsäglicher Arbeit und gewaltigen Erfolgen nicht verkümmert ist.

„Was würde ‚Ikarus XI.' wohl zu diesem Wetter sagen?!" fragte er aus den Gedanken heraus mehr mechanisch als im Erwarten einer Antwort.

„Unangenehm, die schlechte Sicht, aber konst lasse ich mich nicht weiter aus der Ruhe bringen!" — antwortete der Chefingenieur Dr. Arthur Cleff sofort mit einer leichten Verbeugung über den Tisch hinweg. Er ließ den Zirkel aus der Hand gleiten und griff ebenfalls nach seiner Tasse.

Wieland Rhomberg lächelte dem ungefähr fünfunddreißigjährigen, schlanken Manne wohlwollend zu, dem die Nachtarbeit nach dem anstrengenden Dienst des Tages nichts zu bedeuten schien. Er hatte seine Freude an diesem energischen, zielbewußten Mitarbeiter, der stets zur Stelle war und nichts anderes zu kennen schien als den Dienst am „Ikarus XI". Es war wahr: der Mann hatte seinen Kollegen und Vorgesetzten gegenüber rücksichtslose Schultern und eiserne Ellenbogen gezeigt im Kampfe um den Posten des Chefs des geheimen Konstruktionsbüros, es war auch nicht zu bestreiten, daß er ihnen jetzt genau so wie den Monteuren und Arbeitern die harte Faust des Führers zeigte. Aber man mußte wohl berücksichtigen, daß er eine Kampfnatur war, bei der man auf Ausstrahlen des Charakters nicht achten durfte; man mußte berücksichtigen, daß er ein Mann war, der sich seinen Anlagen nach frühzeitig den Weg aus der Enge der Menge hatte erzwingen müssen, um der Welt zu zeigen, was er konnte. Nun, er wollte ihm die Gelegenheit dazu geben; es war zu hoffen und wohl als sicher zu betrachten, daß seine explosiv drängende Energie und seine realen technischen Ideen nun dem Werk zugute kommen würden, nachdem seine Kräfte durch Kämpfe um die Karriere nicht mehr zersplittert zu werden brauchten.

Wieland Rhombergs Blick glitt weiter nach seiner Tochter Lanna hin, die an der unteren Schmalseite des großen Tisches sich ebenfalls über Zeichnungen beugte. Ein Lächeln väterlichen Stolzes hellte seine ernsten Mienen auf. Ein Prachtmädel, alle Achtung! Sie hatte das technische Studium absolviert wie ein Mann und war außer ihm selbst und Dr. Cleff bis jetzt der einzige Mensch, der den Riesenvogel, das Flugschiff „Ikarus XI", zu steuern vermochte!

Lanna Rhomberg sah unter dem gütig stolzen Blick des Vaters auf und erwiderte ihn mit herzlichem Lächeln. Sie erhob sich und füllte die Tassen von neuem.

„Es ist mir ein Rätsel," sagte Wieland Rhomberg, „woran es liegen mag, daß das Höhensteuer manchmal so merkwürdig schwer funktioniert! Es ist mir ein Rätsel! — Aber es ist höchste Zeit, daß wir es lösen! Eine Katastrophe könnte die Folge sein! Und von Tag zu Tag rückt der Ablieferungstermin näher heran! Ich kann meine Unruhe fast nicht mehr bemeistern!"

Ein Schmetterndes, weit ausholender und drohend verrollender Donner unterbrach ihn. Er war noch nicht verklungen, da begann die Glocke über dem Aufbewahrungsschrank für die Pläne in schriller Schärfe und hartnäckiger Ausdauer zu rasen.

Die drei sahen sich an, entsetzt und vom gleichen Bewußtsein gelähmt.

„Werkalarm! — Gefahr für ‚Ikarus'!"

***

Hermann Fahrensoll war durch den Flur gegangen und hatte mit wachen und geschärften Sinnen den Hof mit dem glatten, quadratischen Pflaster überschritten. Nichts rührte sich im Schatten der Hausmauern und Pfeiler, und niemand versuchte mehr, ihn am Betreten des zu ebener Erde gelegenen Lokals zu hindern.

Von außen her war von dessen Vorhandensein fast nichts zu bemerken. Die Fenster im Parterre waren zugemauert und ließen auch keine Geräusche durch; nur der beleuchtete Eingang wies den Weg.

Im Vorraum nahm ihm eine gebeugte ältere Dame die Garderobe ab. Der Druck peinlichen Empfindens belastete ihn, als er ihr ein Trinkgeld neben den Hut legte, von dem sie wohl eine Woche lang würde leben können. Die weißhaarige Greisin mit den resignierten Zügen dankte bewegt.

Ein Elend! — dachte Fahrensoll. Eine hilflose Frau aus uraltem russischen Fürstengeschlecht, einst Hofdame der Zarin — und jetzt Garderobiere. Tröstlich wenigstens, daß sie sich mit ihrem Geschick abgefunden zu haben scheint.

Hinter dem dunkelroten Vorhang öffnete sich vor ihm das bekannte Tanzlokal und Kabarett. Rasch glitt sein Blick über den von unten her erleuchteten Glasboden hinweg nach der kleinen Bühne und den Logen. Gerade wurde der Vorhang heraufgelassen. Nur wenige Gäste waren noch anwesend; außer ihm nur vier Herren, junge Männer, wie er im Gesellschaftsanzug; zwei saßen rechts und links vom Eingang, die anderen beiden in der gleichen Ordnung vor der Bühne.

Auffällig, noch dazu, wenn man mißtrauisch geworden ist! — dachte Fahrensoll, als er in einer der Logen unweit der Bühne Platz nahm.

Er sah, wie um sich mit dem Lokal vertraut zu machen, nach den unzähligen Spiegeln an den Wänden und in den Wände- und Deckenwinkeln und bestellte danach mit unverändertem Gesichtsausdruck bei dem unterjetzten, breitschultrigen und zuvorkommend reservierten Kellner Sekt.

Man beobachtet mich also! — bestätigte er sich. Er fühlte, wie er es bereits in den Spiegeln gesehen hatte, die Blicke der vier anwesenden Herren unauffällig auf sich gerichtet. Es war bestimmt mehr aus ihren Mienen herauszulesen, als das oft unbewußte Interesse, das von fast allen in einem Lokal bereits Anwesenden einem neu hereinkommenden Gast entgegengebracht wird; sie schienen betroffen und unangenehm berührt zu sein.

Noch ehe der Vorhang sich wieder hob, verschwand der der Türe am nächsten sitzende Gast für eine Weile.

Aha! Er schaut jetzt nach dem fünften Mann im Bunde aus, der mein Hereinkommen eigentlich hätte verhindern sollen. Er wird lange suchen können! — belustigte sich Fahrensoll.

Auf der Bühne erschienen sechs Herren in russischer Nationaltracht, mit Kosakenstiefeln und in hochgeschlossenen, mit Stickereien besetzten Blusen. Sie ließen sich auf die bereitstehenden Hocker nieder und stimmten ein schwermütiges russisches Volkslied an, zu dem sie sich auf Balalaikas selbst begleiteten.

Wie immer ergriffen und erschütterten die aus der Seele des Volkes geborenen Klänge auch jetzt Hermann Fahrensoll. Er trank mechanisch und lauschte versunken der melancholischen Weise, die von Stenka Rasin, dem Helden erzählte, der ausgezogen war, die Wolga zu befreien, aber an der Liebe zur schönen Sklavin hatte zugrunde gehen müssen.

Tragisches Schicksal! Tragisches Schicksal auch dieser Männer hier, die das Lokal leiteten, die selbst bedienten und selbst dort oben sangen — tragisches Schicksal auch dieser schönen und ernsten Frau, die jetzt auf die Bühne aus den Kulissen trat und in den Gesang einstimmte! —

Fast alle waren einst Fürsten und Barone gewesen, Besitzer ungeheurer Ländereien und Reichtümer, trotz der Verfassung Herren über Hunderte und Tausende von Bauern, Generäle und Offiziere der russischen zaristischen Armee. Die Revolution hatte sie aus Würden und Aemtern geschleudert, hatte sie ihrer Besitztümer und Herrenstellungen beraubt. Vom Schicksalswind hierher nach Nortis getweht, litten sie jetzt gemeinsam an der verlorenen, zertrümmerten glanzvollen Vergangenheit; sie kämpften teils in hartnäckiger Entschlossenheit und teils in resignierter Erschöpfung gegen den gänzlichen Untergang in dieser Welt, die sie nicht mehr verstanden.

Aufschreckend glitt Fahrensolls Blick unwillkürlich wieder über die Spiegel in den Winkeln der Decke und Wände hin. Auch die vier anderen Herren lauschten scheinbar versunken, mit in die Hände gestützten Köpfen, der melancholischen Weise vom Heldenkampf, von Verlockung und vom Untergang.

Der Mann, der ihm am nächsten saß, griff, scheinbar in Gedanken, in die Tasche. Fahrensoll dachte, daß er wohl sein Taschentuch suche, doch plötzlich bemerkte er, wie die Körper der drei anderen Männer sich spannten, wie ihre Gesichter allmählich auch im Rahmen der schützenden Hände den Ausdruck äußerster Erwartung nicht mehr zu verbergen vermochten.

Fahrensoll füllte sein Glas und zwang dabei den Arm und die Hand zur unbedingten Ruhe der Ahnungslosigkeit. Er sah, wie der Mann ergebnislos die Hand aus dem Frack löste und sie, wie im Suchen, ganz unauffällig, ganz beiläufig, in die rechte hintere Tasche seines Beinkleides versenkte.

Alle Nerven Fahrensolls spannten sich. Scheinbar gleichgültig wollte er die Flasche in den Kühler zurückgleiten lassen, da warf der Mann die Maske ab.

Seine Rechte flog hoch, sein Gesicht spannte sich, in Zielen über die Schußwaffe hinweg, die auf den vordersten der Russen auf der Bühne gerichtet war.

„Hinlegen!" schrie Fahrensoll in blitzartigem Aufzucken der Erinnerung an Momente aus dem großen Kriege. Er rief das gleiche Wort, das er unzählige Male damals gerufen hatte, im Schützengraben, im offenen Sturmangriff und im Vorwärtsarbeiten durch Drahtverhaue, zerschossene Wälder und Häuser und riesige Sprengtrichter, wenn mehr der undefinierbare Instinkt als das klare Erkennen ihn hatten wissen lassen, daß das Geschoß, das da heranpfiffen, herangefurrt oder herangezischt kam, in der Nähe einschlagen und Gefahr bringen würde.

„Hinlegen!" Seine Stimme klang hart und scharf wie ein Kommando vor breiter Front durch das kleine Lokal, nach der Bühne hinauf, auf der die Männer aus dem gleichen instinktiven Erfassen des juggelstuhen und befehlenden Rufes heraus die Instrumente fallen ließen, sich auf den Boden warfen und die Hocker vor sich zerrten.

Der Mann mit der Waffe, dessen Visier und Korn bereits in einer Linie mit dem Ziel gelegen hatte, wandte betroffen und wütend den Kopf.

In seinen Augen las Hermann Fahrensoll die entschlossene und gefährliche Drohung, daß der erste Schuß jetzt ihm gelten würde. Er schwang den Arm mit der Sektflasche, die ihm unbewußt in der Hand geblieben war, und warf sie, in der Art, die er nordamerikanischen Indianern beim Werfen der Streitart abgelernt hatte, nach dem zielenden Schützen.

Dieser duckte sich, die Flasche schmetterte den Weinkühler vom Stuhl und rollte am Boden weiter. Sofort ergriff Fahrensoll den nächsten Stuhl und warf ihn hinter der Flasche her. Drüben knallte der Schuß los; gleichzeitig erloschen die Lichter.

3.

Wieland und Lanna Rhomberg sowie Dr. Cleff eilten an die Fenster; ein Blitz blendete sie, aber in der folgenden stockfinsteren Nacht und im strömenden Regen war vom Werk, obgleich das Landhaus nicht weit von ihm entfernt lag, nichts zu erkennen.

„Wir müssen hinüber!" rief Rhomberg.

„Lanna, bleibe du hier!"

Rhomberg und Dr. Cleff sprangen mehr als sie liefen nach der Garderobe. Ohne ein Wort zu erwidern, schlog Lanna sich an. Sie schlüpften in die Lederjacken und zerrten die Ledermützen über die Köpfe. Da die Glocke noch immer tobte, eilte Dr. Cleff noch einmal zurück und stellte sie ab.

„Aber bleiben Sie doch zurück, gnädiges Fräulein!" hat er eindringlich. „Ich bitte Sie, setzen Sie sich nicht diesem fürchterlichen Wetter aus. Ich werde nachher sofort zurückkommen und Ihnen berichten, was geschehen ist!"

Lanna schüttelte den Kopf, schob Dr. Cleff energisch zur Seite und eilte dem Vater nach, der bereits in der Dunkelheit verschwand.

Der Regen peitschte herab, Mützebündel zuckten auf und blendeten sie. Rollende und dröhnende Donner schienen sie niederschmettern zu wollen. Der aufgeweichte Boden wich unter ihren Sprüngen aus; sie glitten aus, fielen, erhoben sich wieder mit wasser- und lehmtriefenden Händen und arbeiteten sich durch den Sturm weiter nach der Riesenhalle des „Ikarus XI" zu, von der aus eine mit Wind und Regen kämpfende Feuersäule den Weg wies.

Heinrich Kelp, Minden

Dom in Quedlinburg

Von allen Seiten her kamen Männer in Lederjacken, Ledermützen und Sturmhelmen im Kampfe mit dem Sturm herbeigetaumelt. Sie trafen nacheinander am rückwärtigen, auf dem Lande liegenden Eingang der großen Halle ein, vor der eine Werkstätte in Flammen stand. Der Sturm peitschte das Feuer nach der Haupthalle zu, die wahrscheinlich bereits ebenfalls in Flammen aufgegangen wäre, wenn das nasse Mellsheet nicht den Ueberspringen des Feuers standgehalten hätte.

Ein Mann im Monteuranzug, ebenfalls in Lederjacke und Ledermütze, kam auf Wieland Rhomberg zugeeilt und meldete:

„Monteur Hartner — Sonderwache ‚Ikarus XI'; Blitzeinschlag in Werkstätte IV! Ich habe das Werk alarmiert!"

„Danke, Hartner! — Was ist veranlaßt?"

„Die Werkfeuerwehr bekämpft den Brand durch Einreißen des Daches und Umstoßen der Mauern, damit die Flammen erstickt werden und der Regen Zutritt gewinnen kann! Die Bordwache beim ‚Ikarus XI' ist bereit, das Flugschiff sofort auf den See hinauszubringen, falls es notwendig werden sollte, Herr Rhomberg!"

„Gut, gut, sehr gut, Hartner! — Hartner —?! — Derselbe Hartner, der beim Europaflug das feithängende Höhensteuer auf dem Flugschiffschwanz im Sturm über der Nordsee in Ordnung brachte?!"

„Sehr wohl, Herr Rhomberg!"

„Danke, Hartner! — Bleiben Sie in meiner Nähe!"

Der große, schmale, wohl erst am Ende der zwanziger Jahre stehende Monteur verbeugte sich; als er sich wieder aufrichtete, fiel der Schein der Flammen in sein intelligentes, einnehmendes Gesicht, in dem der harte, willensstarke Mund in ständigem Kampf zu liegen schien mit den Lächelmuskeln, von jahrelangem nächtlichen Schaffen neben der täglichen Arbeitszeit gezeichnet Augen.

Wieland Rhomberg und Dr. Cleff schritten näher an die Brandstätte heran. Der Monteur folgte ihnen. Lanna Rhomberg ging wie absichtslos neben ihm her. Als sie etwas langsamer schritt, verfürzte auch er sein Tempo.

Rasch, liebkosend, berührte Lanna die wie ihre eigene Linke vom Wasser und Lehm beschmutzte Rechte des Monteurs. Der Blick ihrer ernsten Augen leuchtete glücklich auf; ihr herber Mund lächelte.

„Meinen Glückwunsch, Lug!"

Auch das Gesicht des Monteurs strahlte auf, aber sofort zwang er es wieder unter den Bann der Beherrschung. Lieboll umfassend glitt sein Blick über ihre schmale, sportlich trainierte Gestalt und über das schöne, von dunklen Haaren umrahmte Gesicht, die Lanna in der Hast des Aufbruches nicht alle unter der Ledermütze hatte unterbringen können.

„Vorsicht, Lieb!" flüsterte er ebenso leise, „Morgen abend um einundzwanzig Uhr auf der mittleren Insel!" antwortete Lanna noch rasch.

Ueberrascht kehrte Dr. Cleff sich um, doch unter dem kalt zurückweisenden Blick Lannas wandte er sich mit vor Aerger rot gewordenem Kopf wieder dem Konstrukteur zu.

(Fortsetzung folgt)

Eine umwälzende Entdeckung der Wetterkundigen

Sibirien und Tropen in unseren Breitengraden — Jedes Stockwerk hat ein anderes Klima — Eine Fülle neuer Erkenntnisse für den Landwirt

Manche Rebensorten ergeben den herrlichsten Wein. Man versuchte sie an verschiedenen Orten zu züchten, aber der Wein gedieh nur an den wenigsten nach Wunsch. Die Güte des Weines ist ja nicht nur von der Qualität der Rebe abhängig, sondern auch vom Standort. Dies ist eine Binsenwahrheit. Fragte man aber, woher es komme, daß ein kleines Fleckchen an einem Berghang oder in einer Mulde unvergleichlich besseren Wein abwirft als knapp benachbarte Gärten, so blieb auch der beste Kenner die eigentliche Erklärung schuldig, denn wir wußten bisher reichlich wenig über das Wesentliche des „Standortes", nicht nur was den Wein, sondern auch was andere Edelgewächse (Obst, Blumen usw.) betrifft.

Nun beginnt die Wissenschaft uns auch auf diesem Gebiet die unbedingt erforderliche Aufklärung zu schaffen. Die viel gelästerten Wetterpropheten, die Gelehrten, die sich um den Ausbau der Witterungslehre (Meteorologie und Klimatologie) bemühen, eilen dem Landmann, und wie wir sehen werden, auch dem Stadtbewohner zu Hilfe. Eine neue Wissenschaft ist im Entstehen begriffen, da nämlich die Klimatologie, die Wissenschaft von dem Witterungsverlauf, die bisher so gut wie ausschließlich nur das Wetter und die Wetterelemente (Luftbewegung, Niederschlag, Strahlung, Temperatur usw.) großer Gebiete untersuchte, gewissermaßen ein vielversprechendes Kind geboren hat, das den Namen „Kleinklimatologie" führt. Mit ihrer Hilfe werden jetzt auch winzig kleine Gebiete auf ihre Wettereigentümlichkeiten hin untersucht, und dabei hat man ebenso überraschende wie wichtige Entdeckungen gemacht.

Der Vater dieses neuen Forschungszweiges ist die Versuchsanstalt der deutschen Wissenschaft, die unter der Leitung des Direktors der Oesterreichischen Zentralanstalt für Meteorologie in Wien, Prof. Dr. Wilhelm Schmidt, und des Direktors der Biologischen Station der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft am Lunzer See in Niederösterreich, Prof. Ruttner, eine Gemeinschaftsarbeit deutscher und österreichischer Forscher organisierte und tatkräftig unterstützte.

Das erste kleine Gebiet, das man untersuchte, war eine Einsenkung auf der Höhe von 1270 Meter an der „Gisteiner Alm" im niederösterreichischen Gebirge. Man fand dort überraschenderweise im Winter ganz außerordentlich niedrige Temperaturen, die infolge Ansammlung abgekühlter Luft, die nicht abfließen konnte, entstand. Im Februar dieses Jahres stellte man eine Kältespanne von 51 Grad Celsius fest, bei weitem die niedrigste Temperatur, die sie in Europa an der Erdoberfläche gemessen wurde. Mit Recht kann man daher sagen, in Niederösterreich habe man gewissermaßen ein „Sibirien in Miniaturformat" entdeckt. Dies ist keineswegs nur den Kältegraden nach der Fall. An der Stelle, wo diese hohe Kälte gemessen wurde, fand man zugleich einen äußerst dürftigen und artenarmen Pflanzenwuchs, meist aus Gräsern bestehend, die auch im nördlichen Lappland und in Sibirien vorkommen. Man wäre danach geneigt anzunehmen, daß auch die nächste Umgebung dieses Gebietes sehr rauh sei. Ein Irrtum, die Kleinklimatorschung räumt mit dem Vorurteil auf, daß das Klima auf einem verhältnismäßig größeren Gebiet einheitlich sei. In kaum mehr als einem Kilometer Entfernung von Kleinsibirien, nur wenig tiefer, aber in einem ziemlich steil abfallenden Tal gelegen, stieß man auf eine außerordentlich ausgeglichene Temperatur mit fast verschwindender täglicher Schwankung. Dort ist auch der Pflanzennachwuchs feinerwas sibirisch — im Gegenteil.

Es war wirklich eine sensationelle Entdekkung. In nächster Nähe des niederösterreichischen Sibirien liegt ein „tropisches" Gebiet" Niederösterreichs. Dort wachsen zwei Moosarten, die als subtropische anzusprechen sind, und der Bodenbakteriologe fand dort (und nur dort) neben einer Reihe ganz neuer Arten einen Schimmelpilz, der bisher nur in den wärmeren Teilen von Java und den südlichen Gebieten von Amerika gefunden wurde.

Sibirische Kälte auf einer österreichischen Alm.
Im Februar dieses Jahres stellten die Forscher dort minus 51 Grad Celsius fest, die niedrigste Temperatur, die in Europa gemessen wurde.

Soweit die Wissenschaft. Es gehört keine besonders starke Phantasie dazu, um sich auszumalen, welche Bedeutung solche Entdeckungen für die Erweiterung des Wissens einer landwirtschaftlichen Nutzfläche haben. Sicher wird in nicht so ferner Zeit diese Wissenschaft den Landwirt mit praktischen Ratschlägen versehen, ihm sagen, auf welcher Zucht dieser oder jener Teil seines Landes am kleinklimatischen Gründen sich eignet.

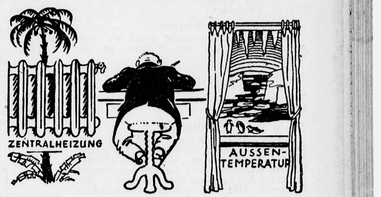
Die neue Wissenschaft hat den Einfluß des Kleinklimas auf die Gesundheits- und Fortpflanzungsart forstlicher Schädlinge untersucht. So wurde die Widerstandskraft der Fichtenborkenkäfer, denen schon Tausende Hektar Wald zum Opfer fielen, von äußeren klimatischen Bedingungen, wie insbesondere von den klimatischen Unterschieden in einzelnen Gebieten, stark beeinflußt gefunden. Das heißt, man untersuchte nicht, wie sich der Fichtenborkenkäfer in einem Walde vermehrt, auch nicht, ob unter den einzelnen Bäumen Unterschiede vorhanden sind und warum, daß in einem Baum der Käfer besser gedeiht als in dem anderen, sondern man untersuchte die Klimaverschiedenheiten in den einzelnen Stämmen. Es zeigte sich: in jedem solchem Stamme läßt sich eine Stelle feststellen, die wegen ihrer außerordentlich starken Temperaturdifferenzierung die Brut nicht zur Entwicklung kommen läßt, während die entgegengesetzte durch zu große Nässe die entwickelten Larven schädigt. Auch hier ergeben sich immer wieder die praktischen Nutzanwendungen von selbst. Es wäre sinnlos, die Stämme auch dort mit chemischen Vernichtungsmitteln zu bearbeiten, wo schon aus klimatischen Gründen Brut oder Larven nicht gedeihen. Die Schädlingsbekämpfung muß dagegen im Bereich jenes Klimas vor sich gehen, das für die Entwicklung der Tiere günstig ist.

Sehr wichtige Feststellungen wurden über Kleinströmungen im Winde gemacht. Sie waren zunächst für Zwecke der Luftschiffahrt gedacht, die mit den Böen als Gefahrenmoment zu rechnen hat, überdies benutzt der in Schwung gekommene Segelflug die in den ab- und aufsteigenden Strömungen vorhandene Energie direkt als Antriebskraft zum Langstreckenflug ohne Motor. Aber auch sonst ergeben sich nützliche Hinweise für die Technik, wenn man den Wind „unter die Lupe nimmt". Erwähnt sei die durch neue Einrichtungen gewonnene Erkenntnis, daß die Wirkung seiner Windstöße auf geringste Entfernungen außerordentlich verschieden sein kann. So wurde durch ein ganz neuartiges Beobachtungsverfahren, bei dem kinematographische Aufnahmen eine große Rolle spielten, nachgewiesen, daß gelegentlich im freien Luftstrom die Winddrucke zweier in einem Abstand von bloß vier Metern befindlichen Punkte zwanzigfach verschieden sein können Die technische Ausnutzung dieser räumlichen Unterschiede und der mit ihnen verbundenen zeitlichen Schwankungen ist mannigfach: für den Luftschiff- und Flugzeugbau — und woran man nicht sofort denken mag — für den Bau von Funktürmen. Es ist durchaus möglich, daß manche in den letzten Jahren vorgekommenen Zusammenbrüche von Funktürmen auf solche durch kleine Windschwankungen bewirkten Erschütterungen zurückzuführen sind.

Gleiche Art, gleicher Boden und so verschieden!
Die Kleinklimatologie gibt bereits Aufschlüsse über Erscheinungen, die dem Botaniker bisher ein Rätsel waren.

Das Studium der feinsten Luftbewegungen greift aber auch in den Bereich der Landwirtschaft ein. Solche kleinsten Strömungen sind es nämlich u. a., die den Kohlensäureumsatz, die Grundlage des Pflanzenwuchses, herbeiführen. Und wenn in der letzten Zeit Versuche gemacht wurden, das in Glashäusern bereits bewährte Verfahren einer künstlichen Zufuhr von Kohlensäure auch auf das freie Land zu übertragen, so wird eine Entscheidung darüber, in welcher Weise und in welchem Ausmaße solche Methoden Aussicht auf Erfolg haben, im wesentlichen davon abhängen, ob man die Strömungsunterschiede erkennt und mit ihnen zu rechnen in der Lage ist. Auch hier kann allein die kleinklimatologische Forschung weiterhelfen.

Nicht nur auf dem Lande, auch in der Stadt hat sich die kleinklimatologische Forschung bewährt. Man ging mit einem „fahrenden Laboratorium" ans Werk: mit einem Auto, das u. a. ein äußerst empfindliches elektrisches Fieberthermometer oberhalb des Kühlers besaß, im Inneren dagegen mit einem selbsttätigen Registrierapparat ausgerüstet war, wurden während der Fahrt allerorten die Temperaturen genau gemessen.



Trotz ruhigster Lebensweise stärkster Klimawechsel!
Selbst der Beamte, der das regelmäßigste Leben zu führen pflegt, pendelt mehrmals täglich zwischen dem Klima des kalten Nordens und des wärmsten Südens.

In Wien wurde eine Reihe von Forschungsfahrten im Sommer und Winter gemacht. Sie lieferten bereits eine recht gute Uebersicht über die klimatische Auswirkung der Häusermassen, der Straßen und Plätze, ebenso wiesen sie auf die Bedeutung der Höhe der Häuser für das Klima in den Häusern hin. Dies alles ist in städtebauhygienischer und gesundheitlicher Hinsicht außerordentlich wichtig. Wenn man zum Beispiel feststellen kann, daß Schmidt hat auch das „Beamtenklima" systematisch erforscht, d. h. den Temperaturwechsel verfolgt, dem zum Beispiel ein Wiener städtischer Bürobeamter im Laufe eines Tages ausgesetzt ist. Auch hierbei zeigte sich, daß in unserer Lebensweise mehr Vernunft nottut. Wir setzen uns aus Unkenntnis der kleinklimatischen Verhältnisse bzw. der Temperaturunterschiede in unserer Umgebung ganz unnötigen Belastungen aus und fördern dadurch körperliche Ueberbürdung wie übertriebene Abkühlung und bieten den Erregern der Erkältungskrankheiten allzu willkommene Gelegenheit, uns anzugreifen.

Dr. O. Pröll.

Die Vorliebe des Orientalen für enge Straßen
hat durch die klimakunde nunmehr eine glänzende Rechtfertigung erfahren.

Aehnliche Ergebnisse belehrten über die Wirkung geschlossener Häuserfronten. Sehr interessant war die Feststellung, daß jedes Stockwerk gleichsam ein anderes Klima besitzt und daß insbesondere die Hochhäuser in ein ganz anderes Klima hineinragen als die normalen zwei-, drei- bis vierstöckigen Häuser. Von der Entdeckung des „Häuserklimas" zu der des Wohnungsklimas war dann nur noch ein Schritt. Es ist sicher, daß in so manchen Wohnungen, zumal im Winter, wenn einige Zimmer überheizt, andere hingegen ganz kalt sind, entgegengesetzte klimatische Verhältnisse obwalten. Auch hier heißt es, durch kleinklimatologische Forschung das Richtige erkennen. Prof.

Wie ist das Klima bei Ihnen, Frau Nachbarin?
Die Untersuchung ergab, daß in jedem Stockwerk der Großstadthäuser ein anderes Klima herrscht und daß in einem Häuserkomplex bisweilen die größten klimatischen Unterschiede angetroffen sind.

Tropenmoos und Nordlandgras fast nebeneinander.
In nächster Nähe des österreichischen „Sibirien" entdeckte man zur größten Ueberraschung auch tropische Pflanzen.

Der tiefste See Europas

Bislang galt der Misosa-See als der tiefste See Europas, da seine tiefste Stelle 443 Meter von der Oberfläche entfernt ist; die durchschnittliche Tiefe beträgt 187 m. Neuerdings gelangte jedoch der Odtzer Geograph Professor Münter, der eine Reihe norwegischer Seen untersucht hat, zu der Feststellung, daß denn Hornindalsvatn die Palme zuerkannt werden muß. Er bedeckt etwa 51 Geviertkilometer und liegt 52 Meter über dem Meeresspiegel. Seine tiefste Stelle ist 514 Meter von der Oberfläche entfernt, die durchschnittliche Tiefe beträgt 287,3 Meter.

Eine Seite Kurzweil

D-Zug-Anekdoten

Nichtraucher

In ein Nichtraucherabteil stieg ein Herr, warf einen kalten Blick auf drei ältliche Damen und einen ebenso asthmatischen Dicken und zündete sich seelenruhig eine schwere, dicke Zigarre an.

„Unerhört!" riefen die Abteilinsassen.

Der Herr raucht weiter.

Die drei Damen erheben sich empört von ihren Plätzen, eilen zum Schaffner und teilen ihm das Verbrechen mit. Auch der Schaffner ist ehrlich empört. Zornschnaubend öffnet er die Abteiltüre und donnert den Zigarrenraucher an:

„Sie! Wenn Sie hier rauchen wollen, dann müssen Sie entweder rausgehen oder die Zigarre ausmachen!"

Die Auskunft

Am Kölner Hauptbahnhof rennt ein aufgeregter Mann auf den Beamten an der Sperre zu.

„Sagen Se mir, bitte, wann geht der letzte Schnellzug nach Berlin?"

„Mein lieber Freund," antwortete ihm der Beamte bedächtig, „das erleben wir wohl beide nicht mehr."

Seelenruhe

Ein Engländer und ein Franzose saßen sich im Schnellzugabteil gegenüber. Der Franzose hätte für sein Leben gern einen kleinen Schwatz begonnen. Aber der Engländer macht ein absolut unzugängliches Gesicht und dem Franzosen fällt kein richtiger Anknüpfungspunkt ein. Nach langer Zeit bemerkt der Franzose, daß dem Engländer ein Gepäckstück auf den Kopf zu fallen droht. Erfreut macht er ihn darauf aufmerksam. Aber der Engländer rührt sich nicht. Das Gepäckstück nimmt eine immer bedrohlichere Lage ein.

„Nehmen Sie sich in acht," ruft der Franzose angsterfüllt, „Sie werden sich eine häßliche Beule holen."

Nun maß ihn der Engländer mit einem langen Blick. „Mein Herr," sagt er, „seit einer halben Stunde verkohlt Ihr rechtes Nasenbein, weil Sie Ihre Zigarette darauf haben fallen lassen. Aber ich habe Sie deswegen auch nicht gestört."

D-Zug-Latein

Ein Amerikaner, ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher fritzen sich darüber, wo die Züge am schnellsten fahren. Der Engländer sagte, daß der Zug von London nach Glasgow schneller fahre, als man Zeit habe, eine Pfeife auszurauchen.

„Das ist gar nichts", sagt der Franzose, „ich steige einmal in Toulon in den Pariser Zug. Mir gegenüber sitzt eine reizende Demoiselle. Ich beuge mich vor, ihr einen Kuß zu geben. Im Himmelsblau, ruft sie mitlendrin, mein Mann! Wir waren nämlich schon am Pariser Bahnsteig angekommen."

„Das ist gar nichts," sagte der Deutsche.

Ich ärgerte mich einmal in Hamburg über einen Flegel und beuge mich aus dem Fenster, um ihm eine Ohrfeige zu geben. Wer, glauben Sie, hat die Ohrfeige bekommen? Der Berliner Bahnhofsvorstand!"

„Lächerlich!" läßt sich schließlich der Amerikaner vernehmen. „Im Expreß Neuyork—Chikago hängt ein Plakat: „Bitte nicht Pferd zu nehmen, es lohnt sich nicht!" Es gibt bei uns Leute, die gleich ein Rückreisebillet lösen — nur um ein Momentchen ausruhen zu können!"

Im Schlafwagen

„Wecken Sie mich sehr energisch," sagt ein Reisender zum Schaffner des Schlafwagens Berlin — München, „und werfen Sie mich in Nürnberg heraus — ob ich will oder nicht. Da haben Sie drei Mark."

Nächsten Morgen auf dem Bahnhof in München. Der Oberschaffner sieht und hört, wie ein Reisender den Schaffner fürchterlich beschimpft:

„Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollen mich in Nürnberg hinauswerfen, das ist unerhört, wozu habe ich Ihnen drei Marken gegeben!"

Schließlich sagt der Oberschaffner:

„Das ist ja toll, was da passiert ist und wie der schimpft!"

„Ach, sagt der Schaffner, das ist gar nichts — da hätten Sie erst einmal den hören sollen, den ich in Nürnberg an die Luft gesetzt habe!"

*

Gelungener Trick.

„Da kommt der Gerichtsvollzieher zum Fenster herein — bin neugierig, ob ich ihn auch diesmal entwische —"

„Hoppla — Gott sei Dank!"

En gros — en détail

Manchmal stand früher das Gewicht des Fahrgastes zu der Leistungsfähigkeit der armen Droschkenkanone in schreiendem Mißverhältnis.

Kommt da in der guten alten Zeit, als Köln noch keine Autos kannte, ein zweizentnerschwerer Herr am Bahnhof zu einem Droschkenkutscher:

„Fahren Sie mich zum Opernhaus!"

Zweifelnd betrachtet der Kutscher erst den gewichtigen Herrn und dann sein aufgemergeltes Rößlein und meint, sich hinter den Ohren kratzend:

„Sehr end, Här, ich kann Uech nit en gros fahre — un Ehr künnt nit en detail!"

*

Ein tüchtiger Schwiegersohn

Schwiegermutter: „Meine Tochter singt und spielt Harfe, sie hat Botanik, Zoologie und Bakteriologie studiert, und sie spricht englisch, französisch, italienisch und spanisch! Und was können Sie?"

Schwiegersohn in spe: „Gut aufpassen, wenn sie gerade keine Zeit haben sollte."

*

Kölsche Verzällsche

Ein guter Rat

Nicht jeder der ehemals zum Militär eingezogen wurde, brachte darum auch gleich das nötige militärische Verständnis mit. Das mußte ihm meist erst anerzogen werden.

Der Pitter, ein biederer Kölner Landwehrmann, wird zur Uebung eingezogen. Da begegnete ihm Seine Exzellenz, der Herr Gouverneur. Der Pitter vergißt zu grüßen. Darauf hält ihn Seine Exzellenz an und fragt ihn: „Wissen Sie denn nicht, wer ich bin? — Ich bin doch der Gouverneur von Köln!"

Treuherzig meint unser Pitter:

„Och, da hätt' Ihr ävver e nett Pöfae! Nu leht nor zo, dat Ehr dat behaalt!"

„Schlechte Arbeit"

Heulend kommt das Lieschen aus der Schule. Schluchzend erklärt es der Mutter:

„Ich gonn nit mieh en de Schull!"

„Leuver Lieschel Worröm denn nit?"

„Weil de Kinder mich immer nze met minge fussige Hoore!"

„Och, mach der nix druhs", versucht die Mutter zu trösten. „Do muß immer denke, alles wat mer han, hät doch der leeve Gott gemaht!"

Einen Augenblick denkt das Lieschen nach, dann meint es energisch:

„Och, Mutter, dann loßße mer ävver nix mieh bei dem mache!"

„Mama, was ist eigentlich ein Monolog?" „Das ist eine Unterhaltung zwischen deinem Vater und mir!"

*

WAS IST DAS?

Sie wissen sicherlich, was ein „Schraubenzieher" ist, nämlich nicht etwa ein Mann, der Schrauben zieht, sondern ein Werkzeug, mit dem diese Arbeit verrichtet wird. Und nun sehen Sie hier fünf Bilder, die in scherzhafter Symbolik fünf landläufige Ausdrücke wiedergeben.

Es wird Ihnen gewiß nicht schwer fallen, rasch zu erraten, um welche es sich handelt.

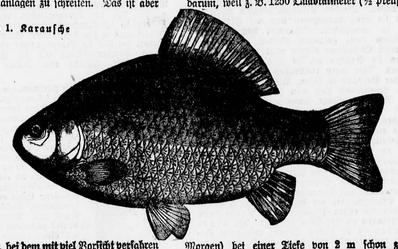
Fischereiliche Bewirtschaftung von Torfstichen

Von Herbert Schulz-Hoesen

Mit vier Abbildungen

Wir leben heute in einer Zeit, in der alle Möglichkeiten, Nahrung zu produzieren, in weitestem Maße ausgenutzt werden müssen. Allerdings muß in solchen Fällen der Aufwand an Arbeit und Mitteln in einem gesunden Verhältnis zu dem zu erzielenden Resultat stehen. So ist jetzt vielfach von Landwirten der Versuch gemacht worden, die Teichwirtschaft, soweit eine solche ihren Betrieben bereits angeschlossen ist, entweder auszubauen oder auf geeignetem Gelände zu Neuanlagen zu schreiten. Das ist aber ein Beginnen, bei dem mit viel Vorsicht verfahren werden muß, und bei dem man am besten erst den fischereilichen Sachverständigen zu Rate zieht. Denn es besteht noch immer die irrtümliche Auffassung, zur Anlage von Teichen käme der gerade schlechteste Boden in Frage, während das Gegenteil der Fall ist. Auf kalkhaltem Boden wächst genau so wenig ein Fisch, wie in Sand von Bäumen beschattete Gewässer. Der Fisch braucht die Wärme, um gut wachsen zu können. Er braucht Licht, ausgedehnten Unterwasserpflanzenbestand, gute Bodenverhältnisse und die gehaltreichen Zuflüsse von Aeckern oder guten Wiesen zur Hervorbringung der so wichtigen Fischnährtierwelt, all der kleinen und kleinsten Organismen, die das Fischen mit dem Netz gefischt ist. Die anzugebene Tiefe ist deshalb notwendig, weil die Anlagen winterlicher sein müssen, die Größe darum, weil z. B. 1250 Quadratmeter ½ preußische Morgen) bei einer Tiefe von 2 m schon zu tief und im Winter gefährdeter als die großen wärmeren und damit auch nahrungsreicheren Wasserdecken sind.

Abbildung 1. Karausche



Was jetzt man nun am besten für Fische in diese Torfstichen ein? Es besteht da immer die Neigung, möglichst hochwertige Fische zu halten. Was ist aber ein hochwertiger Fisch? Man versuche zu leicht, daß der Fisch am hochwertigsten ist, der in seinem Gewässer die günstigsten Lebensbedingungen findet und infolgedessen am schnellsten eine fangwürdige Größe erreicht. Also schreiben Karpfen für unsere Zwecke aus. Die Ufer sind zu steil, es gibt nicht genug Nahrung und bei dem Anspruch, den der Karpfen an günstige Laichplätze stellt, müßten wir in unserem Falle alle Jahre oder mindestens alle zwei Jahre für teures Geld Satzfische kaufen, während aber Schleien, die sich selbst leicht fortpflanzen, zu empfehlen sind. Karpfen sind außerdem aus tiefen Gewässern mit steilen Ufern kaum herauszufangen. Weiterhin und vielleicht der beste Fisch ist aber die Karausche (Abbildung 1), die zweckmäßig neben den Schleien (Abbildung 2) gehalten wird. Sie vermehrt sich mehr als genug, und deshalb muß man einige kleine, bis zu zweipfündige Hechte mit einsetzen. Ob genug Hechte im Wasser sind, erkennt man am Zuwachs der Karausche. Bleibt diese groß, 22 cm und mehr lang und hochrückig, dann sind es genug. Bleibt sie klein, 13 cm und kleiner und flachrückig, dann müssen noch mehr Hechte hinzu. Schleien und Karauschen kann man den ganzen Sommer über mit Reusen fangen. Allerdings ist mit dem Beginn der Besetzung drei Jahre nach dem Besetzen mit Fischen zu warten. Man benötigt dann für die oben angegebene Fläche ein Teichnetz (Abbildung 3), das man sich unter Umständen leihen kann, und eine Anzahl nicht zu kleiner Trommelreusen (Abbildung 4).

Die Hechte, die man als Regulator eingesetzt hat, sind mit Reuse, Angel und Stakhneb kurzzuhalten. Sie müssen heraus, ehe sie zu groß werden. Vielfach ist als Regulator auch der Barsch empfohlen worden. Aber der Barsch hat eine zu starke Vermehrung. Es werden außerdem sowieso alljährlich durch Wildenten und anderes Wassergeflügel Hechte, Ukelei, Barsche und Plötzen eingeschleppt. Damit ist dann der Übergang zur Seenbewirtschaftung gegeben, das heißt: immer mehr herausfangen als einsetzen, wenn man erkannt hat, daß zuviel Jungfische in einem Gewässer sind, aber zu wenig Nahrung für alle.

Was die Fütterung der Fische angeht, so werden nur Karpfen gefüttert, wo man doch welche eingesetzt hat, und zwar damit man sieht, wieviel gefressen wird, an flachen Ufern mit Lupinen oder gequetschtem Roggen. Danach richtet man die Menge des neu zu gebenden Futters ein. Es gilt die Regel: nur füttern, wenn alles Futter aufgefressen wird und nur in der Zeit vom Mai bis August. Man rechnet in den Torfstichen auf fünf Pfund Futterlupinen ein Pfund Karpfenzuwachs.

Abbildung 2. Schleie

Wesentlich ist bei Torfstichen und sauren Gewässern überhaupt die Entsäuerung. Jedes natürliche Gewässer ist im allgemeinen schwach alkalisch. Zu starke Schwankungen im Alkalitätsgrad eines Gewässers erfordern, wenn sie langsam vor sich gehen und nicht zu beträchtlich werden, eine hohe Anpassungsfähigkeit der Fische, sonst ist die unausbleibliche Folge ein Fischsterben. Um das nun auf jeden Fall zu verhindern, entsäuert man die humussäurehaltigen Torfstiche durch Einwerfen von Kalkmergel, erfahrungsgemäß gehören 25 Zentner auf das Hektar. Man gibt diese Menge aber nicht auf einmal, sondern in Portionen im Frühjahr und im Herbst. Eine gute Methode ist die, den Mergel aufs Eis zu fahren und im Frühjahr beim Schmelzen versinken zu lassen. Zu beachten ist dabei immer, daß der Kalk auf festen Boden gelangt und nicht im Schlamm unglos versinkt. Hat sich im Laufe der Jahre viel Schlamm angesammelt, so sind die abgeschrägten Ufer mit Kalk zu bestreuen. Kann man in diese Tümpel Vieh hereinlassen, z. B. Gänse oder Schweine, so soll man es tun. Das ist der Entwässerung der Fischnahrung sehr günstig. Sieht man, daß Fische genug da sind, und läßt ihre Körperbeschaffenheit auf günstige Lebensbedingungen schließen, so gibt es nur eines: Tüchtig fischen, besser viel als zu wenig!

Entsteht durch das Vorhandensein von zu viel Jungfischen Nahrungsmangel, so werden die Abwachserfolge schlechter und schlechter, und dann sind zumeist selbst durchgreifende Maßnahmen zu spät.

Abbildung 3. Teichnetz

Vorstehende Ausführungen bezüglich der Bewirtschaftung von Torfstichen durch Fischeinsatz können keineswegs einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Dazu ist der Raum viel zu knapp. Es ließe sich noch bedeutend mehr bezüglich der Nutzung von Torfstichen durch Einsatz von Teichfischen sagen. In vielen Fällen dürfte, auch wenn dem entsprochen wäre, nicht ohne weiteres ohne den Rat eines fischereilichen Sachverständigen, der sich vorher das Gelände angesehen hat, auszukommen sein. Auch wird sich für den Gewirtschafter größerer Wasserflächen wohl kaum umgehen lassen, daß er sich eine fischereiliche Fachzeitung hält, um dauernd über alle Fragen in der Fischwirtschaft unterrichtet zu sein. Wie empfehlen hierfür die Fischerei-Zeitung, Neudamm, die einzige Wochenschrift für die gesamte deutsche Teichwirtschaft und Binnenfischerei, Bezugspreis monatlich zuzüglich Postgebühren 1,35 RM, die bei jedem Postamt bestellt werden kann. In dieser Fachzeitung werden ständig alle einschlägigen Fragen der Fischwirtschaft eingehend behandelt. Probenummern werden kostenlos von dem Verlage genannten Blattes versandt.

Abbildung 4. Trommelreuse

Durch welche Mittel kann man den Maulwurf vertreiben oder unschädlich machen?

An dieser Stelle wurde vor einiger Zeit in einem Artikel, der überschrieben war: „Ist der Maulwurf nützlich oder schädlich?" auseinandergesetzt, daß die Zahl der Freunde des Maulwurfs sehr im Abnehmen begriffen sei. Man neigt zu der Ansicht, daß der Schaden, den er mit seiner oft ausgedehnten Wühlerei anrichtet, meistens größer ist als der Nutzen, den man ihm bis dahin vorbehaltlos eingeräumt hat. Ein endgültiges Urteil ist jedoch nach der einen nach der anderen Seite gefällt worden. Daher sind wir der Meinung: Man vernichte den Maulwurf dort, wo er sichtlichen Schaden stiftet; lasse ihn aber gewähren, wo seine Schadwirkungen gering sind! Der Wissenschaft fällt die Aufgabe zu, die Lebensweise des Maulwurfs restlos aufzuklären. Man muß sich nur wundern, daß dieses bis heutigen Tags noch nicht gelungen ist, trotzdem der Mensch mit dem Maulwurf aufs engste zusammenlebt, seit eine Acker- und Gartenkultur ausgeübt wird.

In der Praxis haben sich verschiedene Mittel zum Vertreiben bzw. Abtöten der Maulwürfe herausgebildet. Wir zählen auf:

1. Vertreibungsmittel: Petroleum, Steinkohlenteer, Azetylen. Kennt man die Laufröhren eines Maulwurfs, so kann man in diese die genannten Mittel einführen. Die starken Gerüche sollen den Maulwurf vertreiben. Wichtig ist, daß die Mittel nicht mit Pflanzenwurzeln in Berührung kommen, da sie sonst absterben. Hat man sie in einen oder anderen Weise in die Laufröhren eingeführt, so muß man diese vorsichtig wieder zumachen. Die Röhren dürfen nicht festgetreten werden, auch darf kein Licht hineinfallen. Mit man den Maulwurf von Tabaksfedern fernhalten, so soll man auf 1000 Liter Gießwasser ein knappes halbes Liter Petroleum hinzumischen. Hiermit werden die Würmer gegossen; in der starken Verdünnung soll das Petroleum ihnen nicht schaden. Die Maulwürfe aber bleiben einem solchen Felde fern.

2. Vertilgungsmittel. Sicher wirkend sind die folgenden Verfahren: Sie besitzen zum Teil als weiteren Vorteil, daß man die Maulwürfe lebend fängt; man kann sie dann schonen oder töten. Als erstes sei das Ausgraben angeführt. Jeder Maulwurf schmeckt auf einmal die Milch beißend, bitter, nicht direkt nach dem Melken, erst wenn sie länger steht. Die ist dann kaum mehr zu genießen; auch ging die Milchmenge um 40 v. H. zurück. Was ist da wohl die Ursache und was kann man dagegen tun? K. in C.

Antwort: Bei der Kuh handelt es sich um eine Euterentzündung, wie sie bei Kühen häufiger beobachtet werden kann. Das Tier ist bis zu halten, schwer verdauliche, zweifelreiche Futtermittel sind zu vermeiden. Man gibt Grünfutter, Heu, dünne Mehlsuppe, rohe Kartoffeln, Rüben usw. Die örtliche Behandlung besteht in häufigem, sanftem, restlosem Ausmelken des Euters alle ein bis zwei Stunden. Weiter ist zu empfehlen sanftes Frottieren und Massieren des Euters unter Verwendung von Oelen, Fetten und milden Salben, z. B. Kampfersalbe, Borsalbe, Jodvaselinsalbe, Jodvaselon usw. Die ermolkene Milch ist, sofern sie äußerlich stark verändert ist, zu beseitigen oder zur Fütterung der Tiere zu verwenden. Stall und Stallgerätschaften sind gründlich zu reinigen und zu desinfizieren. Dr. Tz.

Entsteht durch das Vorhandensein von zu viel Jungfischen Nahrungsmangel, so werden die Abwachserfolge schlechter und schlechter, und dann sind zumeist selbst durchgreifende Maßnahmen zu spät.

Vorstehende Ausführungen bezüglich der Bewirtschaftung von Torfstichen durch Fischeinsatz können keineswegs einen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Dazu ist der Raum viel zu knapp. Es ließe sich noch bedeutend

Denken Sie nach

Füllaufgabe.

Die leeren Felder der vorstehenden Figur sind so mit den Buchstaben a a, a b, 1 c, 1 d, 4 e, 2 g, 2 h, 1 i, 2 a, 1 p, 8 r, 2 s, 2 t, 1 z zu besetzen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Strom in Amerika, 2. ein den Rinderarten gefährliches Insekt, 3. eine Stadt im tschech. Schlesien, 4. einen Teil der Graubündner Alpen, 5. den Herd der Hirten. 6. einen Klaviertomponisten des 19. Jahrhunderts.

Scheberätsel.

Bigladen, Brentano, Rebus, Barschaft, Sachwalter, Kaliber, Broitgans, Schlettstadt, Morgenrot, Stundenplan, Wehrstand.

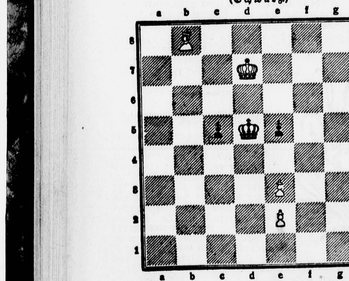
Die vorstehenden Wörter sollen untereinander gestellt und seitwärts derartig verschoben werden, daß in zwei senkrechten Buchstabenreihen ein Sprichwort zu lesen ist.

Schachaufgabe.

Von Dr. K. Pittrich.

(die Schwalze)

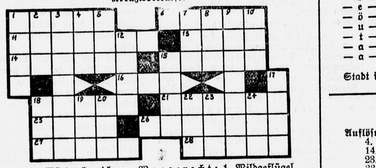
(6 Steine)



(Weiß.)

Matt in 3 Zügen.

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen: Waagerecht: 1. Wildgeflügel, 6. Erscheinungsform, Entwicklungsstufe, 11. Große afrikanische Halbinsel zwischen Rotem Meer und Mittelmeer, 13. Vorarlberg, 14. Alter Getreidemaß, 15. Italienischer Königinname, 16. Flüssiges Fett, 18. Kleinwohner Perus (Plural), 21. Wurstart, 25. Kostbarer Belz aus Seehundsfell, 26. Salbe, 27. Frauenname, 28. Papierbehälter. Senkrecht: 1. Soviel wie Ruf, Gerücht, 2. Papageienart, 3. Anlagen zur Gewinnung von Salz, 4. Klostervorsteher, 5. Vereinigung, 7. Germanische Göttin, 8. Griechische Göttin, 9. Bubbekleidung, 10. Griechischer Buchstabe, 12. Liebesgast, 15. Gestalt aus „Lohengrin", 17. Sprachgeschick, 18. Frauenname, 20. Opfereinfassung, 20. Singstimme, 22. Baumteil, 23. Poetischer Name des Löwen, 24. Präposition.

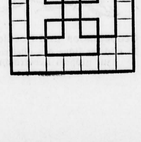
Silbenrätsel.

bach, chen, chen, chau, der, fal, ga, glau, ge, ger, halm, hu, i, kuf, la, ler, mo, mer, mu, perl, rau, rel, ret, rein, schach, schlan, schein, sen, sam, stein, ste, tha, tel, ten, wa, wan, zen.

Aus vorstehenden 38 Silben sollen 12 mehrsilbige Wörter von folgender Bedeutung gebildet werden: Stadt in Sachsen, Stadt in Schlesien, Stadt in Tirol, Heilpflanze, Schriftstellerin, Schalttiere, Komponist, Raubvogel, Pflanzenart, Reptil, Schriftsteller, Stadt in Spanien.

Werden die Wörter richtig untereinander gestellt, so nennen zwei senkrechte Buchstabenreihen ein Sprichwort.

Füllaufgabe.



Die 33 Felder der vorstehenden Figur sind so mit den Buchstaben 2 a, 1 b, 1 d, 9 e, 1 f, 2 g, 2 i, 1 l, 1 n, 3 n, 1 o, 4 r, 2 t, 2 u, 1 v, 1 z zu belegen, daß die beiden waagerechten Reihen einen weiblichen Namen und einen Namen für den Teufel, die beiden senkrechten Reihen einen Erzengel und die Göttin des Erdsegens, die beiden Diagonalen ein Getränk und eine irische Grafschaft bezeichnen.

Buchstabenergänzung.

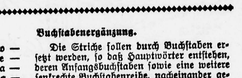
— s — — o —
— o — — a —
— n — — a —
— d — — a —
— e — — e —
— a — — a —
— u — — u —
— i — — c —
— a — — t —
— a — — e —

Die Striche sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Hauptwörter entstehen, deren Anfangsbuchstaben sowie eine weitere senkrechte Buchstabenreihe, nacheinander gelesen, ein Sprichwort nennen. Die Wörter bezeichnen, aber in anderer Reihenfolge: einen Vogel, einen Knabennamen, einen englischen Seehelden, ein Gewebe, einen männl. Vornamen, eine Ostseeinsel, eine Himmelsrichtung, eine der Gesellschaftsinseln, eine Stadt in Anhalt und eine Stadt im Rheinlande.

Auflösungen aus Nummer 9

Auflösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Prag, 4. Gera, 7. Gas, 9. Sit, 10. Traber, 12. Balkon, 13. Bene, 14. Ende, 15. Hel, 16. Gin, 18. Era, 19. Abe, 20. Ems, 22. Tor, 24. Abo, 27. Stat, 29. Elle, 32. Kanada, 33. Soltau, 34. Ebe, 35. See, 36. Lese, 37. Elbe. Senkrecht: 1. Pate, 2. Agave, 3. Siebel, 4. Gilde, 5. Erker, 6. Rino, 8. Sen, 9. Sesam, 11. Regatta, 12. Benarés, 17. Jod, 21. Menes, 22. Stade, 24. Allee, 25. Beisl, 26. Ekel, 28. Ade, 30. Los, 31. Sure.

Lösung des Streichholzrätsels:



Lösung des Silbenrätsels: Berthold, Anton, Sebald, Tobias, Ilsbor, Albrecht, Nathan. — Bastian.

Lösung der Diagonale: Kamelie, Flieder.

Lösung der Ergänzung: Sack, Cura, Haiti, Worms, Alle, Ruder, Zeus, Waadt, Arnau, Leith, Diebel. — Schwarzwald, Reiterstuhl.

Lösung der Skataufgabe: 1. Vorderhand spielt Grand, da er seine Farbe wegen der Neigung nicht mehr spielen kann. 2. Er drückt Pik-Dame und Karo-Zehnen. 3. Er spielt den Kreuz-Buben aus. Nach der Neigung muß Mittelhand den Kreuz-Buben haben und so zum Ausspielen kommen. Vorhand ist jetzt hinten und kommt durch einen König oder die Kreuz-Zehn wieder ans Spiel. Durch das Stechen wird er verhindert, unter Umständen den Herz-Buben vorliegen zu müssen.

Lösung der Wortbildung: Chrysanthemum.

Lösung des Pyramide: A. Ma, Alt, Dora, Erich, Urania, Serbien. — Amadeus.

Lösung des Bilderrätsels: Die Liebe kann wohl viel, allein die Wirkt noch mehr. (Goethe)

Lösung des Rätselsprungs: Rattlose Liebe

Dem Schnee, dem Regen, Alle des Meigen
Dem Wind entgegen — Von Herzen zu Herzen,
Im Dampf der Lüfte Ach, wie so eigen
Durch Felsenklüfte Schaffet das Schmerzen!
Immerzu! Immerzu — Wie soll ich fliehen?
Ohne Rast und Ruh! Walderwärts ziehen?
Lieber durch Leiden Alles vergehen!
Möcht' ich mich schlagen Krone des Lebens,
Als soviel Freuden Glück ohne Neid!
Des Lebens ertragen. Liebe bist du!

(Goethe.)

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Ist die Adresse des Fragestellers unleserlich, so kann eine Antwort nicht erfolgen. Ferner ist es erforderlich, daß der Fragesteller seinen vollen Namen und seine genaue Adresse deutlich angibt. Sollte eine Antwort nicht erfolgen, so ist dies ein Zeichen dafür, daß der Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" Die Schriftleitung (Fragekasten), Paderborn

Frage: Fohlenlähme. Meine achtjährige Stute brachte im vorigen Jahre ein Fohlen, das die Lähme gleich mit auf die Welt brachte. Der Tierarzt machte dem Fohlen sofort eine Einspritzung, doch ging das Fohlen trotzdem ein. Kann es vielleicht am Futter liegen? Da die Stute bald fohlen muß, bitte ich um Rat. H. H. in N.

Antwort: Das Futter ist nicht an der Erkrankung schuld. Die Fohlenlähme wird vielmehr durch Bakterien verursacht. Eine Behandlung der Stute kann bei der nahen Geburt nicht mehr in Frage kommen. Unterbinden Sie gleich nach der Geburt den Nabelstrang des Fohlens, schneiden Sie ihn mit einer desinfizierten Schere ab und bepinseln Sie den Stumpf mit Jodtinktur. Die Stute muß nach der Geburt sofort reine Streu bekommen, und der Stall ist zu desinfizieren. Ferner kommt eine Behandlung des Fohlens mit Mutterblutserum oder mit spezifischen Impfstoffen in Frage. Außerdem können Sie dem Fohlen täglich dreimal einen Kaffeelöffel voll 25-prozentigen Jodipin verabfolgen. Rei.

Frage: Kuh leidet an Euterentzündung. Eine junge Kuh, die im März 1931 das erstemal gekalbt hat, leidet seit einiger Zeit an Euterentzündung, gab gute, feine Milch, nun

Frage: Bekämpfung des Erbsenblattkäfers. Dieser Schädling zeigt sich auf mehreren Erbsen. Wie bekämpfe ist ihn erfolgreich? L. L. in C.

Antwort: Die Larven und Vollkäfer des Erbsenblattkäfers (Agelastika alni) leben zahlreich auf den Blättern der Erle. Beide kann man einmal mit Fraßgiften, wie das Arsen enthaltende Nosprasit, bekämpfen, das man auf die befallenen Bäume aufstäubt oder spritzt. Bei der Bekämpfung haben sich auch die fertigen Arsenstäubemittel Meritol und Forstesturmit bewährt. Weiter kommt in kleinen, jungen Beständen die Bevendung von Bekämpfungsgiften, wie die Stäubemittel Volvo, Duciaipulver und Pomona-Staubmittel, in Frage. Handelt es sich um größere und ältere befallene Bestände, dann verdienen die genannten Arsenstäubmittel aus technischen und wirtschaftlichen Gründen bei der Bekämpfung den Vorzug. Wünschen Sie weiteren Rat in der Schädlingsbekämpfung, dann wenden Sie sich an die Biologische Reichsanstalt in Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 22. Dr. Z.

durchführt seine Laufröhren diesmal an jedem Tag, stets um dieselbe Zeit. Drückt man an einer genagelten Stelle den Laufgang leicht ein, so stößt er hier beim Durchfahren die Erde wieder in die Höhe. Dieser kurze Augenblick muß wahrgenommen werden. Mit einem Spaten kann man ihn, hier schnellstens nachstoßend, herausheben. Weiter gibt es Fallen verschiedener Art, die im Handel überall erhältlich sind.

Neuerdings hat man auch chemische Mittel empfohlen, die hochwirksam sein sollen. Sie haben den Nachteil, daß einem bei ihrer Verwendung das wertvolle Fell verloren geht, denn der Maulwurf bleibt dort liegen, wo er sich vergiftet oder erstickt. Schließlich werden die in jeder Drogerie erhältlichen „Cyklon-Patronen" empfohlen. Sie werden in die Zu- und Abgangsröhren eines frisch aufgeworfenen Hügels gelegt und angezündet. Beim Abbrennen entwickeln sich schwere Giftgase, die sich in den Röhren verteilen und dem Maulwurf die Atemluft rauben, dort, wo sie auf ihn treffen.

Vom grünen Zimmerschmuck und seinen Feinden

Von Kantl. dipl. Gartenbauinspektor H. Schiefersdecker

Für ein helles Zimmer mit großem Fenster gibt es keinen stattlicheren Schmuck als eine Palme. Schon Linné nannte die Palmen die Fürsten unter den Pflanzengeschlechtern. Sie sehen aber freilich nur dann fürstlich aus, wenn sie an geeigneten Standort stehen und gut gepflegt werden. Die Palmen brauchen zum guten Gedeihen reichlich Licht, wenn sie auch nicht sengende Sonne vertragen, und sie wollen alle eine nicht zu trockene Luft. Für sie tägliches feines Ueberbrausen mit Wasser sind sie dankbar, auch ist ferner ein wiederholtes Abwaschen des Staubes mit einem Schwamm notwendig. Den Winter überstehen die Palmen am besten bei einer Temperatur von etwa 10 Grad, nur die kleinen Chamaerops mit dem feinen, fächerförmigen Wedeln wollen noch kühler stehen.

Größere Wärme, verbunden mit im geheizten Zimmer so leicht auftretender trockener Luft führt bei allen Palmen zu einem Eintrocknen der Blattspitzen. Auch die „Rote Spinne" siedelt sich bei trockener Luft hin und wieder auf den Palmenblättern an und saugt darauf unsichtbare, winzige Tiere entstehen, die auch zum Absterben der Wedel führen können. Man erkennt diese Spinnmilbe mit bloßem Auge als winziges rötliches und bewegliches Pünktchen in einem weißen, fast mehrstrigen auf den Blättern liegenden Gespinst. Man wäscht solche kranken Palmenblätter mit einer Tabakseifenbrühe ab und entfernt damit die Tiere. Häufiger als die Rote Spinne siedeln sich als unliebsame Gäste die Schildläuse auf den Palmen an. Diese sind in der Jugend bewegliche Tiere, laufen sich auf den Blättern fest und diese Saugstellen vergilben dann. Da die Schildläuse sich schnell und stark vermehren, können sie erheblichen Schaden stiften. Am besten entfernt man sie, sowie man sie bemerkt, mit einem Pinsel oder ähnlichem, womit sich besonders die großen Mutterliere gut abheben lassen. Dann muß wie bei der Bekämpfung der Roten Spinne die Palme mit einer Tabakseifenlösung abgewaschen werden, oder man spritzt mit einem nikotinhaltigen Mittel, um die Jungtiere zu vernichten. Natürlich trifft man nicht mit einem Male alle Schädlinge, weswegen die Behandlung mehrmals zu wiederholen ist. Außerdem ist zu beachten, daß bei Anwendung von Seifenlösung stets mit Wasser

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Bekämpfung des Rübenrüsselkäfers durch Junghühner. Hierzu sollen sich sechs Wochen alte Küken der Leghornrasse besonders eignen. Es wird empfohlen, die Küken in Kisten oder in einem fahrbaren Hühnerwagen auf das Rübenfeld zu bringen. Die Küken sammeln die Rübenrüsselkäfer eifrig ab und suchen dabei auch die am unteren Blattrand der Rüben sitzenden Käfer heraus. Junge Hühner vernichten viele Blattläuse und wagen sich erst im Alter von vier Wochen an den Rübenrüsselkäfer heran. Aeltere Junghühner dagegen meiden Blattläuse, wahrscheinlich weil sie sich an diesen nicht genügend sättigen können. Es ist notwendig, daß der Hühnerwagen oder die Kiste alle zwei bis drei Stunden weitergerückt wird, da die sechs Wochen alten Küken stets in nächster Umgebung des Wagens oder der Kiste bleiben. Selbstverständlich ist für frisches Trinkwasser und ein wenig Körnerfutter zu sorgen. Natürlich verursachen die Küken durch das Ausraufen von Blättern der Zuckerrübe einen gewissen Schaden, der aber geringfügig ist. Ueber Nacht sollen die jungen Hühner im warmen Raum gehalten werden. R.

Wodurch vertreibe ich Stare aus den Erdbeeren? Sehr oft hört man Klagen und liest ebenfalls in Fachzeitungen, daß Stare zur Zeit der Erdbeerreife in den Kulturen großen Schaden verursachen. Auch war dieses bei mir der Fall. Ich kann nun auf ein Abwehrmittel und unabolete folgendes aus: Ich nahm eine Kartoffel und steckte in dieselbe zwei Stücke eines zerbrochenen Spiegels. Dann schnitt ich ein kleines Hölzchen an einem Ende spitz und steckte dieses ebenfalls in die Kartoffel. Nun wurde schräg eine längere Bohnenstange in die Erde zwischen die Erdbeerreihen gesteckt und am oberen Ende der Stange eine Schnur gebunden. An die Schnur wurde nun die zurechtgemachte Kartoffel befestigt in der Weise, daß sich dieselbe ständig an der Schnur drehte. Sobald nun die Sonne an die Spiegelscheibe prallt, gibt dieses Aufblitzen für die Stare und auch andere Vögel einen großen Schreck, und scheinigst suchen dieselben das Weite. Nach diesem Verfahren habe ich immer Ruhe vor diesen unerwünschten Gästen gehabt. Sa.

Arbeitskalender für den Gartenfreund.

Im Juni gilt es im Gemüsegarten durch Hacken den Boden zu lockern und dabei das Unkraut fernzuhalten; Bohnen und andere Gemüse werden gleichzeitig gehäufelt. Bei feuchtem Wetter sind Jauchegaben angebracht, wenn man sie mit Salzen wird vornehmen; bei Trockenheit ist zu gießen. Rosen- und Grünkohl können jetzt noch gepflanzt werden. Auf der genossenen Beete kommt die letzte Aussaat von Erbsen und Buschbohnen, auch Zwiebelsamen für die Steckzwiebelernte. Weiterhin ist nun auf Schädlinge zu achten. Werden Pflanzen plötzlich welk, so sind sie ganz auszuheben und auf Erdraupen hin zu untersuchen. Schnecken können unter feuchtem Holz gefangen werden. Frisch gepflanzte Obstbäume dürfen nicht trocken stehen; setzen sie Früchte an, so sind diese zu entfernen. Von stark treibenden Unterveredlungen ist der Verband zu lösen. Die dürftigen Triebe von Spalierobst sind nun zu entspitzen. Hat der Wein abgeblüht, dann müssen die Triebe zwei Augen nach dem Ansatz abgeschnitten werden; die nichttragenden Ranken sind ebenfalls einzukürzen. Mit dem Fortschreiten der Vegetation zeigen sich auch Krankheiten. Mehltau an Aepfeln und Stachelbeeren kann mit Solfar bekämpft werden; gegen die Grauschimmelkrankheit der Pfirsiche spritzt man mit Kupferkalkbrühe. Die Erdbeerbeete sind rechtzeitig abzuranken; zur Vermehrung kennzeichnet man die Pflanzen, die am besten tragen. Hiervon werden die ersten Pflanzen einer Ranke durch Drahthaken an der Erde befestigt. Im Ziergarten ist in diesem Monat wie beim Gemüse vorwiegend das Hacken und Gießen nötig. Schlechte Rasenstellen werden nachgesät. Unkräuter besonders aus jungen Rasen entfernt und Maulwurfshügel breitgeharkt. Was von den Zimmerpflanzen freie Luft vertragt, steht jetzt draußen und wird bei starker Sonne überspritzt. Beim Einsenken von Töpfen in die Erde beachte man, daß auch hier ein Abfluß nach unten nötig ist. Schfd.

Erhaltungsfutter. Im praktischen Betriebe kommt es nicht selten vor, daß man von einem Tiere keine Leistungen verlangt, es aber über eine bestimmte Zeit hinaus in seinem derzeitigen guten körperlichen Zustande erhalten möchte. Dies ist namentlich bei Pferden der Fall, wenn die Preise vorübergehend für Vieh sehr niedrig sind und man nur von überschüssigen Märkten und schlechter Preislage hört und liest, oder auch, wenn man bei aufwärtsbewegender Tendenz mit ziemlicher Sicherheit auf baldige weitere Steigerung des Preise rechnen kann. Dann eine Spannung von auch nur ein paar Pfennigen noch oben bedeutet bei einem Umsatze von einigen oder gar mehreren Zentnern für den Landwirt keinen besonders in der heutigen Zeit, immerhin eine hochanzuschlagende Mehreinnahme. Wer es sich darum irgendwie finanziell leisten kann, sollte den Verkauf bis zum günstigen Zeitpunkte hinauszuschieben und die dafür bestimmten Tiere auf sogenanntes Erhaltungsfutter stellen. Dabei ist aber zu beachten, daß jedes Tier die zur Erhaltung seines Körpers und aller Lebensfunktionen nötigen Nährstoffe auch weiterhin haben muß. Es darf deshalb im Futter keiner dieser fehlen, und die Nahrung darf nicht einseitig zusammengesetzt sein. — Alle Teile des Tierkörpers erneuern sich im Laufe der Zeit, alte Bestandteile werden ausgelöst, ausgeschieden und müssen neu aufgebaut werden. Für diese Stoffserneuerung sind namentlich Eiweißstoffe nötig. Auch für die ständige Absonderung von Verdauungssäften im Körper, zur Drüsentätigkeit der Haut und innerer Organe verbraucht das ruhende Tier Eiweißstoffe. Für die Erhaltung der Körperwärme müssen dem Tiere ferner im Futter Fett, Stärke und Zucker zugeführt werden, denn es ist sicher die Verbrennung einer großen Menge kohlenstoffhaltiger Bestandteile nötig, um die große Körperwärme ständig auf 37° Wärme zu halten und die nach außen abgegebene Wärme zu ersetzen. Auch ein in Stallruhe gehaltenes Tier verbraucht Kräfte, zu deren Erzeugung Nährstoffe verwendet werden und sind auch hierfür Fett, Stärke und Zucker im Futter nötig. Das Aufstehen und Niederlegen der Tiere, die Erhaltung des Gleichgewichts, die Kau- und Verdauungsarbeit, der Blutkreislauf usw. benötigen Antriebsstoffe. Die zur Erhaltung der Körpermasse und der Lebenstätigkeit nötigen Stoffe werden aber mit der Größe und Schwere des betreffenden Körpers zusammenhängen, so daß man die Menge des Erhaltungsfutters nach dem Lebendgewichte des Tieres bestimmen muß. So benötigt ein Ochse z. B. von 750 kg Lebendgewicht ungefähr bei 12 bis 15 kg Trockensubstanz 0,5 bis 0,6 kg Eiweiß und 4 bis 5 kg Fett, Stärkemehl und Zucker, bei 500 kg Lebendgewicht etwa bei nur 8 kg Trockensubstanz 0,3 kg Eiweiß und 3 kg Fett, Stärke und Zucker in seiner Tagesration. Mlz.

Zum Einsetzen von Kirschen, die als Kuchenbelag Verwendung finden sollen, eignet sich ganz vorzüglich die abgebildete kleine Vorrichtung. Sie

sich jede Hausfrau mit Leichtigkeit in wenigen Minuten selbst herstellen kann. Eine noch nicht benutzte Haarnadel wird in einen Korkweinflaschenkork von 20 bis 23 mm Durchmesser und 33 mm Länge so weit hineingedrückt, daß das gebogene Ende etwa 25 mm herausragt. Sollte die Haarnadel zum Durchstoßen des Korkes zu kumpf sein, werden mit einer heißen Nadel oder Stopfnadel die zwei Löcher vorgebohrt. Beim Gebrauch dieses kleinen Einsetzers zieht man zunächst den Stiel aus der Kirsche, stößt dann in die Stielgrube den Einsetzer hinein und zieht den Kirschenstein heraus. Schon nach kurzer Zeit geht dieses Einsetzen sehr flott vonstatten. Wb.

Fleischpudding mit Reis. Gericht für sechs Personen. Hierzu braucht man 500 g feingehackte Fleischreste (gekochtes oder gebratenes Rind-, Kalb- oder Hammelfleisch), zwei kleine Zwiebeln, zwei Eßlöffel Butter, Salz und Pfeffer nach Geschmack, eine größere Kaffeetasse voll Reis, einen Liter Milch, ein Ei, ein Brötchen oder Fleischbrühe. Die Zwiebeln werden geschält, fein gehackt und mit den Fleischresten in der Butter gebräunt. Danach schmeckt man das Gericht mit Salz und Pfeffer ab. Der Reis wird gewaschen und in der kalten Milch weichgekocht. Der Reis muß danach abkühlen, dann wird das mit etwas kaltem Wasser angerührte Ei hineingegeben, ebenso das Fleisch und die Brühe. Man füllt die Masse in eine mit Butter ausgestrichene Form, streut Semmelbrösel darüber und läßt sie im Ofen überbacken. Man serviert den Pudding mit Resten von Bratentunke oder mit kerlassener, gebräunter Butter. Frau K. R.-G.

Wohnungsbauprämien. Wie bereits bekannt, sind für das Rechnungsjahr 1932 Wohnungsbauprämien in Höhe von 30 Millionen Reichsmark vorgesehen. Die Prämien werden für Neubauten gewährt, die in der Zeit vom 1. April 1932 bis 31. März 1933 bezugsfertig werden. Die Prämien betragen 20 v. H. der Baukosten, höchstens jedoch 1000 RM für jede Wohnung. Die Prämien werden in Form von Hypotheken gewährt, die mit 1 v. H. zu verzinsen und mit 1 v. H. zuzüglich ersparter Zinsen zu tilgen sind. Die Prämienhypotheken sind nachstellig zu den Hypotheken zu sichern, die für die Finanzierung des Neubaus gewährt werden. Die Prämienhypotheken werden nicht vor dem 1. April 1935 fällig. Die Prämien werden nur für Wohnungen gewährt, die in Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern errichtet werden. Die Wohnungen müssen für kinderreiche Familien geeignet sein. Sie müssen mindestens drei Wohnräume und Zubehör haben. Die Wohnungen müssen für Familien bestimmt sein, deren Einkommen 6000 RM nicht übersteigt. Die Wohnungen müssen für Familien bestimmt sein, deren Einkommen 6000 RM nicht übersteigt. Die Wohnungen müssen für Familien bestimmt sein, deren Einkommen 6000 RM nicht übersteigt.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen 20 Pf., bei Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erteilung von Postvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inseratenerfolge. Bis Montag erscheinen auch Anzeigen, die bis Freitag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534.

Bad Nauheim Kettelerheim Lindenstr. 57
Pensionshaus für Kurgäste. Das ganze Jahr geöffnet. Näh. durch Schwest. Oberin

Haus Maria Regina
Bad Liebenstein
Kurheim unt. Leit. kath. Schwestern, das ganze Jahr geöffnet, Zentralheizung. Kapelle im Hause! Pensionspreis von 4,50 – 5,50 RM

Haushaltungspensionat der Ursulinen
„St. Ursula" Bergelk bei Eindhoven, Holland
Herrliche Lage. Gründlicher Unterricht im Haushalt. Umgangsformen.
Besonders mäßige Preise.
Semesteranfang am 1. Sept.
Prospekt durch die deutsche Oberin.

Patent-Ingenieur
Ernst Saigis
beeid. Sachverständ. a. d. Gerichte
f. Landgerichtsbezirks Bielefeld
Verblüffende Erfolge. Probeflasche M 1.95 große Flasche 3.70 und 4.65 Doppelherz-Dragees 1.50
Bielefeld, Herforder Str 10 (gegenüber der Reichsbank) Fernspr. 1492

Ferien im schönen Eichsfeld!
Sie wohnen billig, ruhig und gesund im romantisch zwischen Wäldern und Bergen gelegenen
Luftkurort Großbartloff
Lohnende Ausflüge nach Burgen, alten Klöstern und vielen landschaftlichen Sehenswürdigkeiten. Pensionspreis 3 RM, bei besond. Anspruch mehr nach Vereinbarung
Auskunft erteilt u. H.F. die Geschäftsstelle des Hess Kurier, Kassel, Obere Karlstr. 24

Jungen Mädchen
die sich matt u. elend fühlen, keinen Appetit haben, an nervösen Kopfschmerzen leiden, nachts nicht schlafen können, sollen Doppelherz, das anerkannte Nervenkräftigungsmittel nehmen, denn alle diese Krankheitserscheinungen kann ein gekräftigter Körper besser überwinden. Aerztlich empfohlen. Verblüffende Erfolge. Probeflasche M 1.95 große Flasche 3.70 und 4.65 Doppelherz-Dragees 1.50

Glocken läuten in Ihrem Heim –

wenn Sie sich für den sofortigen Kauf einer **Haus-Apotheke** entschließen. Gehäuse unserer eigenen Fabrikation, prachtvoll lackierte 8 Stabblum-Schlagwerke. Eine Zierde für jedes Möbel in Farbe genau passend. Bilfreie Lieferung ab M. 60.- an direkt vom Hersteller an Private. Glänzende Gutachten und Anerkennungen. Teilzahlung ohne Preisaufschlag. Wir liefern sofort jede Uhr aus unserem Mitteldeutschen Lager durch Lieferwagen und lassen Sie Ihnen unseren Montageaufsteller. Schreiben Sie noch heute um ausführlichen Katalog an
Walther-Hausuhren Königsfeld 106 (Schwarzwald)
oder den Generalvertreter Jacob Hahn Erfurt, Peutschleifach 377

Bei
Hautjucken, Flechten
offenen Füßen, Krampfadern
auch veralteten Wunden ist die milde und wohltuende
San.-Rat Dr. Strahl's Haussalbe
seit Jahrzehnten ärztlich empfohlen und bewährt in Original-Dosen à 1.25, 2.30 und 4.30 RM
Zu haben in Apotheken
wenn nicht vorrätig. Versand spesenfrei durch Elefanten-Apotheke, Berlin SW 19/52, Leipziger Straße 74 (Dönhoffplatz).

Gastwirt
30 Jahre alt, kath. mit gutgehend. Geschäft, wünscht die Bekanntschaft einer jungen Dame, Witwe mit Vermögen zur Vergrößerung des Geschäfts erwünscht. Vermittlung von Eltern oder Verwandten angenehm. Nur ernstgemeinte Zuschriften, möglichst mit Bild, unt. Nr. W. B. 1107 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat
Suche für meine Schwester, kath., 27 Jahre alt, ohne ihr Wissen einen guten, soliden, nüchternen Mann in sicherem Arbeitsverhältnis (Handwerker, Beamter), Gute, vollständige Aussteuer und Barvermögen vorhanden. Briefe werden unt. Nr. W. B. 1136 an „Der 7. Tag", Paderborn, erbeten.

Heiratsgesuch
Witwe in den 40er Jahren sucht einen tüchtigen Landwirt als Lebensgefährten. Etwas Vermögen erwünscht. Ernstgemeinte Zuschriften sind zu richten unt. Nr. C. B. 1818 „Der 7. Tag", Paderborn.

Lebensgefährtin
Etwas Kapital evtl. auch Einh. in Autogeschäft, oder dergl. oder verb. Betrieb. Ang. mit Bild, unt. Nr. W. B. 1107 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirat
Suche für bes. jung. Mädchen, Mitte 20, Gutsbesitz.-Tochter bester Kreise, häuslich, sparsam u. gewandt, paß. Partie. Offerten unter Nr. W. B. 02875 „Der 7. Tag", Paderborn.

Kluge Frauen
verwenden täglich
CREME MOUSON
das mattierende Hauptpflegemittel. Gesicht und Hände bleiben trotz Hausarbeit sart und gepflegt. Rauhe, spröde Haut heilt in wenigen Stunden.

Erfinder - Vorwärtsstrebende
Hohe Geld-Belohnung
Näheres kostenlos durch
F. Erdmann & Co. Berlin SW 11

DER JUGENDWILLE
VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Bundeslager der Kreuzfahrer-Jungenschaft zu Eversberg Pfingsten 1932

Leib und Seele,
Zuerst der Leib, dann die Seele,
Doch die Seele nicht zuletzt,
Sondern zuallererst
Seele und Leib!

Unter diesem Gedanken fanden sich die Kreuzfahrer-Jungenschaften Westdeutschlands in den Pfingsttagen 1932 zusammen im idyllischen Bergstädtchen Eversberg im Sauerland. Wer kennt Eversberg nicht, das trotzige Städtchen ob der Ruhr, das ehemalige Ritter- und Raubnest, das später in Kur-Kölnischen Besitz überging. Als Ueberrest aus dieser Zeit steht noch auf hohem Bergkegel der Burgfried, während sich am Nordhang das freundliche Städtchen hinaufzieht. Ein wundervolles Bild, wenn man vom Pfadtweg herabkommend plötzlich das schiefergedeckte Eversberg mit seiner frühgotischen, endgewachsenen Kirche und ihrer schönen Turmhaube vor sich liegen Baumkranz und den Resten der Burg. Wie bodenständig und echt wirkt das Silberarun des Schiefers, nur unterbrochen durch das schwarzgeweihte Fachwerk der Hausbände, und dies alles inmitten der grünen Waldberge, in die der Ort hineingebettet ist und von wo man den Eindruck in die Häuser des Städtchens rufen hören kann.

Und zu Pfingsten, ja zu Pfingsten, da war es noch viel, viel schöner als es hier sonst schon ist. Da flatterte oben auf dem Bergfried die Fahne mit den drei Kronen wie ein riesiges Fanal und rief weit ins Land hinein zum Sammeln ihrer Getreuen. Und sie kamen von allen Seiten, zu Fuß, zu Rad, mit Auto und Eisenbahn, und tausendmal wurde an diesem Pfingstsamstag in Mühe und Schweiß der Berg erstürmt, und tausendmal hatten schon die Herzen höher geschlagen, wenn sie von ferne weit her plötzlich die wiese Fahne mit den Bundeszeichen am Himmel stehen sahen, Erfüllung und Wunsch der oft langen und weiten Reise.

In Eversberg herrscht Hochbetrieb. Binnen weniger Stunden hat sich die Einwohnerschaft des Orts fast verdoppelt. Die Schule wird zum Bundesamt gemacht. Hier ist die Zentrale der Anmeldung der ankommenden Gruppen, ihre Verteilung auf die einzelnen Gehöfte, wo sie schlafen sollen usw. Es ist hier ständiges Kommen und Gehen, aus dem Stechbüchern für diesen Tag, die sich nach Jahren wiedersehen und freudig ihre Bekanntschaft erneuern. Auf 5 Bauernhöfen wird gekocht. Der Obertisch pendelt dauernd zwischen ihnen hin und her, um zu sehen, wie die Sachen gediehen sind. 10 Riesenkochköpfe und 10 Gehilfen stehen ihm zur Verfügung. Ungeheure Mengen von Lebensmitteln werden verkonsumiert. Es ist schon fast nicht mehr schön.

Pfingstsamstagabend ist offiziell die Eröffnung des Lagers durch die Bundesleitung. Für eine Viertelstunde hört man nur die scharfe Stimme des Bundesobmanns, Dein Streffer, Bad Godesberg, der die Einführung in die kommenden arbeitsreichen Tage gibt. Brausend steigt das Bundeslied zum abendlichen Himmel empor, der Kampfruf der Schar knallt über die Häuser von Eversberg, und dann eint man sich mit den gastgebenden Einwohnern zu einer Abendfeier „Mutter Erde", welche die Paderborner gestalten und die mit dem Thespiskostenspiel endet. Beim lodernden Schein der Pechfackeln wird dann die Bundesfahne vom Berufried herabgeholt, und die Gruppen gehen in ihre Quartiere. Nur im Bundesamt und in den Küchen ist noch Licht, dort wird immer noch gearbeitet. Verspätete Gruppen treffen noch ein, trotzdem es bereits gegen Mitternacht geht. Als Letztes kommt noch ein Auto mit „Kölsche Jungs", die kurz vor Eversberg noch eine Panne gehabt haben und uns natürlich aus dem ersten tiefen Waldlaut, während die anderen Freiluftmusik machen, hinterher geht's umgekehrt. Um ½8 Uhr marschiert alles in Festtagskleidung, mit wehenden Fahnen und Wimpeln zur Feldmesse, wo bereits fleißige Hände den Altar aufgeschlagen haben. Unter dem Dach des wolkenlosen blauen Himmels feiern wir das heilige Meßopfer. Wohl nie hat uns das Wort des Introitus des Pfingstsonntags: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis", so gepackt wie an diesem Morgen, an dem unser Ohr gerade zu hineingerissen wurde in die weite Welt, die in so blendender Frühe noch so friedlich und ahnungslos war und die wir naturnotwendig mit hineinbezogen in das Opfer Christi, das sich zwischen und erneute.

Nach der Messe war auf dem Berg wieder das Aufziehen der Bundesfahne. Die Musikanten nahmen am Fuße des Turmes Aufstellung und ein Wald von Fahnen und Wimpeln auf der Plattform und der Brüstung des Turmes. Frischer Oft ließ die Banner knattern und flattern, und als unter jubelndem Gesange die Bundesfahne langsam hochging, da überkam es alle wie ein Rausch, und aller Herzen schlugen nur einen Schlag, ein Bekenntnis zum Bund und zur Gemeinschaft. Aehnlich das Bild beim ersten großen Festthing in der Riesgrube. Hochoben der rauschende Wald und davor die flatternden Banner. Darunter, übereinanderkniend und wie in einer Arena, das bunte Bild der braungebrannten Jungen, sprühend vor Lebenslust und Freudigkeit über diesen Tag. Und dann das Singen und der Vortrieb eines unserer besten Dichter, gelaufen sind sie alle genug in den Bergen, und so kamen sie gut und erschlagen abends wieder in Eversberg an und hatten nichts mit heimgebracht als Hunger. Wehe, wäre an diesem Abend das Essen angebrannt gewesen!

Bei der Abendfeier sang sich wieder alles friedlich zusammen und hörte und sah im Bereich mit der ganzen Eversberger Bevölkerung unterm Sternendom von Erdensehnsucht und Leidenschaft. Beim Fackeltanz war anschließend auf dem Kirchhof Maiandacht als Schluß des Tages.

Der Pfingstmontagmorgen sah sehr früh schon ähnlichen Betrieb wie am Tage vorher. Wieder ein strahlend schöner Tag. Wieder feierten wir draußen das hl. Opfer in Gemeinschaft und zogen von hier zum Aufziehen der Bundesfahne. Oben befand ein Junge den Turm, gibt ein Zeichen, und dann hebt brausend der Chor des Bundes ein: „Wohlauf, Kameraden aufs Pferd, ..." Noch ein paar Worte der gemeinsamen Besinnung, dann ziehen die müssen zurück ins Städtchen. Die Führer aber bleiben zurück. Für sie gilt es noch, manche ihnen gemeinsamen Dinge zu erledigen. Mag der Magen knurren, man ist schließlich seit 5½ Uhr auf den Beinen, und es ist mittlerweile 10 Uhr geworden. Es hat einfach seiner Zeit zum Essen. Für die nächsten Stunden müssen Things am laufenden Band organisiert werden. Es klappt besser, als wir man gedacht hatte. Im Hauptthing gibt Bernd Rest, Münster, wegweisende Richtung, zeigt neue Aufgaben und fordert den Einsatz unserer Kräfte. Die Rede kann hier nicht wiedergegeben werden, aber sie war eine der stärksten Stunden der Tage. Man fühlte die Verbundenheit, die uns zusammengebracht hatte, die uns zusammenschweißt durch unsere gemeinsame Aufgabe.

Anschließend wieder Things von Bezirken, Gauen, Ländern, von Kreisen, die große brennende Fragen beisprechen. Wenn die Besprechungen zu Ende sind, wird gesungen. Von überall her ertönt das Singen. Das viele Singen war überhaupt dominierend bei allen Gelegenheiten. Singend rückte man an, singend rückte man ab. Am Nachmittag war allgemeines Bundeswettsingen auf dem Marktplatz von Eversberg. So groß der Betrieb der Kreuzfahrer sowohl wie der Eversberger Bürger dabei war, so gut war auch der Gesang. Sichtlich alle Gruppen bemühten sich, nur reine und teilweise selbstkomponierte Lieder zu singen, und das mit denkbar bestem Erfolg. Es war einfach ein Veranstalten, zuzuhören. Die beste Singschar, Bad Godesberg, bekam den Preis, eine vom Eversberger Verein der Provinz Westfalen gestiftete Plakette. Nach dem Bundeslingen war großer Festzug durch den Ort, durch alle Gassen, hin und her, überall Fahnen, Musik, Gesang und jauchzende Freude bei den Jungen sowohl wie bei den Bürgern von Eversberg. Als zum Schluß die Scharen wieder auf den Marktplatz einwenften und donnernden Dankruf den lieben Gastgebern zuriefen, da flirrten die Fensterscheiben.

Bei den Abschiedsworten des Bundesleiters im Schlußthing, als die Fahne langsam vom Mast niedersaust, mochte es doch wohl manch einem schwer ums Herzen werden, und wie ein Schwur mochte das Lied klingen: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!" Und dann hieß es scheiden. Ueberall pochten schon die Motore der Autos. Auf Wiedersehen beim nächsten Mal.

Am Abend herrschte noch überall reges Leben im Ort. An allen Ecken wurde gesungen und die Becken stets gefüllt. Neudeutsche Zeltlager sollen so auch Kraftquelle sein zu gesteigerter Arbeitsleistung. Diesen Gedanken brachte P. Grauvogel, der geistliche Führer der Westfalen, in seiner packenden Art am letzten Abend zum Ausdruck, als alle Jungen sich um den riesigen Feuerstoß scharten zum Abschied. Neue Schwungkraft für jetzt und später sollte das Lager geben, und auch warme Liebe zu Volk und Kirche. Und die Bereitschaft zur Tat werden im Alltag, wenn jeder einzelne in seiner Heimat wieder an seinem Platze steht.

Zeltlager der westfälischen Neudeutschen auf Burg Raesfeld

Zwischen Borken und Wesel liegt, eingebettet von weiten Wäldern und Seen, das alte Wasserschloß Raesfeld, unter den westfälischen Wasserburgen sicher eine der schönsten. Neudeutschland, der große katholische Jugendbund an den höheren Schulen, hat in den letzten drei Jahren diese Burg zu einem geräumigen Jugendheim ausgebaut und damit sowohl der Erholung eines bedeutenden Kunstwerkes als auch besonders den Neudeutschen Jungen in Westfalen einen wertvollen Dienst erwiesen. Seit dem großen Zeltlager vor 2 Jahren, aus Anlaß der feierlichen Einweihung der Burg durch den Weihbischof von Münster, steht Schloß Raesfeld in allen Ferien und an allen Pfingsten Tagen des Jahres vielen Jungscharen in seinen Mauern.

In diesen Pfingstferien, vom 17.—21. Mai, standen — nach langen technischen Vorbereitungen — wieder die grauen Zelte im Burgkreis der Burg, und 7 geitennie Gaulager und ein Lager der Norddeutschen Studenten gaben 650 westfälischen Jungen Herberge. Warmes Frühlingswetter und frisches Grün überall brachten ins Lagerleben Freude und besonderen Frohsinn. Morgens, wenn noch Nebel über den Seen lag, weckten Trompetensignale die Schläfer in den Festtagsfrühe, in wehenden Fahnen und Wimpeln zur Feldmesse, wo bereits fleißige Hände den Altar aufgeschlagen haben. Unter dem Dach des wolkenlosen blauen Himmels feiern wir das heilige Meßopfer. Wohl nie hat uns das Wort des Introitus des Pfingstsonntags: „Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis", so gepackt wie an diesem Morgen, an dem unser Ohr gerade zu hineingerissen wurde in die weite Welt, die in so blendender Frühe noch so friedlich und ahnungslos war und die wir naturnotwendig mit hineinbezogen in das Opfer Christi, das sich zwischen und erneute.

Nach der Messe war auf dem Berg wieder das Aufziehen der Bundesfahne. Die Musikanten nahmen am Fuße des Turmes Aufstellung und ein Wald von Fahnen und Wimpeln auf der Plattform und der Brüstung des Turmes. Frischer Oft ließ die Banner knattern und flattern, und als unter jubelndem Gesange die Bundesfahne langsam hochging, da überkam es alle wie ein Rausch, und aller Herzen schlugen nur einen Schlag, ein Bekenntnis zum Bund und zur Gemeinschaft. Aehnlich das Bild beim ersten großen Festthing in der Riesgrube. Hochoben der rauschende Wald und davor die flatternden Banner. Darunter, übereinanderkniend und wie in einer Arena, das bunte Bild der braungebrannten Jungen, sprühend vor Lebenslust und Freudigkeit über diesen Tag. Und dann das Singen und der Vortrieb eines unserer besten Dichter, ge-

Nach dieser Feier sprach P. Esch, der bekannte Jugendführer und Bundeskanzler von Neudeutschland, über „Unser Frömmigkeitsideal". Neudeutschland will Verbindung von echter kath. Frömmigkeit und ebenso echter und edelgeformter Jungenart. Kern Neudeutscher Lebensauffassung ist das Wort des hl. Paulus „in Christo". Der Neudeutsche Junge will ganz im Geiste Christi leben, moralisch und ethisch. Die Gottesmutter ist ihm hierin Helferin. Christus selbst ihm den Weg zum Vater und den Weg zur Ausbreitung des Gottesreiches im eigenen Inneren und in der Welt. Der neudeutsche Junge fühlt sich in der Kirche, dem sichtbaren des Christus, auf das engste verbunden mit den Priestern und Bischöfen. Er weiß um das Brudersein aller Gläubigen, um das Gebot der Gottes- und Nächstenliebe. Neudeutsche Religiosität will Ganzheit, will ganze Tat. Darum sind den Neudeutschen auch soziale Gesinnung und Karitasarbeit wesentlich als deutsche Liebestat und auch als deutsche Tat am notleidenden Volksbruder. So glaubt auch Neudeutschland an eine Gesundung unseres Volkes aus katholischer Tatkraft.

Während dieser Vortrag die Religiosität neudeutscher Jungen behandelte, kennzeichnete in dem zweiten großen Referat am letzten Tage Dr. Karl Severle, ein alter Neudeutscher, „Unsere nationale Haltung". Neudeutsche Jungen wissen, daß Schweigen und waches Aufhorchen in der Jugend mehr bedeuten als ein Einsprechen in den politischen Kampf ohne nötiges Wissen, ohne Orientierung und ohne Reife. In der Ausprägung echter deutscher Jungenart, in straffer Körpererziehung durch Fahrt, Lager, Spiel und Sport, in der Pflege des Volksliedes, im Verbieten und Kennen deutscher Kultur und Geschichte sieht Neudeutschland eine stärkere Hoffnung für die deutsche Zukunft als in den Schlagworten einer radikalisierten Jugend, der die Straße der Kampfplatz ist. Wenn neudeutsche Jungen sich mühen, ganz wahrhaftig und rein zu sein, mitzuführen mit der Not deutscher Brüder, in der Jugend einen tiefen Grund zu legen zu reifen und edlem Mannestum, dann hoffen sie, damit unserm Volk den besten Dienst zu erweisen.

Die Skizierung dieser beiden Hauptreferate kann nicht das ganze Lagerleben wiedergeben. Dem echten, gesunden Jungen ist das frohe Leben im Zeltlager — neben der Wanderfahrt — das Schönste, was es geben kann.

Hier draußen im Zeltlager läßt sich so recht das leben, was der Neudeutsche will. Hier wächst der starke Junge. Hier wird der Neudeutsche in der Freude über die Schönheit seiner Heimat stolz auf sein Vaterland. Hier im Lager, wo mitten zwischen den Zelten das Lagerkreuz steht, verbinden sich religiöse Haltung und natürliche Lebendigkeit zu einer einzigen sinnvollen Harmonie.

Spiel und Sport, Fahrten und Streifzüge in die Wälder füllten die Tage aus. Und abends sinckerten überall die Lagerfeuer mit warmen rotes Licht über die Jungen, die in ihrem Glutkreis erzählten und sangen. Wen

Rundfunkprogramme

vom 5. Juni bis 11. Juni 1932

Langenberg

Gleichbleibende Werktags-Vorfragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 10.10: Mensch und Welt, Gemeinschaftsempfang f. Arbeitslose. ● 11.20 u. 12: Konzert. ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Vesperkonzert. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 5. Juni

7.00: Hamburger Hafenkonzert. Glocken vom Großen Michel.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.30: U. Hiiel: Getraut habe ich, was nun?
9.00: Geläute von St. Gereon.
9.05: Katholische Morgenfeier.
10.15: Besuch am Krankenbett.
11.00: D. Frdr. v. Taube: Der Postmichel, eine schwäbische Metzgerlegende.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.
12.10: H. Ehlert: Musik der Woche.
12.20: Die Welt auf der Schallplatte. Prof. Dr. Lodemyer: Isländische Volkslieder.
12.45: Dr. Stein: Der dritte Band des Westfalenwerks.
13.00: Mittagskonzert des Funkorchesters.
14.30: H. Molitor: Fertigkeitsübungen für Kurzschriftler.
15.05: G. Hahn: Der gerüstete Esel.
15.20: Für den Landwirt.
15.45: Prof. Dr Schmidt: Tier und Tod.
16.10: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte: Dr. Meneckhart: Leipzig.
16.30: Meisterkonzert.
18.00: Neues Bauernland durch freiwilligen Arbeitsdienst. Hörbericht vom Westerwald.
18.40: Dr. Rahmann: Die bürgerliche Gesellschaft gegenwärtig.
19.00: Eine Stunde Kurzweil.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Wuppertal-Elberfeld: Chor- und Orchesterkonzert.
22.10: Letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sport.
22.30: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Hans Schindler.

Montag, 6. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Schulfunk: Deutsche Tänze in Wien.
16.20: Jugendfunk. Die Knaben und der Hirschkäfer. Eine Geschichte vom Naturschutz. — Werkarbeit für die Jugend.
18.00: Henny Schumacher: Schattenbilder der Zeit.
18.20: M. Jungnickel: Belebte Umwelt.
18.40: Henriette Hardeder: Wanderungen mit Kindern.
19.15: Vom Tage.
19.30: Dr Schmidt: Die Kunstseideherstellung.
20.00: Des Knaben Wunderhorn. Mitw.: Gertrud Hermanova (Alt), Mocks Baritori, Grave (Klavier), Heinrichs (Geige), Kammerchor und Kinderchor. Verbindende Worte: P. H. Gerlach.
21.00: Sinfoniekonzert des Funkorchesters. Solistin: Lisin Kraus (Klavier).
22.45: München: Nachtmusik.

Dienstag, 7. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Leipzig: Schulfunk: Das Spiel vom Spinnstuhl. Kulturgeschichtliches Lehrstück.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.30: Studienrat Dr. Hahn: Ueber die Lehrbarkeit eines persönlichen Stils.
18.15: Elisabeth Lennartz: Aus Briefen Vincent van Goghs.
18.40: Französisch.
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.25: Redakteur Borowski: Memel, Litauen und die europäische Politik.
19.50: Tangabend aus Berlin.
21.00: Frankfurt: Aus unbekannten Opern Verdis, Donizettis u. Mascagnis. Funkorchester. Solistin: Emmy Joseph (Sopran).

Mittwoch, 8. Juni

8.05: Oberstudiendirektorin Dr. Carola Barth: Schulerziehung und Mutter.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Schulfunk: Das Lied in der Kammermusik.
16.15: F. W. Jages: Der Kopf. Erzählung.
16.35: Prof. Dr. Loewenstein: Neue Wege und Ergebnisse der modernen Erblichkeitsforschung.
18.15: Die Welt auf der Schallplatte. Prof. Dr. Bombe: Kreuz und quer durch Marseille.
18.40: A. Ehrenstein: Gedichte.
19.15: Dr. Wendenburg: Aus „Leben und Gesundheit".
19.30: Dr. Hallstein: Ueber die Vorschriften im Streitverfahren der Sozialversicherung.
20.00: Meister der Operette. Ein Zyklus mit Schallplatten. Verbindende Worte: P. H. Gerlach.
20.45: Mörder aus Gerechtigkeit. Altchinesisches Sittendrama von Ehrenstein. Musik von G. Knorr.
22.35: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Sam Bastina.

Donnerstag, 9. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Vom Wesen der klassischen griechischen Musik.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Heimat und Gegenwart im Gesamtunterricht der Volksschule. Vortrag.
16.15: Unio-Prof. Dr. Nielen: Josef Michael Seller zum 100. Todestag.
18.40: Italienisch.
19.15: Vom Tage.
19.30: Dr. Wolff: Die westdeutsche Eisen- und Stahlwarenindustrie in der Krise.
20.00: Die lustigen Weiber von Windsor. Oper von Otto Nicolai.
22.45: Wird noch bekanntgegeben.

Freitag, 10. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Frankfurt: Schulfunk: Der Westerwald. Hörbild.
11.15: Schulfunk: Englisch.
16.10: Aus der Frauenbewegung.
16.20: Jugendfunk. Mit 1000 Schafen zum Bosporus. — Wollt ihr einen Gorilla kaufen?
18.15: F. W. Brächner: Neue deutsche Erzählungen.
18.40: Englisch.
19.15: Aus der Praxis der Angestelltenversicherung.
20.00: Walhinaton: K. G. Seil: Worüber man in Amerika spricht.
20.20: H. Ebert: Von der Flöte zur Pauke.
21.00: Virtuose Kammermusik.
22.40: Konzert.

Samstag, 11. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Deutschkundlicher Schulfunk.
16.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. O. Brües: An der Mosel.
16.40: Englisch.
18.10: Dortmund: Auf der Hundeausstellung.
18.30: Oberstleutnant a. D. Kayser: Die Rechtsprechung des Reichsfinanzhofes in Lohnsteuerfragen.
18.50: Dr. Wichterich: Schicksalsfragen des deutschen Ostens.
19.20: Zehn Minuten Verkehrsfunkfolge.
19.30: Prof. Dr. Driesch: Das Problem der Willensfreiheit.
20.00: Lustiger Abend des Funkorchesters.
22.30: Berlin: Uebertragung vom Sommerfest des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Kapellen: Bruno Mahnkopf und Gerhart Hoffmann.
24.00: Meister des Jazz.

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Sonntag, 5. Juni

6.00: Funkgymnastik.
Anschl. Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
8.15: Wochenrückblick auf die Marktage.
8.25: R. Steinmetz: Das Schwärmen der Bienen.
8.55: Morgenfeier.
Anschl. Glockengeläut des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage.
11.00: Wilhelm Kieser liest aus eigenen Werken.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.
12.15: Leipzig: Prof. Dr. Brandenburg: Gustav Adolf. Zum 100-jährigen Jubiläum des Gustav Adolf-Vereins.
ca. 13.00: Königsberg: Mittagskonzert.
14.15: W. Hochareve: Heiteres von der Jagd.
14.45: Dr. Margot Meichior: Kindertypen und Jugendbücher.
15.15: Nachmittagskonzert. Ausf.: Musikkorps der Kommandantur Berlin. — Tanz-Kapelle Willy Grob.
18.15: Prof. Bane: Deutsche Landschaften.
18.40: Fortsetzung des Nachmittagskonzertes.
18.00: Junge Generation spricht Geschäftsmoral. (Mehrgespräch)
18.40: Wilma Mönckeberg liest Gedichte von Hölderlin.
18.55: Wasserballspiel zwischen der Deutschen Nationalmannschaft und Berlin
19.30: Prof. Dr Saitschick: Die Idee der politischen Freiheit.
20.00: Die lustige Witwe. Oper von Giuseppe Verdi.
In einer Pause: Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Hans Schindler.

Deutsche Welle: Montag, 6. Juni

9.30: Dr. Tews: Bildung als Arbeit und Bildung zur Muße.
10.10: Breslau: Schulfunk: Bericht aus der Oberfalkoferei bei Teschowitz am St. Annaberg i. Oberschlesien.
12.05: Schulfunk: Englisch für Handelsschulen.
15.00: Jll. Geis: Ein neues Kapitel aus der Arlen-Novelle: Romause in altem Kognak
15.40: O. Hashmann: Was hat Deutschland auf den Olympischen Spielen 1932 zu erwarten?
16.00: Lehrer Ueber: Leistungsverminderung der Volksschule.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Unio-Prof. Pfleger: Reise germanischer Kultur in Siebenbürgen.
18.00: Dr. Pechel: Der Naturalismus in der Dichtung des 19. Jahrhunderts.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Stunde des Landwirts.
19.35: Prof. Dr Saitschick: Lenin und die geistigen Grundlagen des Bolschewismus.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Breslau: Das Kriegsmartlied. Querschnitt nach Max Dauthendey von F. Schnack. Musik von E. A. Voelkel.
20.50: Tages- und Sportnachrichten.
21.10: Nürnberg: Wien in Nürnberg. Ein heiterer Abend.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Deutsche Welle: Dienstag, 7. Juni

10.10: Schulfunk: Komponistenstunde. Hindemith.
12.05: Schulfunk: Französisch
15.00: Musikalische Kinderstunde.
15.45: Künstlerische Handarbeiten: Der gestickte Badeanzug.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Dr. Heinrothe: Bluaderei über den Gesang der heimischen Singvögel.
18.00: Prof. Dr. Wiersmann: Das Thema in der Instrumentalmusik.
18.30: Englisch für Fortgeschrittene.
19.00: Die Zukunft unserer Universitäten. (Mehrgespräch)
19.30: Frankfurt: Die Geschichte des Affen Wun. Hörspiel von Leo Matthias.
20.30: Paris: Europäisches Konzert. Symphonie-Orchester.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Hamburg: Spätkonzert des Norag-Orchesters.

Deutsche Welle: Mittwoch, 8. Juni

9.00: Schulfunk: Aus der Geschichte der Berliner Bäckin: Braunlauer Berg.
9.30: Nestor Motth: Geflügel- und Kaninchenzucht.
15.00: M. Stölting: L. Z. 129 — das Luftschiff mit Helium und Wasserstoff.
15.45: Klara Freitag: Pflege des Küchengeschirrs.
16.00: Min.-Rat Dr. Graeve: Die Einführung der Schulordnung für die höheren und mittleren Schulen Preußens.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Ob.-Stud.-Dir. Dr. Lüdtke: Das unbekannte Frankreich.
18.00: Dr. Rolenwald: Lied und Musik der deutschen Studenten.
18.30: Dr. Krommer: Das Mittelalter und die Einheit der abendländischen Kultur.
19.00: Dr. Heinede: Die internationale Bedeutung der Reparationsfrage.
19.20: Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Hagemann: Der Staatsanwalt.
19.40: Ob.-Ing. Raitz: Vierteilfunde Funktechnik.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Festkonzert aus Anlaß des Rot-Kreuz-Tages 1932. — Arthur Schnabel spielt. Berliner Philharm. Orchester.
20.45: Tages- und Sportnachrichten.
21.00: Stuttgart: Ein schwäbisch-volkstümlicher Heimatabend.
22.20: Dr. Räucker: Politische Zeitungsschau.
22.35: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Sam Bastini.

Deutsche Welle: Donnerstag, 9. Juni

10.10: Schulfunk: Auf Kleintierfang im Märkischen Wald.
15.00: Elfriede Kautz: Deutsches Leben in Sao Paulo.
15.45: Franziska Jordan: Die Seelenpflege im Alltagsleben der Frau.
16.00: Direktor Dr. Andreesen: Die erzieherische Lage unserer Zeit und die Landerziehungsheime.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Unio-Prof. Pfleger: Reise germanischer Kultur in Siebenbürgen.
18.00: Dr. Pechel: Der Naturalismus in der Dichtung des 19. Jahrhunderts.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Stunde des Landwirts.
19.35: Prof. Dr. Saitschick: Lenin und die geistigen Grundlagen des Bolschewismus.
20.00: Dr. Hoffmann-Harnisch: Führerin — Verführerin Musik.
20.25: München: Altes bayerisches Tonkünstlerfest.
21.10: Königsberg: Ursula. Hörspiel von P. Hoerschelmann.
22.10: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.30: Königsberg: Alte deutsche Tänze.

Deutsche Welle: Freitag, 10. Juni

10.10: Frankfurt: Schulfunk. Der Westerwald. Ein Hörbild.
15.00: Jungmädchenstunde: Was wir lesen.
15.40: Jugendstunde: Praktisches Naturforschen.
16.00: Direktor Braune: Berufsausbildungsproblem der Fürsorgeerziehung.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Maier: Risiko und Lebensversicherung des Menschen der Gegenwart.
18.00: Dr. Krammer: Das Mittelalter und die Einheit der abendländischen Kultur.
18.30: R. L. Rotzebohm: Reparationen im Auslande vom Standpunkt des Ueberlebenkaufmanns.
19.00: Stimme zum Tag.
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Zahnärzte.
19.35: W. Brink: Warum Bücher?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Washington: K. G. Seil: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Stuttgart: Leichte Kavallerie. Komische Oper von Suppé.
21.15: Edwin Fischer spielt und dirigiert.
22.15: Fünf Minuten: Wegweiser ins Wochenende.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.

Deutsche Welle: Sonnabend, 11. Juni

9.00: Stunde der Unterhaltung.
10.10: Hamburg: Schulfunk. Auf der Lotsenstation. Hörbericht.
15.00: H. Reinkrang: Graf Zeppelin.
15.45: Dr. Thoering: Konserven- und Dauerwarenprüfung durch Reagatorrelle.
16.00: Dr. Leonore Kühn: Lob des Blau.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Weisbach: Vom unnützen Altern.
17.50: Oberschullehrer Reepel: Ausflichtswarten am pommerschen Strand.
18.05: Dr. Fischer: Abbau der Schulmusik.
18.30: Mia-Mat Wagner: Der Aufbau eines stollen Luftschutzes.
19.00: Englisch für Anfänger.
19.30: Stille Stunde, Laut und leise.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Wien: Soldatenlieder und Militärmusik aus drei Jahrhunderten.
22.00: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Vom Sommerfest des Vereins für das Deutschtum im Ausland. Tanzmusik der Kapellen Bruno Mahnkopf und Gerhard Hoffmann.

Frankfurt

Sonntag, 5. Juni

6.15: Hamburger Hafenkonzert. Glocken vom Großen Michel.
8.15: Morgenfeier. Veranstaltet von der Evang. Landeskirche Frankfurt a. M.
10.00: Stunde des Chorgesangs. Ausf.: Gesangverein „Eintracht", Wiesbaden-Biebrich.
11.00: Wird noch bekanntgegeben.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.
12.10: Saarbrücken: Unterhaltungskonzert des Orchesters Georges Boulanger.
13.00: Mittagskonzert des Orchesters des Westdeutschen Rundfunks. Mitw.: Von Cornelius, Debussy, Handn. Solist: Feldin (Cello).
14.00: Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: 1. Dr. Busemann: Was geht in der Welt vor und was geht es mich an? 2. Dr. Kieser: Warum müssen wir auch heute noch Qualitätsproduktion betreiben?
15.00: Stunde der Jugend. Schachabend.
16.00: Baden-Baden: Konzert des Städt. Orchesters.
18.00: Neues Bauernland durch den Freiwilligen Arbeitsdienst. Hörbericht vom Westerwald.
18.50: Erlebte Zeit: Erinnerungen an Wilhelm Busch, von Oberschulrat Hentze.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft: anschl.: Sportnachrichten.
19.30: Große Schauspielerinnen. Eine Hörfolge von Renato Mordo und Trude Wessels.
20.00: Frankfurt: Violoncell-Konzert h-moll, op. 104, von Dvorak. Ausf.: M. Frank. — Opernmusik des Funkorchesters. — Alt-Wiener Volksmusik. Ausf.: Dietrichs Original Wiener Schrammel-Kapelle.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Wien: Tanzmusik.

Montag, 6. Juni

15.20: Margarethe Strodtsi: Die Schularbeit der deutschen Frau im Osten.
17.00: Konzert des Funkorchesters.
Anschl. Lieder und Arien. Ausf.: R. Bröll (Tenor).
18.25: Prof. Behrmann: Kolonien als wirtschaftliche Ergänzungsräume.
18.50: Englisch.
19.30: Unterhaltungskonzert des Funkorchesters. Mitw.: A. M. Topik (Tenor). Am Klavier: L. Hagen.
20.30: Hochrausch auf Alaska. Hörfolge von Alice Riegel. Musik von E. Grothen.
21.20: Die Entwicklung des deutschen Streichquartetts. Brahms-Abend. Ausf.: Wendling-Quartett.
22.40: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.55: München: Nachtmusik.

Dienstag, 7. Juni

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Werke von Bach, Sullivan, Joh. Strauß u. a. — Mitw.: Käte Mann (Sopran), H. Hanns (Tenor).
18.25: Freiburg: H. Arens: Modedichter.
18.50: Dr. Beate Berwin: Philosophische Binsenwahrheiten.
19.30: Die Geschichte des Affen Wun. Komisches Hörspiel von L. Matthias.
20.25: Pläne zur Arbeitsbeschaffung.
21.00: Aus unbekannten Opern. Ausf.: Funkorchester. Solistin: Emmy Joseph (Sopran).
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik.

Mittwoch, 8. Juni

10.20: Schulfunk: Streichquartett op. 76, Nr. 3 von Haydn.
15.15: Stunde der Jugend. 1. Zarew und Zimmermann im Zimmer. 2. Bekannte Märsche auf Schallplatten mit ihrer Entstehungsgeschichte.
17.00: Tänze und Märsche. Am Klavier: Otto Metzel.
18.25: Dr. Pappenheim: Freizeitgestaltung des Arbeitnehmers.
18.50: Dr. v. Seeger: Mohammed.
19.20: Neues aus aller Welt.
19.30: Naturschutzpark der Mundarten: Fränkisch. Mitw.: Prof. Fr. Nikolaus Hen.
20.00: Symphonie-Quartett des Funkorchesters. Solist: H. Ilscher (Klavier).
21.00: Ein schwäbisch-volkstümlicher Heimatabend. Zusammengestellt von M. Lang und E. Stockinger.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.40: Kunststile.

Donnerstag, 9. Juni.

15.30: Stunde der Jugend. 1. Horst von Salomon spricht über den Weltflug von Elli Beinhorn. 2. Lebensmittel des Vogelzuges.
17.00: Bad Kreuznach: Konzert.
18.25: Fachlehrer und Fabrschüler unterhalten sich.
18.50: Zeitfragen.
19.20: Zehn Minuten Nachrichten aus Kunst und Wissenschaft.
19.30: Durch deutsche Gaue. Heitere Schallplattenplauderei von E. Struve.
20.30: Zwei Hörspiele. 1. Hermann zur Erde von O. B. Wendler. 2. Der Doktor. Lustspiel von Max Hene.
21.30: Neue Musik. Ausf.: Das Philharmonische Orchester, Stuttgart.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: London: Nachtmusik.

Freitag, 10. Juni.

10.20: Schulfunk. Der Westerwald. Ein Hörbild.
17.00: Konzert. Ausf.: Orchester des Westdeutschen Rundfunks, der Kammerchor des Westdeutschen Rundfunks. Solisten: H. Jolles (Klavier) u. H. Wode (Bariton).
18.25: Adolf Stolze. Zum 90. Geburtstag des Frankfurter Dichters.
18.50: Mannheim: Reisevortrag: Lieber Desinfektion.
19.20: Oberpostinspektor Tragedy: Die Luftpost im Jahre 1932.
19.30: Volkslieder aus dem Osten. Gesungen von Wendhilde Mödesch (Sopran) und M. v. Wiltinghausen (Bariton). Am Flügel: H. Seifert.
20.15: Leichte Kavallerie. Komische Oper von F. von Suppé.
21.15: Eine Schulstunde im Jahre 3000.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik. Ausgeführt vom Rundfunk-Orchester.

Samstag, 11. Juni.

10.20: Hamburg: Auf der Lotsenstation.
15.30: Stunde der Jugend. Er ist an allem schuld. Komödie von Leo Lasker.
...00: Konzert. Ausf.: Philharmonischer Verein E. V. 1834.
18.25: Vortrag.
19.00: Koblenz: Abend. Hörbild auf Schallplatten.
20.00: Wien: Großkonzert der vereinigten Militärkapellen der Garnison Wien. Soldatenlieder und Militärmusik aus drei Jahrhunderten.
22.00: Wird noch bekanntgegeben.
22.40: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Die Funkkunst mit Alexander Laszlo spielen zum Tanz.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 11 — Sonntag, 12. Juni 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Bildung

Mit den Zeisigen, den Staren und den Drosseln, das muß ich schon sagen: das ist ein Ding. Erst hat man ihnen Nistkästen in alle Bäume gehängt, schön mit dem Schlupfloch nach der rechten Seite, und wenn im Winter der Schnee knirschte, hat man fast all sein Taschengeld hingegeben für Futtersteine. Und immer die Speisekammer ausgeräumt um Fettbrocken und Brotkrusten. Und immer hinter den Katzen hergerannt, wo sich eine im Garten hat blicken lassen, und den Stiefelknecht hinter ihnen hergeworfen. Der Dank? Daß mir das Volk, wenn ich schreiben soll, einen Lärm macht, wie unklug. Nicht durchzukommen bei dem Geschrei im Birnbaum vor dem Fenster.

Aber wenn ich mir's recht überlege: viel anders haben wir's auch nicht gemacht, als Jungvolk. Der Lehrer und der Pfarrer, wenn wir vor ihren Fenstern geschrieen haben, sind wohl oft mit beiden Händen an den Kopf gefahren: „Etwas weniger wild, wenn's möglich wär!" Für eine Weile war's möglich. Aber nachher war's nicht mehr möglich, und die Herren sollen mahl ihre liebe Last gehabt haben, bei ihrem Werken um die Bildung und bei unserem Gegenwirken.

Aber jetzt soll ich bei diesem Vogel-Gelärm auch um die Bildung wirken, denn ich soll darüber schreiben.

***

Fang ich also mit meinem Fritz Reuter an. Der hat schön einfach gesagt, was Bildung ist. Liebte ich ihn nicht ohnehin, dann müßte ich's wegen der Stelle, wo das vorkommt. Wenn das einer nicht gleich weiß: das ist der Konrektor Alepinus, der in Wirklichkeit Bobinus geheißen hat,) auf dem Nachhausewege von Niggenstrelitz nach Niggenbramborg seinen Mantel auf das Grabenburt geworfen hat, hat sich darauf gesetzt und sich überlegt, ob er nicht trotz seiner 50 Jahre seine wackere Haushälterin, sin lelw' Dürten, friggen soll. Er war ein gelehrter Mann und mußte damit rechnen, daß es nun in dieser kleinen Stadt allerwärts heißen würde: „er hat eine ungebildete Person geheiratet." Und da hat er so gedacht:

„Aewer nu bidd' ick einen um Gottes willen, wat is' denn nu eigentlich Bildung? — Jeder, den einer dornah frögat, giwwt 'ne anner Antwurt, as 't in finen Kram paßt. De ein meint, sei is gebildt, wenn sei sick bunte Fahnen up den Liw hängt, den anner, wenn sei 'ne Menuwett dangen kann, de drüdd, wenn sei en beten Farmzögch parliert, de viert, wenn sei Tee inschenken kann, un stött kein Tassen üm. Aewer doran denkt keiner, dat vör allen kan 'ne rechte Bildung hürt, dat de Kopp hell und klor, de Will stark un gaud, und dat Hart warm und weik is. — Un dat is bi mi Dürten Holzen."

Der Konrektor war nicht nur ein gelehrter, er war auch ein grundgescheiter Mann. Deswegen hat er sin Dürten geheiratet, und es ist nicht bekannt geworden, daß er es je zu bereuen gehabt hätte.

Soll das heißen, daß die gelehrten Männer von heute, die man Akademiker nennt, Haushälterinnen heiraten sollen? Und daß die ganze Bildung, die man auf den Schulen lehrt, für die Katz ist?

Ein dankbarer Patient

Bavaria-Verlag Gauting vor München

Das heißt es nicht. Wer das meint, der hat Dürten Holzen nicht gekannt. Es war, wie Schulfsch, Bäcker Schulten sin, an jenem Pfingsttag zum Konrektor gesagt hat: „de Holzen-Ort (Art) ist 'ne ganz uterwählte, dugendsame Ort." Diese auserwählte Art von Haushälterinnen ist auch heute noch nicht ganz ausgestorben; aber sie heiraten meist nicht. Oder wenn schon, dann nehmen sie keinen Akademiker. Sie wissen, der Bildungs-Unterschied ist zu groß, und das tut kein gut. Mann und Frau müssen geistig miteinander leben können. Die Frau muß imstande sein, daß sie begreift, was des Mannes Denken und Schaffen ausmacht, oder was man so das Innenleben nennt. Sonst leben sich die Eheleute auseinander. Dürten Holzen konnte das; was in den lateinischen und griechischen Büchern des Konrektors stand, das konnte sie nicht lesen. Was ihr der Konrektor über seinen Pechstaken und die Elektrizität erklärte, das verstand sie sehr schnell, und Männer erklären gern, wenn man ihnen willig und verständig zuhört.

Der Konrektor und sein Dürten haben sich in ihrer Ehe nicht „auseinandergelebt", wie das heutzutage vielfach der Fall ist. Sich scheiden lassen, oder sich unglücklich fühlen, das ist ihnen nicht in den Sinn gekommen.

***

Was Reuter sagen will, das ist: auf eine Bildung, die lediglich in Aeußerlichkeiten besteht, ist gepfiffen. Darauf gibt kein verständiger Mensch etwas, und wer es tut, der ist angeschmiert. Wer's einmal getan hat, der tut's im Leben nicht wieder, daß er auf eine äußerliche Bildung hereinfällt. Es gibt Leute, die haben gottweiß was alles zusammenstudiert, und können nicht so klar denken, wie eine Waschfrau, die aufgeweckt ist und ihre fünf Sinne ordentlich beisammen hat. „Je gelehrter, desto verkehrter", sagt man nicht umsonst und nicht ohne Notwendigkeit. Jeder hat das im Leben schon oft genug erfahren müssen. Der höhere Schüler, ob er auf dem Gymnasium war, oder auf der Oberrealschule oder auf irgend einer modernen Reformanstalt, — hat er noch so fleißig gelernt und noch so wacker sein Abitur gemacht: sich draußen im Leben zurechtfinden, sich einpassen, sich durchkämpfen, das muß er erst noch lernen. So lange er das nicht kann, ist er noch nicht gebildet. Häufig muß er erfahren, daß der Schlosserlehrling mit dem bißchen Fortbildungsschule ihm den Rang abläuft. Daß der „Kopf hell und klar" ist, darauf kommt es bei der Bildung an; sonst ist alles Erlernte umsonst. Hell und klar wird aber der Kopf nicht dadurch, daß man möglichst viel Wissenskram in den Kopf hineinpfropft. Das verwirrt lediglich und hindert die Fähigkeit zum klaren Denken.

Der Wille muß stark und gut, und das Herz warm und weich sein, wenn man gebildet sein will. Ein warmes und weiches Herz, das ist nicht ein rührseliges Herz; es ist eines, das nicht hart ist, sondern mit dem Nebenmenschen zu empfinden versteht. Das ist das erste Erfordernis aller Bildung: die Herzensbildung. Der Besitz von Bildung hat nur dann einen rechten Sinn, wenn den Mitmenschen auch dadurch genützt werden kann. Mit der Bildung ist es, wie mit dem Geld: der eigentliche Wert kommt erst durch den Umlauf zustande. Geld, das einer bei sich zu Hause aufspeichert, nützt der Volkswirtschaft nichts, und Bildung, die sich einer aneignet, kann sie aber den Nebenmenschen nicht nutzbar machen, ist für die Katz'. Ein Bauer, der in seinem Beruf tüchtig ist und er ist in der alten Weise nachhaltlich gesinnt, der ist ein wertvoller Mensch; denn er wird seinen Nachbarn, die es weniger gut können oder verstehen, mit Rat und Tat beistehen. Dann ist er ein wahrhaft gebildeter Mensch. Tut er das nicht, dann kann er meinetwegen die großartigste Musterwirtschaft besitzen und vom Landrat oder von der Landwirtschaftskammer noch so hoch gepriesen werden, — seine guten Kenntnisse und Erfahrungen gehen mit ihm unter, wenn er sie den Nebenmenschen nicht mitzuteilen weiß.

***

Einer von meinen Nachbarn ist ein alter Professor. Die Leser kennen ihn bereits. Er stammt aus einem kleinen Dorf im Sauerland. Es sind schon fast fünfzig Jahre her, daß er in die Stadt gegangen ist; erst zum Studieren, dann zum lehren. Von den großen Städten in der Welt weiß er nicht viel; denn er hat seine Ferien immer in seinem Heimatdorf verlebt. Kommt man herzhin und fragt nach ihm, dann wird man mit Respekt behandelt. Von den Bauern versteht er etwas. So gelehrt er ist, von den Bauern, sagt er, habe er noch immer etwas gelernt. Auch heute noch. Mit den Herren Kollegen von seiner Fakultät spricht er gern über Fachfragen; aber mit den Bauern seiner Heimat spricht er über die Dinge des Menschenlebens. Auch über die tiefsten und letzten. Man könne das, sagt er. Was die Stadtleute mit dem ganzen Nützzeug ihrer gelehrten Bildung zu ergründeln suchten, „mit Hilfe der debuktiven Methode", wie er sagt, das sei den Bauern schon lange klar; sie erfaßten es „mit Hilfe der intuitiven Methode". Darum handelt es sich. Die Gelehrsamkeits-Bildung trachtet darnach, die schweren Dinge des Lebens mit Hilfe der Wissenschaft zu erforschen; sie zerlegt sie, bis in die letzten Fasern, zergliedert sie, legiert sie mit den schärfsten Messern des Verstandes, destilliert sie in Kolben und Gläsern, untersucht die Einzelteile und Rückstände mit den stärksten Lupen und Vergrößerungsgläsern, faßt die Erfahrungen und Erkenntnisse in Gruppen und Systemen zusammen, und zieht hernach, hochaufsammend und stolzgeschwellt, das Schlußergebnis, — das der Bauer, wenn er mit klarem Kopf hinter seinem Pfluge ging, schon lange gekannt hat.

Niemand wird so töricht sein, das zu verallgemeinern oder falsch aufzufassen. Der „Bauer hinter dem Pflluge" hat nicht den Radio erfonnen und nicht den Zeppelin, weder die Dampfmaschine noch den Telegraph. Nicht den Eisenbeton und nicht die Diathermie noch das schmerzlose Operieren. Er weiß nichts von der höheren Mathematik, noch von der Chemie. Ueber Theater und Politik kann er nicht immer sehr viel mitreden; er muß mehr die anderen reden lassen und sich aus Zuhören beschränken. Aber den letzten Sinn und Zweck von all dem Erdenkram geht er in der Regel um so schärfer und klarer. Mancher Redner, der schon aufs Land gekommen ist, und hat sich stundenlang abgemüht mit einer glänzenden Rede, deren durchschlagende Wirkung er schon so und so

oft erprobt hatte, ist klein und bescheiden wieder abgezogen, weil ihm ein Bauer ein paar vertrackte Fragen gestellt hatte: richtig bösartige Fragen, nur ein paar Worte, aber ausgedacht, dort überlegte, auf die es kein Ausweichen gab. „Es gibt Wanderredner und Heilspropheten, die erklären: ‚Land, Land, — Leben nie mehr wieder.“ Es sind ihnen bei den Bauern Dinge passiert, die sie nicht für möglich gehalten hätten. Die aufgeklärten Städter krumm und dumm zu reden, das hatten sie wer weiß wieviele male fertig gebracht, mit Glanz und Gloria, — und ausgerechnet auf dem Lande, bei den dummen Bauern, mußte es ihnen passieren, daß sie nicht mehr ein- und aus wußten und fast an ihrem eigenen Kram irre wurden. Und das alles nur durch ein paar einfältige Fragen, auf die so ein Bauer eine klipp und klare Antwort wissen wollte und ließ keine Redensart zu, keine Phrasen, keine Schlagworte, keine Winkelzüge, keine Kunstfertigkeiten. Und die ganze Versammlung sah mit niederträchtiger Schadenfreude zu, wie man sich abquälte, wie man nervös wurde, wie man einen Schritt nach dem anderen zurückgedrängt wurde, und plötzlich lag man im Graben, streckte die Beine in die Höhe und das ganze Dorf johlte dazu. So etwas ist nicht angenehm. Das kann man einem glauben.

Aber es berührt sich mit dem Wesen und dem Kern der Bildung. Ob man wirklich gebildet ist, oder nur so halberlei, das finden sie nirgendwo besser heraus, als auf dem Lande. Wer nicht recht beschlagen ist, der bleibt besser weg und beschränkt sich auf die großartigen Versammlungsräume in den Großstädten, wo das erstklassige und hochmoderne Publikum zusammenströmt. Dort kann man für die verrücktesten Geschichten Propaganda machen; für Volapük, Käse, für die Magyagnan-Lehre, für den Buddhismus, für die Rockteltur, — begeisterte Mitläufer findet man immer. Auf den Dörfern nicht. Da kann man Fragen vorgelegt bekommen, die nicht vom Pastor erfunden und eingetrichtert worden sind, auch nicht von einer Organisation oder Gruppe, — aber selbst der beste Pastor hätte sie nicht besser erfinnen und formulieren können, als irgend ein Kötterbauer, der sonst das ganze Jahr noch nie im Dorf eine Rolle gespielt hat, als bestenfalls vielleicht auf dem Wege vom Sonntags-Gottesdienst nach Hause, oder nach Sonnen-Untergang unter der Stallüre.

Wenn einer lernen will, welche Bewandtnis es praktisch mit der Bildung hat, dann tut er gut, wenn er sich nicht allzuweit vom Landleben entfernt. Bücherweisheit, davon wissen sie auf dem Lande nichts. Aber von der anderen Weisheit, die wichtiger ist und die das Leben bestimmt, — davon wissen sie desto mehr.

Nur, zum Lachen: die Bauern selber wissen das meist nicht. Sie meinen, die anderen seien ihnen über, weil die mit Fremdwörtern Bescheid wissen oder irgend ein Examen gemacht haben.

Aber wir wollen die Frage einmal umgekehrt anfassen. Dürfte der Bauer den Philosophie-Professor aus der Stadt, der gebildet halten, weil der keinen Pflug führen kann und weiß nicht Bescheid, wieviel Dünger man auf den Morgen Land nimmt, wenn man Rüben bauen will? — Es wird ihm nicht einfallen. Der Bauer weiß: das allgemeine Wohl der menschlichen Gesellschaft verlangt die Teilung der Arbeit. Jeder Stand und Beruf erfordert seine besonderen Fähigkeiten, seine besonderen Kenntnisse und seine besonderen Tugenden. Man sagt oft: „Das ist ein gebildeter Handwerker“, oder „ein gebildeter Kaufmann“, weil der Meister in der Innungsversammlung eine feine Rede halten kann, und der Kaufmann versteht etwas von der modernen Literatur und geht in die Symphoniekonzerte. Keiner soll und darf ein bloßer Fachsimpel sein; denn Fach oder nicht: Simpel bleibt Simpel. Aber ob ein Handwerker oder Kaufmann als ein wertvoller Mensch für die Gemeinde und den Staat zu schätzen ist, das richtet sich zu allererst darnach, ob er in seiner Werkstatt und im Ladengeschäft tüchtig ist und es seinen Mitbürgern beweisen kann.

Gebildet soll jeder sein. Aber dazu ist nicht erforderlich, daß jeder das gleiche weiß. Bildung ist nicht gleichbedeutend mit Wissen, insbesondere nicht gleichbedeutend mit einem erlernten oder eingetrichterten Schulwissen. Bildung muß dem Charakter des Menschen angepaßt sein, seinen natürlichen Fähigkeiten und seinem Berufe. Gebildet ist jeder, der seine sittlichen Kräfte und Eigenschaften entwickelt hat und hat sie so gebildet, daß er in seinem Stande das Seinige leistet, sich in seine Verhältnisse zu fügen weiß, den Mitmenschen zu Nutz und Wohlgefallen ist und sich selber zur Freude und Befriedigung.

Wer mit diesem Satz einverstanden ist, der wird finden: es gibt sehr gebildete Dienstmädchen. Ihre Herrschaft ist seiner angezogen, kann französisch, hat gelernt, wie man Konversation macht und sich in Gesellschaft benimmt, — aber dennoch: das Dienstmädchen ist in manchen Fällen gebildeter, als die Herrschaft. Und das immer dann, wenn des Dienstmädchens Bildung für die Menschheit ungleich wertvoller und wichtiger ist. Das ist immer dann der Fall, wenn des Hausmädchens Kopf hell und klar, sein Wille gut und stark und sein Herz warm und weich ist, und bei der Dienstherrschaft ist das Gegenteil. Solche Fälle gibt es. Sie sind nicht in der Ueberzahl; aber es gibt sie.

Wer gebildet sein will, der muß zu allernächst wissen, worin die eigentliche und wahre Bildung besteht. Weiß er das nicht und beweist er nicht durch sein Handeln, daß er es weiß, dann hat er keine Bildung. — Nichts für ungut.

Grete / Von Heinz Hart

Durch den weiten Raum tönte die allen bekannte Schelle des Chefs und belebte die beängstigende Stille mit einer früher unbekannten Nervosität.

Wenn Direktor Bergmann läutete, — so war es noch vor nicht allzu langer Zeit, — gab es stets fröhliche Gesichter: fröhlich und hurtig nahm die jeweils gewünschte Sekretärin die Utensilien zum Diktat zusammen und verschwand hinter der Tür des Direktionszimmers, hinter der man allezeit einem verständnisverwendenden und stets gut aufgelegten Herrn begegnete. Es handelte sich bei diesem Chef um einen jener Arbeitgeber, die im Untergebenen und Angestellten den Menschen sehen, den man achten und ehren muß in dem Maße, in dem man seine pflichttreue Gesinnung schätzen lernt.

So kam es ganz von selbst, daß dieser Chef der erklärte Liebling seines Personals war; er selbst profitierte am meisten davon, weil seine so humane Einstellung mit gesteigerter Arbeitsfreudigkeit erwidert wurde.

Um so schmerzlicher wurde die Veränderung wahrgenommen, die seit wenigen Wochen vorgegangen. Direktor Bergmanns Stimmungen wurden launen, seine Wünsche strikte Befehle, früher kaum wahrgenommene oder gütig übergangene Unebenheiten bildeten jetzt oft Gegenstand breitester Auseinandersetzungen, denen es an Schärfe nicht fehlte. Man wunderte sich, man fragte, zuletzt wurde man resigniert.

Freilich hätte man den einst so trefflichen Mann beobachten können, wie er noch lange nach Büroschluß, wenn alle längst gegangen waren, über seinen Büchern saß, sinnend und brütend, rechnend und kalkulierend, auffstellend und verwerfend, dann hätte man vielleicht eine ferne Ahnung von dem erhalten, was Bergmann bewegte. Aber davon durfte der Tag nichts wissen, noch nichts wissen, — es kam wohl noch früh genug. Und immer wieder sagte der Direktor den Fehler, in den so viele Menschen verfallen: er verscheuchte die Sorgen um sich und die anderen hinter einer Härte, die er bei ruhiger Ueberlegung selbst nicht begriff.

Als Grete Borner das Privatbüro betrat, fand sie den Chef tief über Bücher und Briefe gebeugt. Er schien seinen Ruf völlig vergessen zu haben; ganz verwundert schaute er auf, als er ein vernehmliches Räuspern vernahm. „Ah, Fräulein Borner, bitte, nehmen Sie Platz.“

Die Angeredete blinzelte verstohlen hinüber: wie steif und förmlich der Direktor heute war. Auf Liebenswürdigkeiten, mit denen er sie, — so schien es ihr wenigstens früher — fast verwöhnte, war man schon längst nicht mehr gefaßt, aber auch das herrisch-rauhe Wesen war diesmal vollständig ausgeschaltet. Fast weehmütig klang die Stimme, die jetzt aus dem Ledersessel zu ihr herüberkam: „Sind Sie bereit, Fräulein Borner?“

Ihr bekommenes „Jawohl, Herr Direktor“ war kaum zu hören, aber der Mann vor ihr mußte es doch wohl richtig verstanden haben. Stand auf, kreiste wie einer, der vor der ersten Konfsuenz bangt, die Asche seiner Zigarre ab und begann:

„Zeugnis.

Hierdurch bescheinigen wir, daß Fräulein Margarete Borner. . .“

Die Schreibende richtete sich jetzt jäh empor. „Herr Direktor, darf ich wohl fragen, was das bedeuten soll?“

Bergmann drehte sich ihr aus der entgegengesetzten Ecke des Zimmers voll zu: „Das soll bedeuten, Fräulein Borner, daß die Vereinigten Chemischen Werke vor dem Ende stehen.“

„Aber ich bitte Sie, Herr Direktor!“ Ganz heiser stieß Grete die Worte hervor und voll plötzlichem Mitleid umfingen ihre Blicke seine Gestalt, die leise zitterte.

„Ja, es ist schon so. Wir haben lange, vielleicht zu lange gezögert, uns mit der Situation abzufinden. Nun ist es allerhöchste Zeit zum letzten Schritt. Dieser hat selbstverständlich die Gesamtentlassung aller Angestellten zur Folge. Wenn ich jetzt Sie als erste damit bekannt mache, dann deshalb, weil man das Schwerste zuerst überwinden soll.“

Die weiche Stimmung im Herzen der anderen war verflogen. „Ueberwinden“, sagte er, also das gab es — — — Drei lange Jahre saß hatten sie beide ausschließlich zusammen gearbeitet, drei volle Jahre, in denen sie sich kennen und schätzen gelernt. Drei Jahre, in denen Tage blühten, die das Grau der Alltäglichkeit so herrlich durchvoldeten, Tage, die aus dem Gerölf des Alltags Blumen sprießen ließen, Frühlingsblumen voll Glanz und Duft. Blumen, aus denen auch Träume stiegen, die sich in stillen Stunden um den Mann winden wollten, der oft so freundlich und dann so eigen doch zu ihr sprach.

Sie hatte wohl zu oft und zu lang geträumt, — — — ihre Mädchenphantasie gaukelte ihr Dinge vor, von denen man wohl zuweilen noch in Romanen las, die es aber doch in Wirklichkeit nie, nie mehr gab; lachen hätte sie mögen, laut lachen, wenn es ihr jetzt nicht so weh ums Herz gewesen wäre, ach — — so bitter weh.

„Wollen wir weiterschreiben?“ Die Stimme Bergmanns rief sie in die Situation zurück. Und der Stolz wurde in ihrer Seele wach, ein niegekannter Stolz, der ihr die Fassung wiedergab und eine besondere Festigkeit verlieh. „Bitte, Herr Direktor.“

Es war ein glänzendes Zeugnis, das er diktierte. Jeder andere Mensch hätte instinktiv empfunden, daß der Verfasser sich redlich Mühe gab, alles aufzubieten, den Weg eines anderen Menschen zu ebnen. Jedes Wort war hier Besorgnis und von besonderer Wärme durchpulst.

Grete Borner hörte die Worte, ohne sie zu verstehen. Sie schrieb gewohnheitsmäßig, geschäftsmäßig, als handele es sich um einen wildfremden Menschen, dem man irgend etwas Belangloses mitzuteilen hatte . . .

„Haben Sie auch noch andere Korrespondenz, Herr Direktor?“

„Nein, Fräulein, es genügt mir für heute.“ Und dann noch, als sie aufstehen wollte: „Setzen Sie mich Ihnen noch sagen, Fräulein Grete, daß ich persönlich es ganz besonders bedauere, wenn wir uns nun trennen müssen. Ich verliere nicht nur eine ganz ausgezeichnete Mitarbeiterin, ich begrabe auch eine schöne Hoffnung, ja, eine Hoffnung, der ich aber heute weniger denn je Raum geben kann und darf. Und ich habe nur den einen großen Wunsch, daß Ihr Zeugnis Ihnen doch trotz aller Ueberfüllung weiter hilft und dann in Hände gelangt, die Ihnen keine Enttäuschung bereiten.“

Die Privatsekretärin der Vereinigten Chemischen Werke empfing stellos durch den sinkenden Abend. Am Mittag schien die Sonne noch so golden, nun aber hatten sich graue Wolken vorgeschoben und alle Welt sah so düster aus.

Und doch ein Ahnen des nahenden Wunders ließ sich nicht aus dem so heiß pochenden Herzen bannen. In lebendigster Erinnerung stand das Zusammensein mit dem Direktor, dessen „Ueberwindung“ jäntzt vergessen war. Vorbei, sich von diesem einzigen Mann so unterfriegen zu lassen. Hatte er nicht zuvor gesagt: „. . . das Schwerste zuerst . . .“ Und wie hatte er sie dann angesehen bei den Worten, daß er eine schöne Hoffnung begraben müsse. — — Das sprach nicht der Direktor Karl Bergmann, sondern das bekannte der Mann der Frau seiner Liebe . . . Und nun wußte Grete auf einmal ein Ziel: mit eilenden Schritten strebte sie ihrem Heim zu, um noch einen Brief aufzugeben, der am anderen Morgen seinen Empfänger erreichen sollte. —

Wieder ertönte die Schelle des Direktorzimmers, die stürmisch Fräulein Borner verlangte. Als sie blaß über die Schwelle trat, stand der geschäftsführende Direktor hochaufgerichtet hinter seinem Schreibtisch. „Fräulein Borner, Sie senden mir hier Ihr Zeugnis zurück, was soll das heißen?“ „Das soll heißen, Herr Direktor, daß man eine Hoffnung nicht begraben darf, solange sie nicht getötet wurde!“

Dumpf wurde der Schreibtischsessel zurückgestoßen, mit einem hellen Jubelruf stand der Mann vor seinem neuen Glück im Leben, das er umarmte: Grete!

Am hohen Himmel strahlte wieder die Sonne und — es wurde neuer Frühling in zwei Menschenherzen.

H.

700 Jahre Küstrin

Vom 4. bis zum 12. Juni feierte Küstrin sein 700jähriges Bestehen. Einst von Erdwällen umgeben, inmitten von Wasser und Wiesen, wurde es unter den Hohenzollern zu einer starken Festung mit Bastionen und schweren Batterien ausgebaut. Heute jedoch sind die Bastionen zum Teil aus Verkehrsgründen, zum Teil auf Grund des Versailler Friedensvertrages niedergelegt. Die Stadt hat lediglich eine Reichswehrgarnison, darunter auch das Pionierbataillon 3, dessen Musikkorps mit diesem Festzuge die Jubiläumsfeierlichkeiten einleitete.

Wochenrundschau

Donnerstag, 2. Juni: Im Preußischen Landtag erklärt Kube (Nat.-Soz.): Eine Endregelung in Preußen ist vor der endgültigen Reichslösung nicht zweckmäßig. — Letterhaus (Zentrum) tritt diesem scharf entgegen. — Amerika ist mit einer Weltwirtschaftskonferenz einverstanden. — Reichskanzler von Papen führt in einem Schreiben an Prälat Kaas die Gründe für die Regierungsübernahme an.

Freitag, 3. Juni: Prälat Kaas bezeichnet in seiner Antwort an den Reichskanzler dessen Weg als Irrweg. — Herriot wird mit der Bildung des französischen Kabinetts betraut. — Der Staatsanwalt beantragt gegen die beiden Sklarek je sechs Jahre Zuchthaus. — Der Antrag auf Aenderung der alten Geschäftsordnung im Preußenlandtag wird abgelehnt, ein Mißtrauensantrag gegen das Kabinett angenommen.

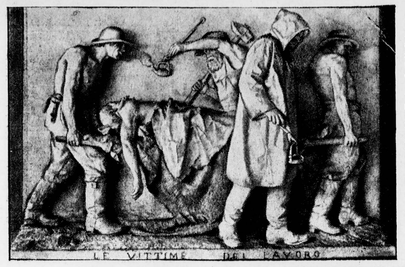
Samstag, 4. Juni: Reichspräsident von Hindenburg löst den Reichstag auf. Die neue Reichsregierung erläßt eine Regierungserklärung, in der schwere Angriffe gegen die bisherige Regierung enthalten sind. — Im Prozeß gegen Schriftleiter Scharnke und Verleger Nimmermann wegen Beleidigung des Berliner Polizeipräsidenten Dr. Fleisch erhalten die Angeklagten Gelbstrafen.

Sonntag, 5. Juni: Die mecklenburgische Wahl zum neuen Landtag ergibt eine absolute Mehrheit für die Nationalsozialisten. Sie erhalten aber nur 30 Mandate von insgesamt 60 anerkannt. Die Wahl verlief ruhig. — Venizelos bildet das neue griechische Kabinett. — Polizei Weißenfels wird deutscher Handelsmeister.

Montag, 6. Juni: Die neuen Reichstagswahlen werden auf den 31. Juli festgelegt. — Präsident Schäffer wird Reichsarbeitsminister. Der Reichskanzler bemüht sich um Vorverlegung der preußischen Ministerpräsidentenwahl. — Die Mitglieder der früheren Reichsregierung nehmen zu der Regierungserklärung Stellung. — Ein Deutscher wird Präsident des Memeler Direktoriums.

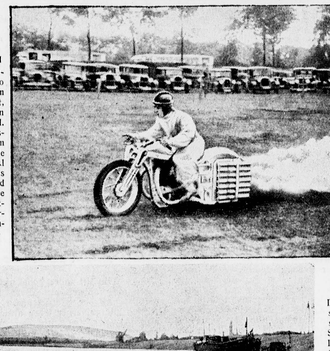
Dienstag, 7. Juni: Das neue Kabinett Herriot stellt sich der Kammer vor. Die Verhandlungen zwischen Preußen und dem Reich wegen der Preußen zu zahlenden 100 Millionen scheitern. — Das Preußenkabinett beriet sofort eine neue Notverordnung zur Sicherung des Etats. — Wegen Unstimmigkeiten verläßt Deutschland den Genfer Luftfahrtausschuß.

Mittwoch, 8. Juni: Die neue preußische Notverordnung bringt Schlafferer und Abstriche an Sachausgaben sowie Einbehaltung von 2,5 bzw. 5 Prozent der Beamtengehälter. — Der Reichsparteivorstand der Zentrumspartei beriet in Berlin über die Lage. Nach Dr. Kaas und Dr. Brüning spricht Abg. Joos, der sich scharf mit dem neuen Kabinett auseinandersetzte. — Im Haag beginnt die Beratung des Memelkonfliktes.



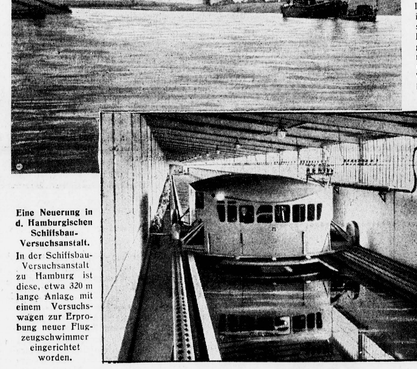
„Die Opfer der Arbeit“

Zur Erinnerung an die vor fünfzig Jahren erfolgte Eröffnung des 15 km langen Gotthardtunnels wurde am Südportal des Tunnels in Airolo dieses bekannte Bronzerelief des Tessiner Bildhauers Vincenco Vela „Die Opfer der Arbeit“ angebracht. Das Relief stellt die Bergung eines verschütteten Tunnelarbeiters dar.



Das Raketenrad

Der Bremer Ingenieur Otto Lührs hat ein Motorrad gebaut, das durch Raketen angetrieben wird. Bei dem Grasbahnrennen in Oldenburg wurde es zum erstenmal vorgeführt. Das fauchende und eine mächtige Rauchwolke entwickelnde Motorrad fand besondere Aufmerksamkeit.



Eine Neuerung in d. Hamburgischen Schiffsbau-Versuchsanstalt.

In der Schiffsbau-Versuchsanstalt zu Hamburg ist diese, etwa 320 m lange Anlage mit einem Versuchswagen zur Erprobung neuer Flugzeugschwimmer eingerichtet worden.

Der größte Binnenkanal der Welt

Der große Rheinseitenkanal zwischen Basel und Straßburg in einer Länge von 120 km ist jetzt fertiggestellt worden. Die Wasserspiegelbreite des Kanals mißt 120 bis 150 m und die Wassertiefe geht bis zu 11 m bei Vollaufstau.

Der Absturz des Kunstfliegers.

Während des Olympiafestes im Stadion stürzte der 27jähr. Kunstflieger Hans-Werner Krause mit seinem Doppeldecker ab und erlitt so schwere Verletzungen, daß er wenige Stunden nachher im Krankenhaus verstarb.

Goethe-Volksfest bei Weimar.

Unter d. Motto „Herzog Karl August und sein Holstaat auf dem Jahrmarkt von Phandersweiler“ fand im Tiefurter Park bei Weimar ein groß. Goethe-Volksfest statt. Den Herzog spielte Gärtner vom Weimarer Nationaltheater.

Streifzug durch die Woche

Von Kühen, Ochsen usw. — Reaktion und Christentum — Salzburg Lehrertagung in Linz — Dortmund und die Deutsche Jugendkraft

Manchmal denkt man, die Tiere würden in dem gleichen Maße vernünftig, wie die Menschen unvernünftig. So wissen z. B. die Kühe von Tölz, wenn eine Autohupe ertönt, genau, nach welcher Seite sie ausweichen müssen. Die Sache war so interessant, daß wir die Regierungsfrage ganz darüber vergaßen. Es könnte mich auch jetzt verführen, noch länger bei den Ochsen und Rindern am Tegernsee zu verweilen, obgleich ich doch eigentlich vom neuen Ostelbier-Kurs sprechen muß. Es hängt übrigens beides zusammen, denn es ging in beiden Fällen nach rechts. Es war ein herrlicher Junitag. Jeder in der Gesellschaft suchte den Ernst der Zeit sozusagen in Humor umzusetzen, jenen allerdings bisweilen bitteren Humor, der bei uns und in aller Welt die Ereignisse der deutschen Politik begleitet. Schallendes Gelächter erhob sich, als einer bemerkte: Wenn auf der Chaussee der bautzigen nationalen Entwicklung eine gewisse Autohupe ertönt, bewegen sich alle zivilsierten Ochsen im Reich nach rechts.

Schon bald waren wir wieder in ernsteren Gesprächen. Für meinen Teil bin ich immer im Tiefsten empört, wenn man das Christentum zur Etikette der finstersten Reaktion macht. Wo eine vernünftige Sozialpolitik gemacht wird, wo sich eine Regierung wirklich der Massen des notleidenden Volkes annimmt, wo man gegen die ungerechte Verteilung der Güter dieser Welt spricht (wie in der Enzyklika Quadragesimo anno), wo man über und über verschuldetes Land für Siedlungszwecke freimacht (wie Brüning es wollte), da bete ich gerne das Wort Christentum, bei dem jeder Leidende, jeder Geprellte, jeder Ausgebeutete aufatmen sollte, handelt es sich doch um Menschen. Wenn aber ein Konsortium von Junkern, Generalen und Schwerindustriellen ihren Drang nach Macht und Geltung unter der Fahne des Christentums und des Anti-Kulturbolschewismus verbergen, da überkommt mich der Ekel. Wollte Moskau sich einen Vortrupp für den Bolschewismus in Deutschland schaffen, dann müßte es genau so aussehen, wie diese grauenhafte Kombination von Reaktion und Christentum.

Lassen wir das, sind wir doch auf der Straße, die in den Frühmorgen hinein nach Salzburg führt. Nach einiger Zeit werden Scharen von Akademikern dieses Paradies auf Erden besuchen, um dort die schon berühmt gewordenen Salzburger Hochschulwochen mitzumachen. Welch ein wunderbares Land. Die erste Sonne grüßt eben die Gipfel der Berge. Weiße Flächen schimmern auf in magischer Schönheit. Erschütternde Kühle steht im jungen Wald, auf den Feldern, auf den Wiesen. Nebe grasen dort im tiefsten Frieden, und manches Hälslein ist schon über unsere Straße gebückt. Die Bauern haben schon saftiges Bibelfutter da draußen geschlagen und fahren es heim. Diese friedlichen Täler scheinen wohl nichts zu wissen von dem Lärm im Lande. Sie rücken wie ein stiller Vorwurf: Sieh, so schön ist die Welt. Brot wäre da für alle. Milch fließt in Strömen. Die Sonne lacht. Ein Vogelzwitscher plaudert in allen Hecken. So ist Gottes Natur. Was macht ihr Menschen aus dieser so herrlich eingerichteten Schöpfung!

In Linz ist große Tagung des oberösterreichischen Lehrervereins. Von allen Seiten sind sie herbeigeströmt, die Volksbildner des Landes. Gerade dieser Verein ist der geistig regsamste von allen hier und hält seine Tagungen auf imponierender Höhe. Man packt wirklich das Erziehungsproblem von heute an der richtigen Stelle an. Eine neue Jugend ist da. Unter einem harten Schicksal reift sie heran. Sie hat die schönen Tage früherer Jugend nicht gekannt. Sie ist mit der Lösung der sozialen Fragen schicksalsfest verbunden. Denn davon allein wird es abhängen, ob sie überhaupt den hinreichenden Lebensraum gewinnt. Wie freudig begrüßt man übrigens in Oesterreich den Reichsdeutschen, wenn er nur ein wenig als Bruder kommt und sich in den Geist dieser Landschaft hineinlebt. In Linz hat das deutsche Konsulat da schon vorgearbeitet und seine Aufgabe richtig verstanden. Es hat im Interesse freundlicher Verständigung gewirkt und eine für beide Teile sympathische Atmosphäre geschaffen. Das konnte man schon schließen aus dem außerordentlichen Beifall, der dem deutschen Konsul, Herrn von Langen, wo immer er sich zeigte, entgegenscholl.

Da auch viele Politiker und höhere Beamte dort erschienen waren, konnte man allerlei lernen. Immer freut es mich, wenn Politiker dafür Verständnis haben, daß nicht das ganze Leben in Politik aufgehen darf. Wenn sie es begreifen, daß es hinter der politischen Front eine Volksbewegung geben muß. Parteien sind immer nur dann stark, wenn sie die politischen Exponenten von mächtigen Kulturkräften sind. Umgekehrt ist Heimwehren und ähnlichen Bildungen sofort der irdene Zauber genommen, wenn sie sich ins Politische mischen und Partei spielen wollen. Was mich in Linz so ergriff, war besonders das Volkstum, Liebe zur Heimat und zur Muttersprache, das hier noch so reich und lebendig ist. Es bewahrt die Kräfte einer besseren Zukunft in den Stürmen der sinnlos gewordenen Gegenwart. Man sprach übrigens viel von den Hitlerleuten, die am Abend darauf zu Tausenden nach Linz kommen sollten. Ob es zu Schlägereien, die man fürchtete, gekommen ist, weiß ich nicht. Man soll sich aber bloß nicht einbilden, daß die Bande zwischen Nord und Süd durch radikale Bewilhungen leicht gelöpft werden. Mag sein, daß in Oesterreich der Radikalismus für eine Weile triumphiert, in seinem eigentlichen Wesen wird er scheitern an der hohen Kultur dieses Landes. Handn, Mozart, Bruckner und radikale Barbarei, das paßt nicht zusammen.

*

Noch sollte ich erzählen von den Vorbereitungen, die man in Dortmund jetzt bereits für das Reichstreffen der Deutschen Jugendkraft in die Wege leitet. Die Deutsche Jugendkraft unterscheidet sich von allen anderen Sportvereinigungen besonders dadurch, daß sie den Sport eindeutig in die Gesamtschau einer Kultur. Für sie ist und bleibt der Körper Ausdruck der Seele, die ihn formt. Sport verbindet sie auf solche Weise mit den großen erneuernden Bewegungen von heute. Der übersportivisierte und überorganisierte Mensch muß an die Erde zurück, an die Scholle, an die Heimat. Mit dem Körper bleibt er ihr verhaftet, mit der Seele erhöht und verklärt er sie. So ist die Deutsche Jugendkraft nicht nur eine Sport-, sondern auch eine Kulturbewegung. Sie geht nicht auf sinnlose Rekordjägerei, so sehr sie tüchtige sportliche Leistungen anstrebt, sie will mehr als das, sie will ein richtiges Verhältnis von Körper und Seele, von Natur und Religion. Die Dortmunder freuen sich schon auf das kommende Treffen. Sie werden auch sorgen, daß die Jugend, die von allen Seiten und aus weiter Ferne, z. B. Danzig, dort erwartet wird, sich heimisch fühlt. Es wird ein schönes Familienfest zugleich werden.

Kulturarbeit dieser Art ist das Beste, was wir heute tun können. Reaktion und Revolution werden an diesen Menschen der Pflicht und der Arbeit scheitern. Mit Säbelrasseln und dergleichen kommen wir nicht aus der Not heraus. Tatkraft auf allen Feldern des Schaffens wird auch uns wieder Freude bringen, Ordnung, Arbeit und Brot. Auch von den Essenern und ihren Vorbereitungen zum Katholikentag hört man Wichtigeres. Ihre Leistung es wollte, da wäre ich gerne das Wort Christentum, bei dem jeder Leidende, jeder Geprellte, jeder Ausgebeutete aufatmen sollte, handelt es sich doch um Menschen. Wenn aber ein Konsortium von Junkern, Generalen und Schwerindustriellen ihren Drang nach Macht und Geltung unter der Fahne des Christentums und des Anti-Kulturbolschewismus verbergen, da überkommt mich der Ekel. Wollte Moskau sich einen Vortrupp für den Bolschewismus in Deutschland schaffen, dann müßte es genau so aussehen, wie diese grauenhafte Kombination von Reaktion und Christentum.

Lassen wir das, sind wir doch auf der Straße, die in den Frühmorgen hinein nach Salzburg führt. Nach einiger Zeit werden Scharen von Akademikern dieses Paradies auf Erden besuchen, um dort die schon berühmt gewordenen Salzburger Hochschulwochen mitzumachen. Welch ein wunderbares Land. Die erste Sonne grüßt eben die Gipfel der Berge. Weiße Flächen schimmern auf in magischer Schönheit. Erschütternde Kühle steht im jungen Wald, auf den Feldern, auf den Wiesen. Nebe grasen dort im tiefsten Frieden, und manches Hälslein ist schon über unsere Straße gebückt. Die Bauern haben schon saftiges Bibelfutter da draußen geschlagen und fahren es heim. Diese friedlichen Täler scheinen wohl nichts zu wissen von dem Lärm im Lande. Sie rücken wie ein stiller Vorwurf: Sieh, so schön ist die Welt. Brot wäre da für alle. Milch fließt in Strömen. Die Sonne lacht. Ein Vogelzwitscher plaudert in allen Hecken. So ist Gottes Natur. Was macht ihr Menschen aus dieser so herrlich eingerichteten Schöpfung!

In Linz ist große Tagung des oberösterreichischen Lehrervereins. Von allen Seiten sind sie herbeigeströmt, die Volksbildner des Landes. Gerade dieser Verein ist der geistig regsamste von allen hier und hält seine Tagungen auf imponierender Höhe. Man packt wirklich das Erziehungsproblem von heute an der richtigen Stelle an. Eine neue Jugend ist da. Unter einem harten Schicksal reift sie heran. Sie hat die schönen Tage früherer Jugend nicht gekannt. Sie ist mit der Lösung der sozialen Fragen schicksalsfest verbunden. Denn davon allein wird es abhängen, ob sie überhaupt den hinreichenden Lebensraum gewinnt. Wie freudig begrüßt man übrigens in Oesterreich den Reichsdeutschen, wenn er nur ein wenig als Bruder kommt und sich in den Geist dieser Landschaft hineinlebt. In Linz hat das deutsche Konsulat da schon vorgearbeitet und seine Aufgabe richtig verstanden. Es hat im Interesse freundlicher Verständigung gewirkt und eine für beide Teile sympathische Atmosphäre geschaffen. Das konnte man schon schließen aus dem außerordentlichen Beifall, der dem deutschen Konsul, Herrn von Langen, wo immer er sich zeigte, entgegenscholl.

Da auch viele Politiker und höhere Beamte dort erschienen waren, konnte man allerlei lernen. Immer freut es mich, wenn Politiker dafür Verständnis haben, daß nicht das ganze Leben in Politik aufgehen darf. Wenn sie es begreifen, daß es hinter der politischen Front eine Volksbewegung geben muß. Parteien sind immer nur dann stark, wenn sie die politischen Exponenten von mächtigen Kulturkräften sind. Umgekehrt ist Heimwehren und ähnlichen Bildungen sofort der irdene Zauber genommen, wenn sie sich ins Politische mischen und Partei spielen wollen. Was mich in Linz so ergriff, war besonders das Volkstum, Liebe zur Heimat und zur Muttersprache, das hier noch so reich und lebendig ist. Es bewahrt die Kräfte einer besseren Zukunft in den Stürmen der sinnlos gewordenen Gegenwart. Man sprach übrigens viel von den Hitlerleuten, die am Abend darauf zu Tausenden nach Linz kommen sollten. Ob es zu Schlägereien, die man fürchtete, gekommen ist, weiß ich nicht. Man soll sich aber bloß nicht einbilden, daß die Bande zwischen Nord und Süd durch radikale Bewilhungen leicht gelöpft werden. Mag sein, daß in Oesterreich der Radikalismus für eine Weile triumphiert, in seinem eigentlichen Wesen wird er scheitern an der hohen Kultur dieses Landes. Handn, Mozart, Bruckner und radikale Barbarei, das paßt nicht zusammen.

*

Noch sollte ich erzählen von den Vorbereitungen, die man in Dortmund jetzt bereits für das Reichstreffen der Deutschen Ju-

Der Mann im Monde.

Erpresserdrohung gegen Marlene Dietrich

Die Filmkünstlerin mit ihrem Töchterchen Heidede.

Die bekannte deutsche Filmschauspielerin Marlene Dietrich, die jetzt in Hollywood wirkt, erhielt einen Drohbrief, in dem sie aufgefordert wird, 10 000 Dollar zu zahlen, andernfalls würde ihr Kind geraubt werden. Die Polizei hat daher die Familie Dietrich unter ständigen Polizeischutz gestellt.

Das Hochzeitshaus in Hameln an der Weser fertiggestellt

Das aus dem Jahre 1610 stammende Hochzeitshaus in Hameln an der Weser, eines der schönsten Renaissancehäuser in Norddeutschland, ist nach zweijährigem Umbau jetzt wiederhergestellt worden. Besonders bekannt ist das Hochzeitshaus durch seine Inschrift über die Sage vom Rattenfänger. Es wird nunmehr als Rathaus dienen.

Im Höhlenkloster der Bergeinsamkeit von Turkestan

Der Welt abgestorben - in Fels eingemauert

Von Generalkonsul C. V. Grodney, Turkestan; berecht. Uebers. von F. Andrew

Mit einem gewissen Grausen wird man diese Schilderung lesen. Selbst dem, der abendländisches, christliches Mönchswesen wert zu schätzen weiß, wird das Leben dieser nichtchristlichen Einsiedler im Herzen Asiens unbegreiflich erscheinen. Und doch vermag es uns zu zeigen, bis zu welchem Grade die Versenkung in Gott — au h diese Einsiedler mühen ja in ihren Gebeten und Betrachtungen den einen wahren Gott, von dem sie aus Urzeiten her wissen — den inneren Menschen, die Seele hinzunehmen vermag in stiller Beseeligung, daß der Mensch alles andere darüber gering achtet. Wenn die verwöhnten Menschen unserer zivilisierten Welt nur eine Spur von diesem inneren Reichtum hätten, verbunden mit christlicher Tatkraft, sie würden ihr Schicksal besser meistern.

Auch heute noch ist das Herz Asiens, jene riesigen Gebiete, die wir reichlich unbestimmt unter der Bezeichnung Turkestan zusammenfassen, der Forschungswelt zum großen Teil ein verschlossenes Buch. Den einsamen Wanderer in den Karakoram-Bergen, an der Grenze gegen Indien, erwartet in verborgenen Tälern und Winkeln ein buntes Gemisch kleiner und kleinster Völkerschaften, geheimnisvolle Bräuche und Sitten, die seit Jahrhunderten unverändert fortbestanden haben mögen, seltsam wie ein orientalisches Märchen. Abgeschlossen von dem hastenden Lauf des Fortschritts und seinen vermeintlichen Notwendigkeiten, finden die dort lebenden Menschen, offenbar zufrieden trotz ihrer unendlichen Armut, Belohnung und Glück in ihrem wunderlichen Glauben; Heiligsis in ihrer Art, abgeklärte Philosophen unter diesen Hirten und Jägern, hat sich bei ihnen eine Gottesidee, eine Vorstellung des ewigen Seins gebildet, die in vielen Punkten an Formen des frühesten buddhistischen Anklingt, in anderen wieder ihre eignen Wege geht.

Etwa fünfhundert Kilometer südwestlich von Yarkand, der uralten Hauptstadt der geschichtlichen Tartarei, sollte inmitten der Bergriesen die eigenartige Gemeinschaft von Einsiedlern leben, denen mein Besuch galt. Seit Wochen war ich mit meinen beiden Trägern unterwegs, uns einen Pfad durch dieses grandiose Labyrinth von Schluchten, Gletschern und Gebirgsströmen zu bahnen. Unter unendlichen Schwierigkeiten, nur auf Kompaß und Sonne angewiesen, kamen wir langsam unserem Ziel näher; heute dem Lauf eines Flusses folgend in verhältnismäßig flotten Marsch, morgen vielleicht von unüberwindlichen Felswänden umkehrend, die Mühsal mehrerer Tage von vorn zu beginnen, bis doch endlich wieder ein paar Kilometer gewonnen waren. Zeit ist wertlos, alle Werte sind zeitlos in der überwältigenden Erhabenheit dieser gigantischen Bergwelt!

Der Tag, bevor wir die gesuchte Klostergemeinde erreichen konnten, war besonders anstrengend gewesen; von über viertausend Meter Höhe hatten wir unseren Weg durch steile Geröllhänge, über Eisfelder und meterhohen Neuschnee nehmen müssen, waren wieder und wieder bei Ueberqueren der schaurigkalten Gebirgsflüsse bis auf die Haut durchnäßt worden, bis wir endlich gegen Mitternacht, lahm und zerschunden, in das Tal stolperten, das am nächsten Morgen unseren Ausgangspunkt bilden sollte. Endlich ein Glücksfall; hatt daß wir jetzt erst mühselig unsere Zelte aufschlagen mußten, fanden wir in den Talwinkel, geschützt ein kleines Lager kirgisischer Nomaden, die uns trotz der späten Stunde freundlich aufnahmen. Die Feuer wurden von neuem geschürt, ein köstliches Mahl aus gebratenem Hammelfleisch und Gerstenkuchen bereitet und schließlich ganze Berge von Scharfgellen für uns ausgebreitet. Gastfreundschaft ist kein leeres Wort in der Wildnis!

Am Morgen begann dann endlich der letzte Abschnitt unserer Reise, der Anstieg zu der Höhe, in der wir die Einsiedler zu finden hofften. Nach den früheren Strapazen war dieser Teil des Wegs ein Kinderspiel; der Führer, den uns die Kirgisen mitgegeben hatten, geleitete uns entlang eines Flusses durch eine Schlucht, die verhältnismäßig gutes Fortkommen bot. Freilich, die in dieser kaum zwei bis drei Meter breiten Felsenspalte mit ihren schwindelnd hohen steilen Wänden Menschen hausen sollten, schien mir unverständlich, zumal ich gehört hatte, daß die Siedlung mehrere hundert Männer umfasse. Bis dann im ersten Abenddämmern der höchste Punkt erreicht war, der uns ein unvergeßliches Bild bieten sollte. Hier, in fast viertausend Meter Höhe, traten die Wände der Schlucht nach beiden Seiten zurück, um einem schmalen Kessel Platz zu machen, an drei Seiten von den Bergriesen eingeschlossen. Wie gefleht in diesen Winkel stand ein seltsames Bauwerk, auf den ersten Blick an eine mittelalterliche deutsche Burg erinnernd. Eine Mauer, im Halbkreis der Schlucht verlaufend, gewann dem ansteigenden Boden ein schräges Stück Erde ab; Wände aus rohbehauenen Felsblöcken, mit winzigen unverglasten Fensteröffnungen, bildeten die Vorderseite des Gebäudes, das sich nach hinten in den Berg hinein verlor. Offenbar war der weitaus größte Teil des Bauwerks in Felsenkammern und Höhlen in den gewachsenen Stein hineingetrieben und nur nach außen hin durch Wände und Mauern abgeschlossen. In der jetzt rasch einsetzenden Dunkelheit ein düsterer, beängstigender Anblick, scheinbar leer und tot.

Einer der Einsiedler empfing uns; mit seiner mönchsähnlichen Kutte, einer weit über den Kopf gezogenen Kapuze, aus der kaum die Nasenspitze hervorschaute, verstärkte er den leblosen Eindruck des Ortes nur noch. Mit langsamen, gemessenen Schritten, ohne ein einziges Wort der Erwiderung, führte er uns auf unsere Bitte um Unterkunft in das Gebäude hinein. Ein Vorraum, offenbar zum gemeinsamen Ruhestatt bei Festen bestimmt, zeigte eine Reihe von rohen Türen und Bänken, sonst nichts; keine Wandverzierung, kein Fußboden, nur der nackte Fels, in seltsamen Wirkungen von Licht und Schatten notdürftig durch ein paar kärgliche Oellampen erhellt. Ein Gang, wie eine gähnende schwarze Oeffnung im Gestein der Wand, nahm uns auf, führte durch die Dunkelheit, in der unser Führer fast unsichtbar blieb, weiter in den Berg hinein. Ab und an eine winzige Oeffnung, die kahle rohe Wände, von Feuchtigkeit triefend, zeigte; jetzt eine Biegung nach links, ein paar Schritte weiter ein halbes Dutzend finsterer Steinstufen empor, dann wieder im rechten Winkel zur anderen Seite, bis schließlich jedes Gefühl der Orientierung verloren war. Modrige Kellerluft machte das Atmen schwer; ein Gefühl der Beklemmung stieg in mir empor, ein Gefühl der Schritt um Schritt, Stufe um Stufe tiefer in das Gestein eines Berges zu steigen, der mich erdrücken wollte.

Und außer unserem Führer kein Mensch sichtbar. Wie ausgestorben lagen die unterirdischen Stollen in unheimlicher Stille. Endlos schien der Weg weiter zu gehen, bis mich plötzlich eine Handbewegung in ein Seitengemach hinwies. In der Ecke beleuchtete eine Talgkerze einen zellenartigen Raum, etwa drei Meter lang und zwei breit, in dem eine in das Gestein gehauene Bank das einzige Mobiliar darstellte. Kein Fenster, keine Tür vor dem Eingang, kein Tisch, nur der Fels allein, unten und an den Wänden! Erstaunt bemerkt ich, daß mein schweigsamer Führer plötzlich verschwunden ist, mit ihm meine Träger und der Kirgise, ganz allein stehe ich in der Kammer. Unwillkürlich kommt der Gedanke, ob man diesen unheimlichen Ort noch einmal lebend verlassen, noch einmal die Sonne sehen wird; kennt man denn diese seltsamen Menschen einer anderen Welt wirklich, weiß man, was Fanatismus, was vielleicht Haß gegen Andersgläubige in den Gehirnen dieser geheimnisvollen Einsiedler anrichten mag? Hier bin ich restlos in ihrer Macht!

Endlich kommt mein Führer zurück, bringt Wasser und ein Stück Brot, verschwindet wieder, lautlos, wortlos. Es bleibt nichts anderes übrig, als sich auf der Steinbank für die Nacht einzurichten. Von Schlaf kann keine Rede sein; unruhig wälze ich mich von einer Seite auf die andere. Dann plötzlich, durch die unverschlossene Türöffnung fällt näherkommender Lichtschein, ein Mensch, unkenntlich in Kutte und Kapuze, eine Fackel in der Hand, leuchtet in meine Kammer hinein, zieht sich schweigend wieder zurück. Bevorcht man mich etwa, oder sorgt man sich nur um mein Wohlbefinden? Nach dreimal, im Abstand einer Stunde, kommt der geheimnisvolle Fackelträger zu mir. Dann endlich, meine Taschenuhr zeigt auf Mitternacht, die ersten Laute in diesem unheimlichen Bauwerk; leise klingen Singen und dumpfer Trommelschlag durch die bisherige Stille. Vorsichtig stehe ich von meinem harten Lager auf und wage mich in den finsteren Gang hinaus. Der Gesang leitet mich durch die Korridore, allmählich finde ich den richtigen Weg und komme den Stimmen näher. Dann schließlich, hinter einer letzten Biegung erkenne ich schwach in einem größeren Raum hinein, in dem die Sänger knieend einen mitternächtlichen Gottesdienst verrichten. Fackeln und Oellampen erhellen die Kammer gerade so weit, daß ich etwa dreißig Figuren unterscheiden kann; am Ende der Halle thront ein Priester zu anderen. Befremdend das Bild in seiner düsteren Würde, seltsam nervenerregend der eintönige Gesang der Knieenden.

Das Singen bricht plötzlich ab und ich halte es für besser, mich nicht auf weitere Entdecken entdecken zu lassen. Also zurück in meine Zelle, gerade aus, dann rechts um die Ecke, oder war es links? Hinter mir erlönen Schritte, zum langen Ueberlegen bleibt keine Zeit. Also schnell in den Seitenraum, vielleicht ist es das Richtige. Aber ein schreckenerregender Anblick übergannt mich halb, daß ich offenbar in den falschen Korridor geraten bin. Etwa fünfzig Meter zieht sich der Gang schnurgerade in den Felsen hinein; auf beiden Seitenwänden befinden sich in Brusthöhe etwa dreißig kleine Oeffnungen von zwanzig Zentimetern im Gevierk, wie schwarze Flecken auf dem schwachbeleuchteten Stein. Und aus einigen dieser Löcher schauen menschliche Gesichter heraus! Menschenähnliche Gesichter, sollte ich besser sagen. Abgezehrte, knochige Schädel mit schütterem Haar von eisengrauer, leblos grauweiser Farbe, klauflose Augen, die über alles Wirkliche hinaus in die Unendlichkeit zu blicken scheinen, blutlose Lippen, die Leere vor sich hinmurmeln. Der ganze Anblick so gespenstisch schaurig, daß ich mit einem Ausrufen zurückschreckte und fortlaufe, blindlings, ohne mich um den Weg zu achten.

Wie ich schließlich meine Zelle wiedergefunden habe, noch dazu ohne gesehen zu werden, weiß ich nicht. Ich kann mich nur noch erinnern, daß ich mich zitternd auf die Steinbank meiner Kammer niederwarf und den Morgen erwartete. Mit geradezu grausester Pünktlichkeit erschien jede Stunde der Fackelträger, um noch einen kurzen Blick auf mich wieder zu verschwinden. Am liebsten hätte ich mich auf ihn gestürzt, ihn gebeten, mich sofort aus diesem unheimlichen Verlies herauszulassen; die Nervenspannung war kaum noch zu ertragen!

Endlich war es sechs Uhr, und ich wurde durch eine Handbewegung aufgefordert, aus meiner Kammer herauszukommen. In nervöser Erregung folgte ich in die Vorhalle, durch die ich am Abend vorher das Bauwerk betreten hatte. Er jetzt bemerkte ich, daß das frühe Morgenlicht durch zahlreiche Oeffnungen in den Raum drang und der Halle ein viel freundlicheres Aussehen gab. Einer der Einsiedler, der Führer dieser seltsamen Gemeinde, empfing mich mit einem ruhigen „Guten Morgen" und bot mir Tee und Frühstück an. Wie ich dann hörte, war ihm als Einzigen das Sprechen erlaubt. Und jetzt, nachdem die unheimlichen Schatten der Nacht ihren Schrecken verloren hatten, hat ich den Alten, mir einige Auskünfte über die von ihm geleitete Gemeinde zu geben.

„Wir sind hier fast dreihundert Männer", erklärte er, „die sich aus religiösen Gründen zusammengefunden haben. Die Gemeinschaft selbst wurde schon 1668 gegründet und besteht seitdem in unveränderter Form weiter. Bei uns herrscht absolute Schweigepflicht, nur Gesang beim Gottesdienst und Gebete sind erlaubt."

„Aber ich habe, Sie eingeschlossen, überhaupt nur zwei Menschen hier gesehen", erwiderte ich vorsichtig; meine nächtlichen Erlebnisse wollte ich lieber verschweigen.

„Etwa vierzig von uns leben in einem gemeinsamen Raum, den sie nur zum Gottesdienst verlassen oder zum Verbleibschaffen von Nahrung", erwiderte der Alte ruhig. „Die anderen zweihundertfünfzig sind einzeln in kleine Zellen eingemauert, die sie nie mehr verlassen; nur zum Empfang ihrer Speise. Brot und Wasser, treten sie mit den freien Brüdern durch eine kleine Oeffnung ihrer Zelle in Verbindung. Ihr Leben ist, auf ihren eignen Wunsch hin, nur noch Geist, ihr Gedanke der Allmächtige, zu dem sie zurückzukehren hoffen."

Also das waren die Löcher in den Wänden des Ganges, die ich in der Nacht gesehen hatte! Zweihundertfünfzig Menschen für den Rest des Lebens in winzige Zellen eingemauert, in Finsternis und Einsamkeit! Lebende Tote!

Ein Weilchen später schritt ich mit meinen beiden Trägern und dem Kirgisen bergabwärts. Schien der Fluß heute viel lustiger durch die Schlucht zu brausen, der Himmel blauer, die Sonne strahlender? Ich lebe!

Warum ABC?

Ein 3000 Jahre altes Mißverständnis

Es gibt Ungereimtheiten im Leben, die wir nicht empfinden, weil sie uns schon in früher Kindheit als unabänderliche Ordnungen beigebracht werden. Der ABC-Schütze fragt nicht, warum er sich die Buchstabenfolge A B C D E F also, einprägen soll, und wenn er dann größer wird, Wörterbücher wälzt oder im Notfalls nachschlägt, ist ihm das ABC schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er gar nicht merkt, wie unsinnig diese Alphabetfolge ist. Im Sprachunterricht lernt er, daß A E J O U als Lokale oder Selbstlaute zusammengehören, daß B W F Lippenlaute, G K Q Kehllaute, D und T Zahnlaute sind usw., aber jetzt ist er an das ABC schon so gewöhnt, daß er nicht auf den Gedanken kommt, zu fragen, warum denn die Buchstaben für diese Lautgruppen in unserem Alphabet sinnlos durcheinandergewürfelt sind.

Das ABC ist aber doch nicht ein Naturerzeugnis, sondern ein Werk des Menschengeistes, und der Menschengeist schafft — das dürfen wir zu seiner Ehre annehmen — nichts Unsinniges. Der Mensch, der zum ersten Male die Buchstaben ordnete, muß sich dabei etwas Vernünftiges gedacht haben. Das ABC muß also entweder einmal einen Sinn gehabt haben oder es muß ursprünglich anders gewesen und durch ein Mißverständnis verdorben worden sein.

Die Lösung dieses Rätsels findet sich in dem nächstens erscheinenden Jahrbuch „Buch und Schrift" des Deutschen Buchmuseums in Leipzig. Dort zeigt Dr. Kurt Schmidt (Berlin-Lankwitz) in einem Aufsatz über den Ursprung der Buchstabenfolge im Alphabet, daß der Erfinder der Buchstabenschrift, ein Priester des Hathor-Tempels am Sinai um 1500 vor Christus, eine Tafel aufgestellt haben muß, in der die Lautzeichen folgendermaßen angeordnet waren:

Hauchlaute	) H J
Lippenlaute	B W P
Gaumenlaute	. 3 . S
Kehllaute	G Ch KQ
Zahnlaute	D Th . T
Halbselbstlaute	M
Nasenlaute	NR
Zischlaute	S Sch

Die beiden halben in der ersten Zeile bedeuten gewisse Hauchlaute der semitischen Sprache, für die wir keine Buchstaben haben. Die Tafel befindet sich zwar nicht unter den bisher entdeckten Inschriften am Sinai, es ist aber mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie einmal vorhanden war. Sie enthält, wie man sieht, eine, wenn auch nicht edellose, so doch für jene alte Zeit recht ansehnliche lautwissenschaftliche Gruppierung. (Die Zeichen Z und Sz stellten ursprünglich wahrscheinlich die Gaumenlaute Sch — h und Tsch dar.)

„Nun hatte man aber", schreibt Schmidt, „in jener Zeit am Sinai noch keine feste Regel für die Schreibrichtung. Wie sich aus den gefundenen Inschriften ersehen läßt, schrieb man sowohl waagerecht links- und rechtsläufig als auch senkrecht und sogar boxig. Diese Regellosigkeit wurde dem Alphabet zum Verhängnis.

Das Unglück wollte, daß die späteren Abschreiber, die von der Lautlehre weniger verstanden als der Erfinder, die Tafel statt von links nach rechts von oben nach unten lasen. Folgen wir ihnen, so erhalten wir genau das semitische Alphabet, aus dem sich über Griechen und Römer mit einigen Streichungen und Zusätzen unser heutiges Alphabet entwickelt hat."

Das phönikische oder nordsemitische Alphabet, dessen Reihenfolge schon im 10. oder 11. Jahrhundert vor Christus feststand, hatte folgende Ordnung:

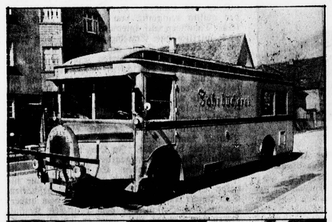
) B G D H W Z Ch Th J K L M N S (P Sz Q R Sch T

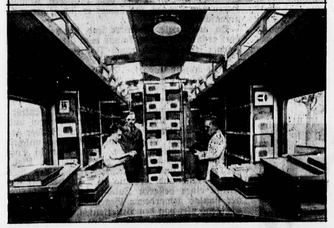
Die westlichen Griechen, von deren Kolonien in Unteritalien später die Römer die Schrift lernten, nahmen die Handschau den der Semiten für die Selbstlaute A E J O U; das S und das Sz ließen sie weg, aus dem Sch wurde das griechische Sz; am Schluß fügten sie noch die Zeichen für Ph, Ch, X und Kh hinzu. So entstand das westgriechische Alphabet:

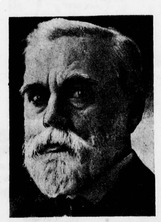
A B G D E W Z H Th J K L M N O P R S T Y Ph X Kh

Die Römer verwandelten W in F, Y in U und verzichteten auf X, Th, Ph und Kh. Aus dem G wurde bei den Römern zuerst C, und später setzten sie ein neues G an die Stelle des weggefallenen alten Z. Erst unter Augustus wurde am Schluß des Alphabetes für die Schreibung von Namen und griechischen Wörtern Y und Z neu angefügt.

So ist im Laufe der Jahrtausende aus dem vernünftigen Uralphabet vom Sinai infolge eines uralten Mißverständnisses das sinnlose ABC geworden, das aus der abendländischen Kultur nicht mehr wegzudenken ist.







Die Leihbücherei kommt zum Kunden (Bild links). Die fahrbare Bücherei der städtischen Lesehalle in Dresden, die wöchentlich 15 Dresdener Vororte besucht. Der fast 10 Meter lange Wagen führt fast 3000 Bände mit sich und bietet 15 Personen zum Aussuchen der gewünschten Leihbücher bequem Platz.

Zum 75. Geburtstag Slatin Paschas (Bild rechts, oben). Rudolf Freiherr von Slatin (Slatin Pascha), der berühmte Afrikareisende und -kämpfer, konnte am 7. Juni seinen 75. Geburtstag begehen. Schon in jugendlichen Jahren unternahm er Forschungsreisen in den südlichen Sudan und wurde 1881 General-Gouverneur von Dar Fur. Trotz vieler siegreicher Gefechte mußte er sich der aufrührerischen Sekte der Mahdisten ergeben. Nach 11jähriger Gefangenschaft gelang es ihm, zu entfliehen. Er bekleidete von da ab bis 1914 hohe ägyptische Posten. Im Weltkrieg kämpfte er im österreichisch-ungarischen Heere. Seine abenteuerlichen Erlebnisse beschrieb er in dem bekannten Buch „Feuer und Schwert im Sudan".

Der Senior der berühmten Familie Nobel gestorben (Bild rechts, unten). Dr. Emanuel Nobel, ein Neffe des Nobelpreisstifters, bis zur Revolution Leiter des russischen Nobel-Petroleum-Konzerns, ist im Alter von 72 Jahren gestorben.

Gen Osten

Siedlerfahrt nach Oberschlesien

Volk ohne Raum — Raum ohne Volk: Zwei Begriffe, die auch für unser heutiges Deutschland noch zutreffen. Man kann diese Parität auch ergänzen: Volk ohne Arbeit, Arbeit ohne Volk. Trifft das eine für den Westen unseres Vaterlandes zu, so das andere für den Osten. Jetzt gilt es, den richtigen Ausgleich zu schaffen. Das neue Deutschland hat die Bedeutung dieser Begriffe nicht erst seit heute erkannt. 22 000 Siedlerstellen sind schon in der Nachkriegszeit geschaffen worden. Gewiß hat man Lehrgeld zahlen müssen, aber man hat auch gelernt. Auch in der Siedlerfrage ist man zur Einfachheit zurückgekehrt und siedelt heute anders wie noch vor einigen Jahren. Man hat eingesehen, daß ein verarmtes Deutschland in der Siedlerfrage neue Wege zu gehen hat. Mutig geht man diese neuen Wege, und das ist das Erfreuliche, es finden sich noch Menschen, die bereit sind, diesen schweren, steinigen und gewiß nicht leichten Weg zu beschreiten. Sie wissen, daß sie nicht für sich arbeiten und schaffen, daß sie aber ihren Kindern eine Scholle hinterlassen, ihren Nachkommen den Mutterboden schaffen, aus dem wieder ein starkes Geschlecht aufwachsen wird. So finden wir den Weg zur Scholle wieder, den wir schon verloren hatten. Die Menschen erkennen wieder die Kraft, die in der Verbundenheit mit der Scholle sich auswirkt für die Erstarkung unseres Volkes. Es ist ein starkes Sehnen in unserem Volke, man braucht es nur zu wecken und in die richtigen Bahnen zu lenken. Kräfte tun sich auf, Dresden zu. So auf es in einem vollbesetzten

Gut Graase O.-S.

Deutschland wiedergeben. Man muß diese ernsten und doch innerlich fröhlichen Menschen gesehen haben, die schon seit Jahren im Osten auf ihrer Siedlerstelle arbeiten, und denen ein Leuchten in ihren ernsten Augen steht, wenn sie von der harten Arbeit auf ihrer neuen Scholle erzählen.

***

Siedlerfahrt nach Oberschlesien: Gemeinsam fahren wir mit dem Omnibus durch Deutschlands weite Gaue. Unfreundlich ist zu Beginn der Fahrt das Wetter. Nuhig, sachlich unterhält man sich über das, was kommen wird. 30 Männer der roten Erde fahren nach Oberschlesien. Lange hat man überlegt. Immer wieder sind in den einzelnen Familien die zu fassenden Entschlüsse durchgesprochen und beraten. Jetzt ist man soweit, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen und sich womöglich gleich die zukünftige Siedlerstelle auszusuchen. Mir gegenüber sitzt ein 22jähriger junger Mann. Er packt die Dinge richtig an. Von Beruf Landwirt und Fleischer. Aber die eigene Scholle fehlt ihm. Er hat sich für eine jogen. Waldarbeiterstelle entschieden, 40 Morgen groß. Davon 30 Morgen Wald, die im Laufe der nächsten drei Jahre abgeholzt werden müssen. Das gibt Arbeit und Sorgen, aber nach den drei Jahren eine Eigenwirtschaft von 40 Morgen. Sein Bruder, ein Jahr älter, fährt mit. Auch er will eine solche Stelle antreten. Bis zur Heirat wird ihnen die Schwester den Haushalt führen. „Wir werden es schon schaffen", sagen sie und das ist auch allgemein die Stimmung. Gewiß sind auch solche dabei, die noch zaudern, die sich erst an Ort und Stelle genauen Einblick verschaffen wollen. Sie haben Familie, haben auch einen kleinen Besitz, aber die Scholle ernährt sie nicht. Sie wollen eine Bauernstelle von 60 Morgen übernehmen. Es ist nicht leicht, diesen Entschluß zu fassen, die Heimat zu verlassen und sich in der Fremde eine neue Existenz zu schaffen.

*

Die Fahrt geht von Paderborn durch das Untere Eichsfeld über Nordhausen, Halle nach Leipzig. Hier wird mitten in der Nacht gehalt; wir fahren weiter nach Dresden. So auf es in einem vollbesetzten Omnibus geht, versucht man zu schlafen, aber schon bald graut der Morgen. Die aufgehende Sonne beleuchtet ein herrliches Landschaftsbild. Der Dom von Meißen liegt in seiner ganzen Schönheit vor uns. Links und rechts der Elbe Weinberge. Man fühlt sich fast an den Rhein versetzt. Nach der Mittagsrast in Liegnitz durchfahren wir Breslau. Dann gewinnt die Gegend für die Siedler an Interesse. Nähern sie sich doch ihrer neuen Heimat. Falkenberg ist das Ziel der Fahrt, ein kleines, freundliches Städtchen in Oberschlesien. Hier befindet sich die Verwaltung der Güter, die für Siedlungszwecke aufgeteilt werden. Gegen sieben Uhr kommen wir auf dem für uns bestimmten Gute Groß-Sarne an. Freundlichst werden wir von dem Beauftragten der Reichsstelle für Siedlerberatung willkommen geheißen. Die kurze noch zur Verfügung stehende Zeit bis zum Dunkelwerden wird benutzt, um schnell noch einen Ueberblick über die Gegend zu gewinnen. Jeder möchte noch am Abend möglichst viel lernen können, aber die Anstrengungen der Reise bringen schnell alle in die Quartiere.

*

Mit dem ersten Sonnenstrahl am anderen Morgen sind wir unterwegs. Es gilt, die verschiedenen Güter, die für Siedlungszwecke zur Verfügung gestellt werden, zu besichtigen. Die Gegend übt im frischen Grün der Wälder einen anziehenden Eindruck aus. Fast eben, mit nur wenigen Hügeln breitet sich vor uns die Gegend aus. Alle Felder sind schon von der bisherigen Verwaltung bestellt, so daß die Siedler, wenn sie am 1. Juli ihre Stellen übernehmen, bald mit der Ernte beginnen können. Die Ernte wird von den Siedlern gemeinschaftlich durchgeführt und dann der Ertrag je nach Größe der Siedlerstelle verteilt. Die einzelnen Schläge machen einen durchaus guten Eindruck. Ist das Land doch teilweise Bodenklasse 1, sonst Bodenklasse 3 bis 5. Dementsprechend sind auch bei jedem Schlage die Erträgnisse dieses Bodens. Die Gebäudlichkeiten der einzelnen Güter, die den Siedlern zur Verfügung gestellt werden und die von ihnen umgebaut werden sollen, sind im allgemeinen in gutem Zustande. Jedes Gut wird in verschiedene Siedlerstellen, je nach Größe der Güter, aufgeteilt. Auch die auf den Gütern bislang beschäftigten Landarbeiter erhalten auf dem Wege der Anliegersiedlung soviel Land, daß sie eine selbständige Ackernahrung bekommen. Andere, die für Siedlung aus verschiedenen Gründen nicht in Frage kommen, erhalten Stellung auf anderen Gütern. Vorsichtig und gewissenhaft werden alle Gebäude auf ihre Verwendbarkeit hin geprüft. Es wird eingehend überlegt, wie und in welcher Weise die Umbauten vorgenommen werden können. Die Siedler nehmen ihre Umbauten selbst vor, bzw. lassen sie ausführen und erhalten für diese Arbeiten einen verantwortlichen Kredit. Ein ganz Vorsichtiger hat einen Spaten mitgenommen und untersucht überall selbst den Boden. Er will sich selbst überzeugen. So dauert die Besichtigung den ganzen Tag, und am Abend sitzt man beieinander, um all die verschiedenen Fragen, die mit der Siedlung zusammenhängen, mit den Herren der Siedlungsgesellschaft „Bauernland" und den Herren von der Reichsstelle für Siedlerberatung zu überlegen. Am anderen Morgen muß die Entscheidung fallen. Jeder einzelne muß angeben, auf welche Siedlerstelle er reflektiert. 20 „Waldarbeiterstellen" und etwa 10 „Bauernstellen" stehen zur Verfügung. Auf einem Gute werden Reichswehrsoldaten, die ihre zwölfjährige Dienstzeit beendet haben, und drei Jahre hindurch die landwirtschaftliche Fachschule besucht haben, angesiedelt.

*

Den zweiten Tag benutzen wir, um Landsleute zu besuchen, die schon vor einigen Jahren sich angesiedelt haben. Wir fahren zum Gut Seifersdorf bei Falkenberg. Das Gut ist in sieben Bauernstellen aufgeteilt. Alle sieben Siedler sind Westfalen. Der Obmann führt uns. Wir sehen, was aus den bisherigen Scheunen und Ställen durch fleißige Arbeit der Siedler geworden ist.

Gut Gr.-Sarne O.-S.

Mit Schmuck, freundliche Wohnungen und helle, lustige Ställe zeugen von der Arbeit des letzten Jahres. Mit Stolz erklärt man uns, daß man auch auf rückständigen Gebiete schon gute Leistungen aufzuweisen habe. Befindet sich doch auch auf dem Gute eine Zuchtstation der Landwirtschaftskammer. Dann sitzen wir im Kreise der Siedler zusammen. Mit Stolz zeigt uns die Frau des Obmanns ihr neun Wochen altes Töchterlein, das erste Siedlerkind in Seifersdorf. Immer wieder erklären die Siedler uns, daß sie mit ihren Lose zufrieden sind und sich freuen, sich durch harte Arbeit eine Existenz geschaffen zu haben. Gewiß gibt es auch Siedlerstellen, die vor Jahren zu teuer angekauft sind und deren Inhaber jetzt schwer um ihre Existenz zu kämpfen haben. Aber in Seifersdorf sind die Siedlungen so wie sie sein sollen, und unsere Fahrtgenossen schöpfen Mut und Tatkraft aus dem, was sie hier sehen und hören.

*

Auf der Tagung der ländlichen Genossenschaften der Provinz Westfalen in Münster wies seinerzeit Reichsminister Schiele darauf hin, daß die jetzige Arbeitslosigkeit uns die Erkenntnis gebracht habe, daß vom Westen nach dem Osten zurückgesiedelt werden müsse. Zu lange habe man den Strom vom Osten nach dem Westen fließen lassen. Aber Minister Schiele wies auch darauf hin, daß es ein Widerspruch in sich sei, etwa drei Millionen Morgen Land im Osten für Siedlerzwecke zur Verfügung zu stellen, wenn nicht die wirtschaftlichen Vorbedingungen für die Existenzmöglichkeit der Siedler geschaffen würden. Das, was wir auf der Siedlerfahrt im Osten gesehen haben, zeigt uns, daß, wenn die Siedlerfrage richtig aufgefaßt und angepackt wird, etwas Erspriessliches für unser deutsches Volk dabei herauskommt. Es gilt, dem Volk ohne Raum wieder eine Lebensbasis und Lebensmöglichkeit zu geben.

Bild links:

Schweizer Volk spielt „Wilhelm Tell"

In dem bekannten Freilichttheater, das in einer waldigen Bucht am Brienzer See bei Interlaken liegt, wird jedes Jahr wieder der unsterbliche „Wilhelm Tell" gespielt, der als Schweizer Nationalheld hier über historischen Boden wandelte. Die natürliche Szenerie besteht aus Wiese, Hügel, Wald und See, durchsetzt von typisch mittelalterlichen Bauten und ein paar echten Sennhütten. Das Schillersche Freiheitsdrama erhält in dieser einzigartigen Umgebung einen seltenen Wirklichkeitsgehalt, der noch dadurch gesteigert wird, daß die 350 Darsteller, alles einfache Leute aus dem Volke, mit dem urschweizerischen Milieu eng verwachsen sind.

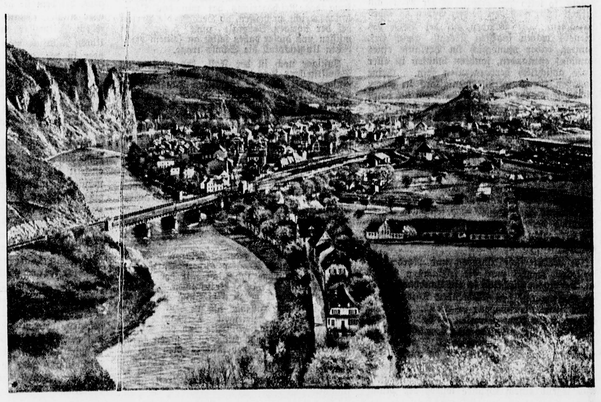


Bild rechts:

Bad Münster am Stein

Kriminalistisches und Juristisches

Der Schuß ins tote Herz

Mediziner klären Verbrechen auf. Wunden und Narben als Verräter. Die tätowierten Schrotkörner

Von Anton K. Leidinger

Durch die Straßen einer mittleren Industriestadt raste ein Polizeiauto, hielt vor der Villa eines Fabrikbesitzers, die Beamten stürzten hinein. Drinnen fanden sie die Frau des Hauseigentümers tot in ihrem Schlafzimmer, neben ihr einen kleinen Revolver mit zwei leeren Patronenhülsen. Auf einem Tisch lag ein unzweifelhaft von der Erschossenen stammender Brief an ihren Gatten, in dem sie für immer von ihm Abschied nahm. Der Fall schien ihm klar: Selbstmord.

Bei der Leichenschau fiel indes einem besonders scharfsinnigen Mediziner ein seltsamer Umstand auf. Von den beiden abgefeuerten Kugeln war eine in den Magen eingedrungen und ein starker Blutverguß die Folge gewesen. Die andere dagegen hatte das Herz getroffen, ohne irgendwelche Blutung zu verursachen. Das Ausbleiben einer Blutung war aber nur möglich, wenn das Herz, als es die Kugel erhielt, bereits zu schlagen aufgehört hatte. Damit entfiel die Annahme eines Selbstmordes, denn kein Toter kann sich noch eine Kugel in das bereits stillstehende Herz schießen. Also Mord? Und wer war dann der Mörder?

Er wurde bald gefunden. Es war niemand anderes als der trostlose Witwer. Die Frau hatte sich mit Selbstmordgedanken getragen, auch den Brief geschrieben und sich dann, bevor sie ein Ende machte, zu ihrer Mutter in der Nachbarstadt begeben. Die alte Dame vermochte der Tochter die bösen Gedanken auszureden und die Frau zu bewegen, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Inzwischen hatte der Mann aber den Brief gefunden, sofort die günstige Gelegenheit, ohne Verdacht sich seiner Frau entledigen zu können, erfaßt und auch ausgenutzt. Der Umstand, daß schon der erste, durch den Magen gegangene Schuß den sofortigen Tod herbeigeführt hatte, wurde dem Täter zum Verhängnis.

Der Fall zeigt, welche Bedeutung der medizinischen Wissenschaft bei der Aufklärung von Verbrechen zukommt, Zahlreiche Fragen erheben sich, die nur der Arzt zu beantworten vermag. Wieviel Zeit verstrich von der Tat bis zur Auffindung des Opfers? Wie alt ist eine Narbe? Handelt es sich bei einem Flecken um Menschen- oder Tierblut? Liegt Selbstmord oder Mord vor? Das ist nur eine kleine Auslese aus der langen Reihe von Punkten, die ein Laie nie zu erklären vermag.

Ein reicher Juwelenhändler kehrte eines Abends spät in seine Wohnung zurück, wo er einen großen Teil seiner wertvollen Steine aufbewahrte. Er fand den Geldschrank erbrochen und geleert, seine Frau bewußtlos mit einer Binde über die Augen an einen Sessel gefesselt, seine Tochter stöhnend mit blutbeflecktem Hemd in ein kleines Gemach eingeschlossen. Nach Angabe des Angestellten war eine Bande Einbrecher eingedrungen, hatte ihn nach kurzem Kampfe, bei dem er zwei blutende Wunden von der linken Achselhöhle unter einen Tisch geschleudert, überwältigt und dann eingeschlossen. Die Verletzungen waren in der Tat vorhanden, die Sache schien glaubhaft.

Dem auf Verlangen des Juweliers hinzugezogenen Arzte fiel nun aber ein Umstand auf. Zieht man nämlich eine sehr scharfe Messerklinge beispielsweise über die Rundung eines Apfels, so wird der Schnitt in der Mitte am tiefsten sein, nach den beiden Enden zu indes verflachen. Die Wunden auf der Brust des Dieners waren indessen überall gleich tief, konnten daher unmöglich im Verlaufe eines Kampfes entstanden, sondern mußten in aller Ruhe absichtlich hervorgerufen sein. Seine Angaben trafen mithin wenigstens in einem wichtigen Punkte nicht zu. Es graab sich dann schließlich, daß der Einbruch zwar stattgefunden hatte, daß der treue Diener aber sehr eifrig mitgeholfen hatte. Der hier geschilderte Fall ist zugleich ein Beispiel für die Kriminalistien seit langem bekannte Tatsache, daß von Verbrechern sich selbst beigebrachte Wunden fast stets paarweise, entweder parallel zueinander oder übers Kreuz auftreten. Ein Grund für diese eigentümliche Erscheinung hat sich noch nicht feststellen lassen, derartige doppelte Verletzungen werden aber von gewiegten Polizeibeamten von vornherein mit Mißtrauen beobachtet.

Um verräterische Wunden und Narben zu verdecken, wendet man die seltsamsten Mittel an. Bei einem Einbruch in ein Bankhaus hatte der Besitzer auf den flüchtenden Täter seine Schrotflinte abgeschossen; er glaubte ihn auch in den linken Arm getroffen zu haben. Etwa eine Woche später wurde eine verdächtige Persönlichkeit in einer benachbarten Stadt festgenommen. Sie leugnete, und da man keine Spuren der Schrottreffer fand, wollte man den Verhafteten schon wieder laufen lassen. Aus irgend einem Grunde wurde der Mann aber noch vor der Entlassung gerötigt. Dabei fanden sich nicht weniger als 17 Schrotkörner in seinem linken Unterarm; die Wundränder waren durch eine sehr geschickte Tätowierung für das bloße Auge völlig unkenntlich gemacht.

Ein kleiner Fehler in einem sonst unter Berücksichtigung aller Umstände erdachten und durchgeführten Mordplan führte den Täter aufs Schafott. Im dritten Stock eines Mietshauses wohnte ein reicher alter Junggeselle; sein einziger Verwandter war ein junger Mann von etwa 30 Jahren. Eines Abends kurz nach 9 Uhr hörte man aus dem Zimmer des Alten einen Schuß; gleich darauf wurden heftige Faustschläge an der Tür des Raumes hörbar. Die herbeieilenden Hausbewohner fanden den Neffen auf dem Flur wie wahnsinnig an die von innen verschlossene Tür zum Zimmer seines Onkels hämmern. Seiner Erklärung nach hatte er diesen besuchen wollen, auf den obersten Treppenstufen den Schuß vernommen und dann die Tür verschlossen gefunden. Sie wurde von der Polizei geöffnet. Alle Fenster erwiesen sich als geschlossen, der Türschlüssel lag zwei Meter von der Schwelle mitten im Zimmer, der alte Junggeselle neben einem Sessel mit durchschossenem Kopf, der Revolver neben ihm. Die tödliche Kugel war durchs rechte Auge ins Hirn gedrungen und hatte den sofortigen Tod herbeigeführt. Etwas anderes als Selbstmord schien gar nicht möglich. Indessen schöpfte die Polizei schon bei flüchtiger Besichtigung der Leiche Verdacht. Eine alte Erfahrung lehrt, daß ein Selbstmörder sich nie ins Auge schießt. Man fahndete also nach Verdächtigen und fing zunächst bei dem Neffen an. In seiner Tasche fanden sich ein Paar zieaenlederne Handschuhe und ein zusammenklappbarer Rollstock. Die chemische Untersuchung ergab in den feinen Poren und Nähten des rechten Handschuhs zwischen Daumen und Zeigefinger Rauchspuren, wie sie beim Abschießen eines Revolvers aus der Kammer zurückschlagen. Da der Betreffende vorher geleugnet hatte, überhaupt mit Schußwaffen zu tun gehabt zu haben, verdichtete sich der Verdacht gegen ihn ganz erheblich. Im Verlauf der Untersuchung hatte er denn auch ein volles Geständnis ab. Um seinen Onkel zu beerben, hatte er ihn mit dessen eigenem Revolver erschossen — in Handschuhen, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen —, dann schnell das Zimmer verlassen, die Tür von außen verschlossen und den Schlüssel mittels des Rollstabes über die Schwelle unter der Tür hindurch ins Zimmer geschoben. Als die anderen Hausbewohner hinzukamen, war alles fertig, und er konnte erfolgreich die Rolle des eben eingetroffenen Besuchers spielen. Hätte er auch gewußt, daß ein Selbstmörder sich nicht ins Auge schießt, und entsprechend gehandelt, so wäre an dem Freitode des alten Mannes kein Zweifel aufgekommen.

Salome sitzen die Perlen zu locker

Künstler werden in seltsame Prozesse verwickelt. — Darf ein Mitglied der Akademie Lampen schätzen?

Von Theodor Lindenstädt

Künstler gelten seit jeher als ein eigenartiges Völkchen. Daraus ist es denn wohl auch zu erklären, daß, sobald einmal einer dieser Lieblinge der Musen mit der getrennten Frau Justitia zu tun bekommt, es sich nicht selten um recht ausgefallene Dinge handelt. Ein erst kürzlich erlassenes Urteil unseres höchsten deutschen Gerichts liefert dafür einen überzeugenden Beweis.

Bei einer Aufführung der „Salome" in der Dresdner Staatsoper tanzte die Judäerin der Titelrolle, Mafelle, den bekannten Tanz der sieben Schleier. Bei einer der dabei unvermeidlichen wilden Bewegungen lösten sich nun von einem der fortgeworfenen Schleier die nur mangelhaft befestigten Perlen; sie rollten über den Boden und forderten ein Opfer in dem garade auf die Bühne eilenden Orchester, der über sie ausglitt und zu Fall kam. Schmerzhafte Verletzungen, die den Künstler — den als Gast spielenden Sänger Vogelstrom — längere Zeit am Auftreten hinderten, waren die Folge.

Natürlich verlangte der Verletzte Schadenersatz, und zwar vom Staat Sachsen, dem das Theater gehört, mit der Begründung, er als Gast habe verlangen können, daß für sein Auftreten alle erforderlichen Sicherheitsmaßnahmen getroffen würden. So habe sich auch die Theaterleitung davon zu überzeugen, daß die Perlen von den Schleier der Tänzerin genügend befestigt seien. Außerdem seien sie an dieser Gewandung der Herodes-Tochter als stilwidria vollkommen unangebracht.

Der Beklagte lehnte jede Verantwortung ab. Sie rufe seiner Auffassung nach lediglich auf der Darstellerin der Salome oder deren Schneiderin, welche die verhängnisvollen Perlen so schlecht befestigt habe. Auf Anweisung des Reichsgerichts hat nun das Oberlandesgericht zu prüfen, ob derodes die Perlen bei der nötigen Sorgfalt nicht habe stehen müssen und dieser daher selbst an seinem peinlichen Unglücksfall die Schuld trage.

Lustiger noch ist der Fall des bekannten Schriftstellers Leonhard Frank, der vor einiger Zeit eine der führenden Tanzbars im Berliner Westen aufsuchte, gerade an einem Abend, an dem die Leitung bei einen eigenartigen Wettbewerb ausgeschrieben hatte. Es galt, die Zahl der im Lokal brennenden Lampen zu schätzen. Wer der richtigen Zahl am nächsten kam, sollte einen Kraftwagen erhalten. Frank sah keinen Grund, sich von dem Wettbewerb auszuschließen. Er hatte einen ziemlich mäßigen Erfolg: statt 3636 ließ seine dichterische Phantasie ihn ein Viertel zuviel 4810 Lampen raten. Das Auto bekam er mithin nicht, und er würde den Vorfall wohl schneller vergessen haben, wenn diesem nicht bald darauf noch ein Nachspiel gefolgt wäre.

Die Sache wurde nämlich bekannt und von einem bekannten Theater außerordentlich gestraat: Es vertrage sich nicht mit der Würde eines Mitgliedes der Preußischen Akademie — Frank gehört deren Abteilung Dichtkunst an — in einer Tanzbar sich an dem Schätzen von Lampen zu beteiligen. Da das Theater seine Anarifie nicht einstellte und der Dichter damit in ein schiefes Licht zu kommen fürchtete, klagte er, und der Richter wird nun zu erkennen haben, ob ein Mitglied der Akademie die Würde dieses Instituts verletzt, wenn er an einem Lampenschätzungs-Wettkfreit teilnimmt.

Die Strafen des geistlichen Sendgerichts

Von Justizoberinspektor Karl Fuchs, Neuß a. Rh.

Nicht jedem Besucher altehrwürdiger Kirchen wird es bekannt sein, daß in vielen von ihnen Jahrhunderte hindurch Gericht gehalten wurde. Die Kirche besaß nämlich im Mittelalter nicht bloß eine Disziplinargewalt, sondern übte auch die wirkliche Gerichtsbarkeit aus. Diese erstreckte sich in erster Linie auf die Abndung der Vergehen gegen die kirchlichen Gebote (z. B. Entweihung des Sonntags, Uebertretung der Fastengebote), befaßte sich aber auch mit Ehesachen und sonstigen Streitigkeiten.

Die Gerichtsbarkeit wurde zunächst von den Bischöfen selbst auf der Send, also gegenüber der Visitationsreise, ausgeübt; in der späteren Zeit wurde sie auf die Archidiakone übertragen. An einem langen Tisch im Mittelschiff der Kirche nahmen neben dem geistlichen Würdenträger der Bürgermeister und die Ratsherren Platz. Ferner waren zwei Sendschöffen zugegen, aus der Bürgerschaft gewählte freie Männer. Gerade durch diese Sendschöffen erhielten die Gerichte seit dem 9. Jahrhundert eine besondere Bedeutung, denn die Schöffen waren eidlich verpflichtet, alle zu ihrer Kenntnis kommenden kirchlichen Vergehen auf der Send zur Anzeige zu bringen. Vor dem Gericht mußte jeder Beschuldigte erscheinen und sich verantworten bei Vermeidung des Bannes, nur der Adel hatte sich bei persönlichem Erscheinungsrecht vor dem Bischof erhalten.

Die Verhandlung begann mit einer kirchlichen Ansprache, die in ernster Ermahnung zu reuigem Geständnis und williger Besserung aufforderte. Alsdann traaen die Sendschöffen ihre Anklagen vor. Bei einem renitenten offenen Geständnis wurden leichtere Vergehen meist durch Geldstrafen geahndet oder durch die Verpflichtung, Arbeiten auszuführen, die im allgemeinen Interesse notwendig waren, z. B. Straßen- und Wegeausbesserungen. Bei schlosen Handlungen, insbesondere bei Ehebruch, wurde auf Ausstellung an den Pranger erkannt. Dieser stand gewöhnlich auf dem Marktplatze. Mit einem eisernen Halsband wurde der Verurteilte angeschlossen und so für bestimmte Zeit dem Gespött der hohnlachenden Menge preisgegeben.

Der Ehebrecher hatte gewöhnlich einen schweren Stein zu tragen, eine Frau bekam eine brennende Kerze in die Hand, einem Mädchen setzte man einen Strohkranz auf, den sie auch bei einer etwaigen späteren Trauung zu tragen hatte. Aus dieser alten Sitte erklärt sich der Ausdruck „Strohwitwe", für eine Frau, die einige Zeit ohne ihren Mann ist, obwohl sie keine richtige Witwe ist.

In der Regel wurde dem „an den Pranger Gestellten" noch „etwas angehängt", nämlich ein Schild um den Hals, auf dem die Uebertretung seine Strafwürdigkeit vermerkt war.

Recht seltsam wäre uns auch noch in der heutigen Zeit das Mittel, mit dem man den tatsächlich Schuldigen aus dem Hinterhalt, den Verfassern anonymer Schmähbriefe zu Leibe ging. Man gab ihnen ihre Schmutzschrift für die Dauer des unfreiwilligen Aufenthalts am Pranger in die Hand und ließ sie dann durch den Scharfrichter vor der lachenden Menge verbrennen. Zänkischen Weibern wurde ein Schloß vor den Mund gebunden oder ein langer Schnabel, an dessen Ende ein Glöckchen hing, das bei jeder Bewegung gar lustig schellte.

Ehebrecher, die sich nicht bertragen, pflegte man zusammen in eine Zelle, die mit nur einem Schemel ausgestattet war, reichte ihnen das Essen in einer Schale, gab ihnen einen Löffel, für die Nacht nur eine Schlafgelegenheit und hielt sie so lange hinter Schloß und Riegel, bis sie sich ausgesöhnt hatten. Und das soll meist garnicht lange gedauert haben.

Bei schwereren Vergehen wurde auf Ausweisung aus der Stadt erkannt. Es war dieses ein probates Mittel, um lästige Mitbewohner loszuwerden. Der Schuldige mußte Urfehde schwören, d. h. eidlich geloben, keine Fehde zu halten, keine Rache nehmen zu wollen und niemals wiederzukehren. Er wurde durch den Büttel zur Stadt hinausgespitzen.

Hielt das Sendgericht die Verhängung schwerer Strafen für erforderlich (peinliche Strafen), dann überwies die Kirche den Täter der weltlichen Gerichtsbarkeit.

In Preußen wurde die geistliche Gerichtsbarkeit erst durch eine Verordnung vom 2. Januar 1849 aufgehoben.

Der Staub in der Uhr als Verräter

Den Dieben wird das Handwerk heutzutage immer schwerer gemacht. Früher konnte jemand, der sich mit geschicktem Griff die außen hängende Uhr eines unvorsichtigen ansgewählt hatte, in Ruhe das Kriminalmuseum aufsuchen und sich dort die wirkende Uhr bereits längere Zeit im Besitz ihres Trägers, bei dem sie gefunden wurde, gewesen ist oder nicht. Man bedient sich dazu des in jedem Zeitmesser enthaltenen Staubes. Die Uhren nämlich, mag man sie am Handgelenk oder in der Tasche tragen, werden durch den menschlichen Körper etwas erwärmt, ebenso die in ihnen enthaltene Luft, die sich ausdehnt und selbst durch den doppelten Deckel in feinsten Spalten und Rissen teilweise ins Freie entweicht. Legt man abends den Zeitmesser ab, so fühlt er sich ab, die Luft zieht sich wieder zusammen und saugt dabei Staub aus der Umgebung ihres Trägers in sich hinein. So enthält die Uhr eines Metallarbeiters regelmäßig Metallteilchen winzigster Größe, die eines Müllers oder Bäckers stets Mehlstaub und eine Damenuhr in der Regel Puder und eine Damenuhr in der Regel Puder und Fälle Spuren von Puder. Wo kurzem konnte jemand, der des Diebstahls einer Uhr verdächtigt war, seine Behauptung, er habe das Stück von einem Pfarrer geerbt, und damit seine Unschuld dadurch nachweisen, daß der fragliche Zeitmesser winzige Spuren von Schnupftabak enthielt. Der betreffende Geistliche war aber, wie jedermann wußte, ein starker Schnupfer gewesen. Wenn die Untersuchung einer Uhr auf den in ihr enthaltenen Staub auch nicht in wirklich allen Fällen zum gewünschten Erfolge führen mag, so erleichtert das Verfahren doch den Kampf gegen die Uhrendiebe ganz erheblich.

Nachdruck verboten

FLUGSCHIFF „Ikarus" FLIEGT SCHWARZ

ROMAN VON HANS LEHR

1. Fortsetzung

„Ob er etwas gehört hat?" flüsterte Lutz Hartner besorgt.

„Und wenn —!" — Lanna zuckte geringschätzig die Achseln.

Wieland Rhomberg stand bleich vor der brennenden Werkstätte stehen.

„Ein Glück, daß es noch immer regnet, und daß der Sturm sich gelegt hat!"

Sofort stimmte der Chefingenieur zu.

„Ein Glück, Herr Rhomberg! — Ich werde mich morgen früh sofort davon überzeugen, ob alle Versicherungen in Ordnung sind. Angesichts solcher Katastrophen kann man nie wissen, was noch kommen kann!"

Rhomberg nickte.

„Sehr gut, Doktor, Sie denken an alles! Sie nehmen mir vieles ab!"

Dr. Cleff verbeugte sich erfreut.

Lanna Rhomberg beobachtete ihn von der Seite her; ein ironisches Lächeln spielte dabei über ihr Gesicht.

Nun wird er wie ein Halbgott morgen das gesamte Personal wieder durcheinander jagen, getreu seinem Grundsatz: Nach oben buckeln, nach unten treten! — Merkwürdig, daß Vater dieses abstoßende Strebertum nicht durchschaut! Man braucht nur diesen kleinen Kopf mit dem rotbäckigen Gesicht, die kleine, zu spitze Nase, den Mund mit den kaum sichtbaren Lippen, dem kleinen Schnurrbart, die immer halb geschlossenen und hinter den Zwickergläsern verborgenen Augen und diese abstehenden Ohren zu sehen, um zu wissen, was Geistes Kind der Mann ist. Er mag tüchtig sein, aber er ist es nur aus egoistischen Motiven, nicht aus innerem Müssen heraus. Daß er rücksichtslos nur um seinen Aufstieg kämpft, dessen vorläufiger Abschluß wohl der Eintritt in unsere Familie als Schwiegersohn sein soll, habe ich längst durchschaut! —

Krachend stürzten die Mauern der Werkstätte IV ein; die Dachsparren prasselten hinterher und schleuderten im Aufprallen Regen von Funken in die Umgebung. Doch das Feuer fiel zusehends in sich zusammen.

„Gott sei Dank!" — Wieland Rhomberg atmete auf. „Man muß tatsächlich auf alles gefaßt sein! — Benutzen wir die Gelegenheit und schauen wir uns das Höhensteuer des „Ikarus XI" noch einmal an — zum zweitenmal Male wohl?"

„Sehr wohl, Herr Rhomberg!" echote Dr. Cleff.

In der Halle stand die Bordwache noch zum Zulassen bereit; Rhomberg entließ sie. Obgleich der Anblick des „Ikarus XI" für Lutz Hartner ein tägliches Ereignis war, überwältigte ihn das Bild des Flugschiffes auch jetzt wieder, das lang und elegant wie ein Torpedoboot im Wasser ruhte, bereit, hundertfünfzig Personen aufzunehmen. Die mächtigen, vom Hilfsdeck mit den sechs Motoren überragten Metallflügel schienen sich nach beiden Seiten hin verlieren zu wollen.

Meisterwerk! — Schöpfung! — dachte er, als er hinter dem Konstrukteur, dem Chefingenieur Rhomberg auf der um das Flugschiff herumführenden Holzgalerie, nach der Tür zu schritt, die wie bei einem Ozeandampfer in der Bordwand angebracht war.

Er eilte voraus, öffnete sie und schloß sich der Gruppe wieder an, nachdem er das elektrische Licht im Flugschiff eingeschaltet hatte.

Sie schritten durch den einem Hotelflur gleichenden Gang nach dem hintern Ende des Rumpfes, wo Hartner, ohne die Aufforderung dazu erst abzuwarten, die Deckenverschalung herunterschlug, so daß die Welle des Höhensteuers frei lag.

Wieland Rhomberg tastete die massive Walze ab und prüfte die Neigung, die die Bewegung senkrecht aufwärts nach dem Steuer zu übertragen hatte. Die Zähne paßten genau ineinander, wie er es schon unzählige Male festgestellt hatte.

Dr. Cleff erbot sich, das Steuer vom Führerstand aus in Bewegung zu setzen, doch Rhomberg dankte.

„Lassen wir es jetzt, Doktor! Wir alle sind durchnäßt! Morgen früh, oder vielmehr heute früh wollen wir noch einmal eine genaue Prüfung im Stand vornehmen!"

Neben dem linken Torflügel brannte über dem Arbeitstisch des wachthabenden Monteurs noch die Lampe, und auf der Platte lagen noch die Zeichnungen, wie Lutz Hartner sie unter der Ueberrumpelung durch den Blitzeinschlag und den Brand hatte verlassen müssen.

Wohlwollend beugte Rhomberg sich über die Papiere.

„Sie arbeiten ebenfalls nachts, Hartner?!"

„Um die natürliche Müdigkeit besser überwinden zu können, Herr Rhomberg!"

Rhomberg wollte den Oberkörper schon wieder heben, da stutzte er plötzlich. Dr. Cleff sah es und beugte sich ebenfalls interessiert über den Tisch.

„Was ist das, Hartner? — Woher haben Sie als Monteur diese Technik? — Und was soll das bedeuten? — Ist das nicht der Längsschnitt des „Ikarus XI?"

Lanna Rhomberg sah dem Vater über die Schulter. Als er sich aufrichtete, beugte sie sich tiefer über die Zeichnung hinab; sie lächelte stolz.

Dr. Cleff kniff unter den Gläsern erregt die Augen zusammen; seine Nase schien sich noch schärfer zuspitzen zu wollen. Er sah, als wolle er sich vor dem Sprechen erst noch recht über die Stimmung Wieland und Lanna Rhombergs unterrichten, von einem zum andern. Da niemand auf ihn achtete, schüttelte er unwillig den Kopf, und sein Mund formte sich zu gehässiger Feindseligkeit.

„Hartner! Was bedeutet das?" wiederholte er in übertriebener Schärfe Rhombergs Frage. „Antworten Sie! — Was bedeutet das?! — Das sieht verzweifelt nach Werkspionage aus!"

4.

Hermann Fahrensoll schwang sofort den Tisch auer vor sich hin, so daß er den Eingang zur Lage sperrte; dann sprang er zurück an die Wand, gefaßt auf einen Angriff aus der Dunkelheit.

Erregte russische Ausrufe und Flüche hallten durch das Lokal, in die sich Schreckensrufe der Sängerin, das entsetzte Klagen der Garderobiere, das Klirren von zerschellenden Gläsern und Flaschen und die Geräusche umgeworfener Tische und Stühle mischten.

Fahrensoll ließ die Taschenlampe aufblitzen, die der Posten im Flur hatte fallen lassen und die er absichtslos aufgehoben und eingesteckt hatte. In ihrem Schein sah er, daß drei der Attentäter, zur Flucht bereit, mit erhobenen Brownings an der Tür standen.

Der Schütze war von den von der Bühne herabgesprungenen Sängern zu Boden geschlagen und überwältigt worden.

Fahrensoll zielte in einen Spiegel in der Nähe der Tür und drückte ab. Mit der Detonation und dem Zersplittern des Spiegels gaben die drei an der Türe den Gefährten preis und flohen.

„Vorsicht! — Nicht mehr schießen!" rief der Mann in russischer Nationaltracht, auf den der Lichtkegel soeben gefallen hatte.

Das Licht flammte wieder auf. Fahrensoll verließ die Loge und gesellte sich zur Gruppe um den Gefangenen herum.

„Michael Sergej Trufanoff!" — stellte der Bedrohtgewesene sich vor. Auch die anderen Männer verbeugten sich militärisch. Russische Namen schwirrten Fahrensoll entgegen; er nannte mehrmals den seinigen.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Fahrensoll, für Ihr entschlossenes und erfolgm

„Ich gratuliere!" Lanna Rhomberg reichte Lutz Hartner die Hand. Ihr tiefer und inniger Blick wurde von Dr. Cleff mehr gefühlt als gesehen; wieder biß er sich wütend in die Lippen. Lässig legte er bei der Verabschiedung die Hand an die Mütze.

„Na, mein Sohn, nun werden wir ja näher miteinander bekannt werden! — Seine Worte sollten wohl leutselig klingen, doch sie schienen eher mit widerwilliger Gönnerhaftigkeit verwandt zu sein.

Lutz Hartner und Lanna Rhomberg fühlten deutlich die in ihnen enthaltene Drohung.

6.

Im dunklen Treppenhaus, das eine moderne Beleuchtung wahrscheinlich noch nie kennengelernt hatte, schritt der Fürst mit nachdenklichen, langsamen und harten Bewegungen voraus. Die Holzstiegen knarrten unter seinen Tritten, und der Schein der Taschenlampe ließ gespenstige Schatten auf den schadhaften Wänden und den zu Werkstätten und Lagerräumen führenden Türen erscheinen.

Die letzte Türe im obersten Stockwerk wurde von einem kleinen, bärtigen Manne, der in den fünfziger Jahren stehen mochte, geöffnet; in heftiger Bewegung fiel er in die Knie und küßte den Saum der Bluse des Fürsten.

Fürst Trufanoff klopfte ihm begütigend auf die Schulter.

„Keine Sorge, Iwan! — Es ist nichts passiert! Bereite den Tee!"

Der Diener strich glücklich über seinen dichten Bart.

„Es ist einfach bei uns, Herr Fahrenfoll!" — sagte der Fürst geistesabwesend. „Mein Verdienst hätte ja wohl seit langem schon eine bessere Wohnung gestattet, aber dann hätte ich manchen armen Landsmann und Freund nicht mehr unter die Arme greifen können!" — Er schien in für andere unsichtbare Fernen zu blicken.

Fahrenfoll stimmte anerkennend zu.

Die Garderobiere und die beiden Herren verabschiedeten sich, nachdem der Fürst die letzteren noch instruiert hatte.

Die Fürstin ließ die Hände von den Schläfen sinken und empfing Fahrenfoll mit wehmütig resigniertem Blick. Fahrenfoll sah die Blässe ihres ernsten und schönen Antlitzes, die durch das dichte, dunkle Haar noch hervorgehoben wurde; erschüttert küßte er ihre Hand.

Der Fürst sah im Schweigen über sie hinaus. Das Eintreten Iwans, der vorsichtig den Samowar hereintrug, schien ihn erst wieder zu sich zurückzurufen. Auch er beugte sich über die Hand der Fürstin.

„Wie leid, wie leid tut es mir, Vera Lisaweta, daß ich diese traurigen und deprimierenden Ereignisse nicht von dir fernhalten konnte!" —

Die Fürstin ließ den Kopf von neuem in die Hände sinken.

„Mischa!" — flüsterte sie in qualvoller Erregung. „Mach endlich Frieden mit der Vergangenheit! — Gib den Kampf auf! — Du siehst doch, daß du zu schwach bist, daß du dich nur aufreibst, ohne etwas zu erreichen! — Und ich, ich ertrage das alles nicht mehr! — Ich bin am Ende meiner Kräfte!"

Fürst Trufanoff stützte die Arme auf die Lehne des Sessels. Sein Gesicht färbte sich dunkelrot im Widerstreit der Gedanken. Ab und zu glitt sein Blick in schmerzlicher Erschütterung zu der Zusammengebrochenen hin, doch er kehrte danach stets wieder in die Lücke zwischen seinen Fäusten zurück.

Fahrenfoll lab, daß der Fürst hart nach einem Entschlusse rang. In dem bedrückenden Gefühl, daß er in diesen Augenblicken nicht hierher gehöre, überlegte er, ob er jetzt um seine Verabschiedung bitten und gegen Mittag einen Besuch machen solle, doch der Fürst kam ihm zuvor.

Mit zurückgewonnener Fassung und in ernster Entschlossenheit schritt er auf die Fürstin zu.

„Vera Lisaweta!" — sagte er im Bemühen, sanft, fast väterlich zu sprechen. „Du weißt, daß ich nicht anders kann — daß ich muß! — Du weißt auch, daß ich nicht mir, sondern meiner Mission gehöre! — Wir wollen jetzt, in dieser Stunde nachklingender Erregung, noch keine Entschlüsse fassen, doch die Tatsache, daß wir das Lokal aufgeben können, wird dich sicher allein schon beruhigen! — Die Hälfte des auf so sonderbare Weise zurückgewonnenen Vermögens unseres Hauses gehört selbstverständlich dir — und mit seiner Hilfe wirst wenigstens du ein gefahrenloses und ruhiges Leben führen können!" —

Erschreckt suchte die Fürstin die Augen des Fürsten.

„Mischa! — Du denkst an Trennung?"

Ueber das Antlitz des Fürsten lief ein heftiges, schmerzliches Zucken.

„Wir wollen jetzt keine Entschlüsse fassen, Vera Lisaweta — doch wir werden uns an den Gedanken gewöhnen müssen, daß du ruhig und friedlich leben mußt, im Interesse deiner Gesundheit und der Bewahrung deines seelischen Gleichgewichtes — und daß ich weiterkämpfen muß — jetzt erst recht — und daß meine Mission meine ganze Person verlangt!

— Wir wollen darüber nachdenken — jetzt aber unseren Gast um Entschuldigung bitten, daß wir ihn in der Erregung mit unseren persönlichen Angelegenheiten belastet haben!"

Fahrenfoll verbeugte sich.

Der Fürst schritt auf den hinter einem Vorhang verborgenen Schrank zu und entnahm ihm eine eisenbeschlagene Kassette, die er vorsichtig auf den Tisch stellte. Die Wangen der Fürstin waren noch feucht; sie füllte in erzwungener Ruhe die Tassen.

Die Unruhe zwang den Fürsten, wieder aufzustehen und auf und ab zu schreiten.

„Verzeihen Sie meine Nervosität, Herr Fahrenfoll!" hob er, „aber ich werde im Gehen logischer denken können. Ich will chronologisch berichten. — Ein merkwürdiges Unterfangen eigentlich — der Versuch, ein Leben in Worte fassen zu wollen!" —

Sie werden sich, Herr Fahrenfoll, schon ein ungefähres Bild gemacht haben! Sie vermuten ganz richtig, wenn Sie in mir einen der Führer der weißrussischen Bewegung zu sehen glauben! Ich war Oberst der Gardekürassiere des Zaren, jedoch trotz meiner exponierten Stellung bei meinen Leuten beliebt. Die gleichen Männer, die später das Todesurteil über mich fällen mußten, warnten mich zeitig genug, so daß ich, nur von Iwan begleitet, der von Kind an um mich ist, nach manchen Gefahren und Abenteuern hierher nach Paris gelangte, wo meine Cousine bereits seit einigen Jahren wohnte.

Selbstverständlich tat ich, meiner Ueberzeugung entsprechend, Dienst bei den weißrussischen Armeen in der Krim. Es sind hart auf hart, damals. Ohne meine Schuld knüpften sich an meinen Namen verschiedene Tragödien, die zum Teil nicht unter meiner Verantwortung geschahen. Nach dem Zusammenbruch der weißen Armeen — ich war damals gerade in Südrien — fehrte ich nach Paris zurück. Das Vermögen meiner Cousine zerfloß rasch, da die Ueberweisungen aus Rußland ausblieben. Ich selbst besaß nur das, was ich auf dem Körper trug. Ersparen Sie mir die Schilderung der unsäglichen Entbehrungen, Demütigungen und Abenteuer, die ich auf mich nahm, bis es mir gelang, den „Bunten Kakadu" zu begründen und hochzubringen. Nachdem ich selbst wieder im Sattel saß, nahm ich, meinen Anschauungen und Auffassungen von Ehre und Pflichten folgend, meine Bestrebungen wieder auf, die weißrussischen Emigranten zu sammeln, zu unterstützen und auf eventuell kommende Notwendigkeiten vorzubereiten. Diese meine Bemühungen sind unseren Antipoden natürlich ein Dorn im Auge. Der Kampf geht herüber und hinüber. — Das Attentat in dieser Nacht war das vierte, das auf mich verübt worden ist!" —

Der Fürst blieb am Tisch stehen, strich sich mit dem Tuche über die feuchte Stirn und das kurze Haar und trank aus seiner Tasse.

Nach einem Blick auf die Kassette setzte er die Wanderung wieder fort.

„Bitte, Herr Fahrenfoll, öffnen Sie die Kassette. — Sie blicken erstaunt und verwirrt in diese blitzende Menge von Gold, unschätzbaren Edelsteinen und Platin! — Jawohl, das ist Platin! — Wie hoch schätzen Sie das in diesen Kostbarkeiten enthaltene Vermögen? — Eine Million? — Jedenfalls wird es diese Höhe erreichen, wenn nicht weit überschreiten, Herr Fahrenfoll! Aber es handelt sich nicht um eine Million Franken oder Mark, sondern um Dollars, Dollars!"

Voll Staunen und Verwunderung sah Fahrenfoll von den leuchtenden, gleißenden und blitzenden Stücken des Schatzes nach dem Fürsten hin, der jetzt mit finsterem Lächeln neben ihn trat und der Kassette ein diamantbesetztes Medaillon entnahm.

„Diese Kassette, Herr Fahrenfoll, wurde uns gestern vom früheren Verwalter der Güter des Hauses Trufanoff überbracht. Stellen Sie sich unsere Ueberraschung vor!

— Damals, als das Herrenhaus gestürmt wurde, als meine Mutter und meine zarte junge Schwester den Tod fanden, hatte der Verwalter die Geistesgegenwart, den Familienschmuck für uns zu sichern, und Jahr um Jahr setzte er sich der Gefahr aus, entdeckt und als Feind des Volkes hingerichtet zu werden!" —

Der Fürst lachte ingrimmig und erbittert auf. Er ballte die Fäuste; erst nach einer Weile war es ihm möglich, weiterzusprechen.

„Stellen Sie sich das Wiedersehen, unsere grenzenlose Ueberraschung vor, Herr Fahrenfoll, als der Mann vor nunmehr ungefähr zwölf Stunden bei uns erschien! —

Er mag wohl heute fünfzig Jahre alt sein, so alt etwa, wie ich jetzt bin. Sein Bart ist länger geworden, als er damals war, als ich die Heimat verließ — aber er war es, unser Verwalter! —

Er konnte sich vor Freude nicht fassen und weinte, weinte wie ein Kind, uns gesund und ohne eigentliche Not zu sehen.

Auch ich war froh — wir waren froh. Mit einem Schlage waren wir aller Sorgen enthoben! Wir hatten noch diesen letzten Abend selbst veranstalten und dann morgen das Lokal an eine Gemeinschaft von Freunden in weniger glücklichen Verhältnissen abgeben wollen. —

Auch wir weinten, und wir lauschten unter Tränen den Erzählungen des Mannes von der Heimat, von unseren Gütern, unseren Leuten, die uns ein gutes Andenken bewahrt haben sollen, und den Gräbern unserer Angehörigen; wir weinten. —

Es sei nicht schwer, meinte er, auf Tage nach Rußland hinein und rasch wieder herauszukommen, nur um einmal wieder russische Luft atmen, heilige russische Erde berühren und an den Gräbern der Teuren weinen zu können; er wolle uns seinen Paß und denjenigen seiner Frau leihen, um uns die Fahrt zu ermöglichen! —

Erschüttert, im Innersten aufgewühlt, konnten wir für diese keine Grenzen kennende Anhänglichkeit nicht genug danken. Mit Mühe bewegten wir ihn, der abwehrte und alles ablehnte, dazu, daß er eine größere Summe anzunehmen versprach, wenn wir einige Stücke des Schatzes verkauft haben würden. — Unser Entschluß stand fest: Wir wollten heim! — Sei es auf einen Tag nur! — Sei es nur auf eine Stunde! "—

Erregt blieb der Fürst von neuem stehen; die Fürstin weinte noch immer.

„Er verließ uns, unser Verwalter, um nur rasch seiner im Hotel auf ihn wartenden Frau Bescheid zu geben, daß sie den Abend bei uns verbringen würden.

Sehen Sie, so war das, Herr Fahrenfoll! — Wir stehen uns fassungslos, weinend gegenüber, Vera Lisaweta und ich, und wir können es noch immer nicht glauben, was wir eben erlebt haben! Wir fassen in die Kassette und lachen wieder in überquellender Freude, wie sorgenlose, glückliche Kinder im Sommer — da hören wir aus dem Hausflur einen Schuß krallen! Wir schauen uns an; wir sind betroffen, verwirrt! — Eine Viertelstunde vergeht in peinigender Erwartung — irgendeiner Erklärung, irgendeines erlösenden Wortes, in instinktivem Verbinden des Schusses mit unserem Erlebnis — da kommt einer unserer Freunde die Treppe heraufgestürmt:

„Schade, schade, daß mein Schuß fehlging und der Schuß — ich habe ihn verfolgt — entwischte! Was wollte der Vorsitzende des Standgerichtes von Sewastopol bei euch — dieser Henker, der Hunderte unserer Leute hat hinrichten lassen, die nicht das Glück hatten wie ich, durchzukommen, damals 1919?! — Was wollte dieser Mann bei euch, der mich zum Tode verurteilen ließ, als Gefangenen im regulären Krieg, aus keinem anderen Grunde heraus als dem der politischen Gegnerschaft, der Verschiedenheit der Weltanschauungen?!" —

„Das kann der Verwalter unmöglich gewesen sein! — Er brachte uns ja eben erst unseren Familienschatz!" —

„Doch, er war es! — Ich erkannte ihn! — Und warum erschrak er? — Warum floh er wie gehetztes Wild?"

Wir starrten uns an! — Unmöglich glauben zu können, daß dieser Mann ein Verräter war — der eben noch mit uns geweint hatte! — Unmöglich glauben zu können, daß er uns mit einem Millionengeschenk hatte sicher, absolut sicher machen, uns nach Rußland hatte locken wollen, um uns ohne Mühen, ohne Gefahr, ohne Aufsehen, glatt und sicher, todsicher in der Gewalt der Tscheka verschwinden zu lassen! —

Sehen Sie, Herr Fahrenfoll, dieses Medaillon?! — Bitte öffnen Sie es! — Sie sehen einen Mann und eine Frau, Ihnen so unbekannt wie uns! — Wer weiß, wer die Unglücklichen waren, welches Schicksal ihnen bereitet wurde! — Und wer weiß auch, wieviel plündernden Händen die Teile unseres Familienschatzes damals wieder hatten entrissen werden müssen, um ihn zunächst der Revolutionskasse und heute diesem Zweck unserer Vernichtung zuführen zu können?! —

Dieses Medaillon, Herr Fahrenfoll, gehört nicht uns, gehört nicht zum Schatz des Hauses Trufanoff! — Dieses Medaillon, Herr Fahrenfoll, geriet aus Versehen in diese Kassette! Denn wie sollte ein Verwalter, jetzt angeblich Kleinbauer, ein Stück von solcher Kostbarkeit erworben haben können? — Dieses Medaillon ist der Beweis für die Richtigkeit der Kombination unseres Freundes!

Das Attentat in dieser Nacht mit der blanken Waffe war die Konsequenz aus dem Vertagen dieser unheimlichen List!"

7.

Schon vor Beginn der Arbeitszeit schritt Dr. Cleff nervös im Konstruktionsbüro auf und ab. Die Vertrautheit Lannas und Hartners beunruhigte und reizte ihn. Erregt zerrte er von Zeit zu Zeit an seinem kleinen Schnurrbart. Der Aerger zwang ihn, ununterbrochen das Zimmer zu durchqueren. Beim Gedanken, daß seine Pläne kurz vor dem völligen Gelingen von einem simplen Monteur durchkreuzt werden könnten, glühten seine Augen auf vor Zorn und Haß.

Ein Monteur! — Ein Monteur — höhnte er in Gedanken. Ich werde sie niederzwingen, und noch heute werde ich ihren Kopf zu beugen verstehen! —

Erbittert hieb er auf den Tisch.

„Das fehlte mir gerade noch, wenn ich mich jetzt noch zur Seite drängen lassen würde! — Lanna muß mein werden — um jeden Preis — und mit ihr das Werk!!"

Im Flur erklang der Schritt Lannas. Dr. Cleff zwang sich zur Ruhe. Mit einem Lächeln eilte er Lanna entgegen, er verbeugte sich und küßte ihre Hand.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, daß Sie vom Nachwerden keinen Schaden davongetragen haben?"

„Danke, Herr Doktor! — Das Wetter hat mir nichts anhaben können, aber diese Nachtarbeit muß nun einmal ein Ende nehmen! — Sie ist ein anormaler Zustand, der uns alle unserer Kräfte beraubt!" —

„Ganz recht, gnädiges Fräulein, ganz recht! — Aber es war bisher ja leider nicht anders zu machen. Wie Sie wissen, drängen die Russen auf Einhaltung des Termins, ohne eigentlich bisher einen Grund zum Zweifeln an der pünktlichen Ablieferung gehabt zu haben!"

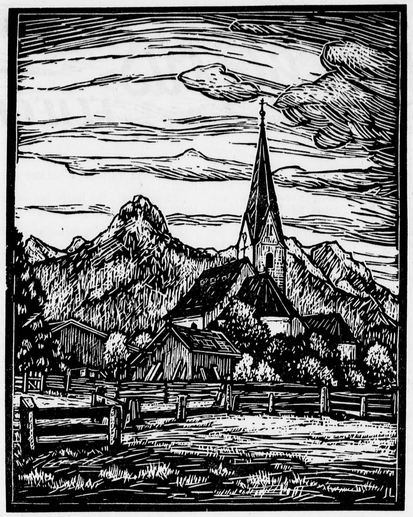
„Nun, nach der genialen Lösung der letzten Schwierigkeiten durch Lutz Hartner ist ja eine Verzögerung nicht mehr zu befürchten!"

Dr. Cleffs Mienen, die bisher von einem verbindlichen Lächeln geprägt gewesen waren, verzerrten sich zur Gehässigkeit; mit einem Blick zur Seite antwortete er hämisch:

„Sie merken sich die Vornamen von Monteuren, gnädiges Fräulein?!" —

Lanna Rhomberg stutzte; ihre Stirn faltete sich unwillkürlich und ihr Mund spannte sich in kühler Ablehnung.

(Fortsetzung folgt.)

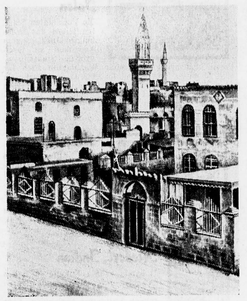


Breitenrang mit Gernspitze

Was wissen Sie vom Hedschas?

Das Reich des Wahhabiten-Königs Ibn Saud

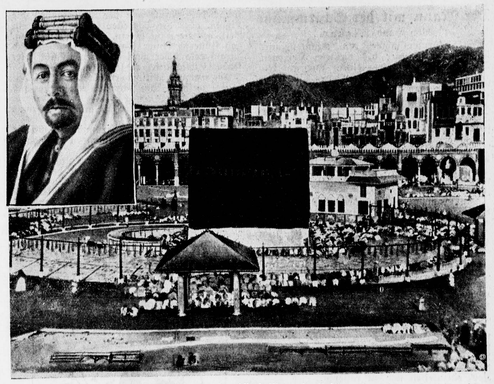
Selbst Leuten, die sonst gut in der Geographie Bescheid wissen, geben die Ereignisse Fragen auf, die sie nicht oder doch nur sehr unvollständig beantworten können. Ein solches Ereignis war der Besuch des Emir Feisal von Hedschas, des „Prinzen aus dem Morgenland", der sich zurzeit auf einer Rundreise durch die europäischen Hauptstädte befindet, auch der Reichshauptstadt einen Besuch abstattete und nun nach den osteuropäischen Hauptstädten weitergereist ist. Von dieser Unkenntnis blieben selbst höchste Stellen nicht verschont, denn man weiß, wieviel Kopfzerbrechen es bereitete, bis man herausbekommen hatte, wie denn eigentlich die Fahne des Hedschas aussehe. Hätte der



Die Residenz des Wahhabitenfürsten

im Innern der Halbinsel, liegt die Landschaft Nedschd, Tummelplatz der Wahhabiten, eines Araberstammes, der unter den strenggläubigen Moslems als der fanatischste gilt. Für die Mohammedaner sind die Wahhabiten das, was in der protestantischen Christenheit die Puritaner sind. Die Lehren des Korans werden auf das peinlichste befolgt, insbesondere das Verbot des Alkoholgenusses. Im Anfang des 18. Jahrhunderts begründeten sie ein Reich, das von den Stammesfürsten aus dem Hause Ibn Saud regiert wurde. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unternahmen sie einen siegreichen Vorstoß auf Mekka und Medina, die geheiligten Stätten des Islams. Muhammed Ali von Aegypten besiegte sie jedoch und drängte die Wahhabiten bis an den Persischen Golf zurück. Von hier aus hat der jetzt regierende Ibn Saud die Herrschaft seiner Väter, Schritt für Schritt von Ost nach West vordringend, wieder hergestellt.

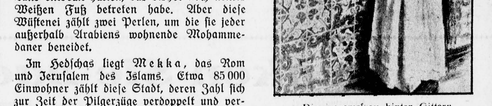
Mit zwanzig Jahren begann er an der Spitze seiner Wahhabiten den Kampf, eroberte Nedschd, El Hasa und ließ sich im Weltkriege durch den englischen Agenten Oberst Lawrence überreden, auf die Seite der Entente zu treten. Wie allen Hilfsvölkern gaben die Engländer auch den Wahhabiten zahlreiche Versprechungen, die freilich nie gehalten wurden. Aber Ibn Saud holte das, worauf er ein Anrecht zu haben glaubte, selbst. 1921 eroberte er das im Norden gelegene Emirat Dschebel-Schammar und rückte 1924 und 1925 in Mekka und Medina ein. Hier residierte der König Hussein, ein Günstling Englands und Todfeind der Wahhabiten, der übrigens im vorigen Jahre erst im Exil starb. Es gab ernste Konflikte mit dem mächtigen Britenreich und doch blieb der Wahhabitenführer Sieger. Heute umfaßt sein Reich den größten Teil der arabischen Halbinsel. Es erstreckt sich vom Indischen Ozean bis zum Sinai, vom Roten Meer bis zum Persischen Golf. Nedschd wird von dem ältesten Sohn des Königs, Emir Saud, als Vizekönig regiert, und zwar völlig patriarchalisch, ohne jede Verfassung. Anders das Hedschas, das seit 1926 eine Verfassung mit verantwortlichen Ministern kennt. Hier ist Emir Feisal, der zweitälteste Sohn, Vizekönig und zugleich Minister des Aeußeren. Emir Feisal ist übrigens nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Emir des Irak. Dieser ist ein Sohn des vertriebenen Königs Hussein von Hedschas und gleichfalls ein erbitterter Feind Ibn Sauds.



Die Kaaba, das Allerheiligste in Mekka
Oben links: Ibn Saud, oder wie sein offizieller Name lautet, Abdul Asis III. von Hedschas.

So groß das Reich Ibn Sauds seiner Ausdehnung nach ist, so kann es sich doch in bezug auf seine Bevölkerung nicht einmal mit Berlin vergleichen. Die Gesamtbevölkerung des Nedschd wird auf etwa drei Millionen Seelen geschätzt, die des Hedschas auf rund 1 Million. Es ist ein unfruchtbares, von der Sonne ausgedörrtes, noch völlig unerschlossenes, ja fast unbekanntes Wüstenland, durch das die halbwilden Beduinenstämme schweifen. Im Innern dieses geheimnisvollen Reiches liegen uralte befestigte Städte, mit ragenden Schlössern, und neulich erst berichteten europäische Reisende, daß sie hier ein Land entdeckt hätten, das bisher noch keines Weißen Fuß betreten habe. Aber diese Wüstenei zählt zwei Perlen, um die sie jeder außerhalb Arabiens wohnende Mohammedaner beneidet.

Im Hedschas liegt Mekka, das Rom und Jerusalem des Islams. Etwa 85 000 Einwohner zählt diese Stadt, deren Zahl sich zur Zeit der Pilgerzüge verdoppelt und verdreifacht. Das Hauptziel der Pilgerscharen ist die große Moschee, ein etwa 250 Schritt langer, fast ebenso breiter, mit mehrfachen Säulenreihen umgebener Hof. Die Säulen sind oben durch Bogengewölbe verbunden, von denen je vier eine kleine Kuppel tragen. Die ganze Anlage zählt 152 solcher Kuppeln, 19 Tore und 7 hohe Minaretts. In der Mitte des Ganzen steht die Kaaba, ein 13 Meter hohes, würfelförmiges Gebäude, das in seinem Innern einen schwarzen Meteorstein birgt, der nach der Sage Ismael durch den Engel Gabriel bei der Errichtung des Gebäudes überbracht worden sei, anfangs schneeweiß gewesen, dann aber durch die Sünden der Menschen schwarz geworden sein soll. Der Stein bezeichnet den Punkt, wohin sich der Muselman beim Gebet wendet. Der Höhepunkt im Leben eines jeden Pilgers ist es, wenn er diesen Stein küssen darf, wodurch der Stein nach und nach eine merkliche Vertiefung erhalten hat. Die ganze Kaaba ist mit schwarzem Seidenzeug umhüllt, das nach uraltem Brauch jährlich erneuert wird.



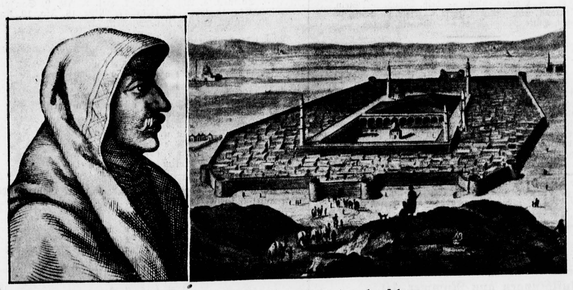
Die strenge Sitte hält noch heute die vornehme Araberin hinter dichten Gittern.

Nicht weit von Mekka liegt das zweite Juwel des Hedschas, Medina, bekannt durch die Flucht Mohammeds im Jahre 622 aus Mekka. In diesem Jahre werden sich die Augen der mohammedanischen Welt ganz besonders auf Medina richten, denn am 8. Juni waren es 1300 Jahre her, daß Mohammed, der Prophet, in den Mauern dieser Stadt starb. Heute zählt Medina etwa 30 000 Einwohner. Die dritte bekannteste Stadt des Hedschas ist Dschedda, der Hauptsafen des Landes, mit 25 000 Einwohnern.

Die heutige Zeit ist es gewöhnt, jedes Land unter dem Gesichtswinkel der wirtschaftlichen Möglichkeiten zu betrachten, die es in sich birgt. Diese erscheinen auf den ersten Blick unbedeutend. Die Wirtschaft des Hedschas ist denkbar primitiv. Fast alle Waren, von denen man annehmen möchte, daß sie dort heimisch sind, müssen eingeführt werden, so Kaffee, Tabak, Gebetsteppiche, daneben Tee, Zucker, Getreide und Reis. Aber seine Bedeutung liegt auf ganz anderem Gebiete. Wahrscheinlich enthält das unerschlossene Reich des Wahhabitenfürsten Oelquellen, die heute von besonderer militärischer und wirtschaftlicher Wichtigkeit sind. Ferner liegen Anzeichen vor, daß sich in den Gebirgen des Innern wertvolle Erzlager befinden. Dann aber auch liegt Arabien am englischen Seewege nach Ostindien. Bahnen werden geplant, die den Landweg nach der wichtigsten englischen Besitzung abkürzen sollen, und so steht Arabien nicht nur im Mittelpunkt strategischer und weltpolitischer Interessen, sondern auch geschäftlicher. Man wittert Verdienstmöglichkeiten und wo diese sind, fehlt es nicht an Intrigen.

Wenn es Ibn Saud trotz dieser Intrigen, trotz aller Winkelzüge der internationalen Diplomatie gelungen ist, nicht nur die scheinbare, sondern auch die tatsächliche Unabhängigkeit seines Landes zu wahren, so will dies für ihn sehr viel besagen, ebenso aber auch für seine tapferen und kriegsgeübten Wahhabiten, die die englische Presse aus durchsichtigen Gründen nur zu gern als Räuber hingestellt hat.

Wahhabitische Kamelreiter auf dem Kriegszuge



Zum 1300. Todestag des Begründers des Islams

Links: Mohammed (570–632), der Stifter des Islams, (nach einer alten Darstellung). Rechts: Alte Darstellung von Medina, dem Begräbnisort Mohammeds. — Am 8. Juni jährte sich zum 1300. Male der Tag, an dem Mohammed starb. Nach einer sehr weltlich verbrachten Jugend zog er sich etwa in seinem vierzigsten Lebensjahre in die Einsamkeit zurück und begründete um 610 die große Religion des Orients, den Mohammedismus.

Eine Seite Kurzweil

Der Mann mit der Schirmmütze

Von Hans Riebau.

Im Pförtnerzimmer des Krankenhauses saßen nicht weniger als vierzehn Personen. Der Pförtner ging von einem zum anderen, notierte den Namen, jeden Namen auf einem besonderen Zettel und schrieb darunter, was zu bemerken war: Augenklinik, chirurgische Klinik, Seuchenstation . . . Dann kamen die Schwestern und führten alle dorthin, wohin sie gehörten.

Auch der Mann mit der Schirmmütze wurde durch lange Gänge geführt, mit dem Fahrstuhl nach oben und wieder durch lange Flure in ein großes weißes Zimmer gebracht. Dort stand ein Mann in einem weißen Kittel und fragte: „Wie lange schon?"

Der Mann mit der Schirmmütze spitzte die Lippen und stieß einen leisen, zischenden Ton aus.

„Schon gut," sagte der Arzt, nahm ihn beim Arm und führte ihn in ein Nebenzimmer. Dort wurde er auf einen Stuhl gesetzt. Eine Schwester begann ihn auszuziehen. Als er im Hemde dalag, stieß er zum zweiten Male einen zischenden Ton aus und hielt abwehrend die Hände von sich. Da kam eine Wärterin hinzu, hielt ihm die Hände fest, und die Schwester zog ihm das Hemd über den Kopf.

Dann hoben sie ihn vorsichtig in eine Badewanne, ein Schrubber fegte über ihn her, eine scharf riechende Flüssigkeit vermengte sich mit dem Badefußwindwasser, und während er noch in der Wanne lag, fing der Wärter an, ihm den Kopf einzuseifen und zu rasieren.

Die Schwester hielt ein großes, warmes Badelaken bereit. Der Mann mit der Schirmmütze stieg aus der Wanne und schlüpfte hinein, wurde trockiert, gerieben und mit Oel gesalbt und erhielt ein langes, blau gestreiftes Hemd übergezogen. „Die Kleider zur Vorsicht verbrennen," sagte der Wärter. Wieder spitzte der Mann mit der Schirmmütze die Lippen, aber die Schwester sehte ihn auf ein Bett, hob die Füße hinein. Der Arzt erschien, gab flüsternd einige Anordnungen, und gleich darauf bekam der Patient ein vorzüglich wirkendes Schlafmittel zu schlucken.

Am nächsten Mittag erwachte er. Sah den hellen, weißen Saal mit 20 Betten um sich her und stöhnte.

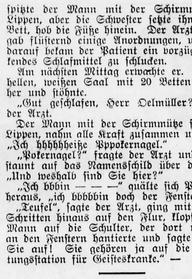
„Gut geschlafen, Herr Oelmüller?", fragte der Arzt.

Der Mann mit der Schirmmütze spitzte die Lippen, nahm alle Kraft zusammen und sagte: „Ich bbbbbbeiße Ppokernagel."

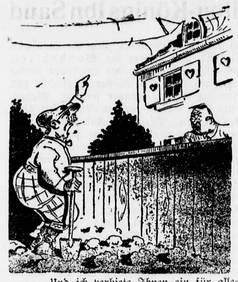
„Pokernagel?" fragte der Arzt und sah erstaunt auf das Namensschild über dem Bett. „Und weshalb sind Sie hier?"

„Ich bbbin — — —" quälte sich Pokernagel heraus, „ich bbbbbin doch der Fensterputzer!"

„Teufel," sagte der Arzt, ging mit schnellen Schritten hinaus auf den Flur, klopfte einem Mann auf die Schulter, der dort mißmutig an den Fenstern hantierte und sagte: „Hören Sie auf! Sie gehören ja auf die Beobachtungsstation für Geisteskranke." —



Frischen auf der Schmetterlingsjagd.



„. . . Und ich verbiete Ihnen ein für allemal, Ihre Antenne über meinem Garten anzubringen und meine Atmosphäre zu benutzen!"

Der dicke Schauspieler.

Der englische Schauspieler Paßmere war von einer ungeheuren Beleibtheit. Als er im einem Stück, in dem er zuletzt getötet wird, von der Bühne getragen werden sollte, konnten die Träger die gewaltige Last nicht hochheben. Ihr Publikum amüsierte man sich darüber, und man hörte eine Stimme:

„Nun seht euch bloß den fetten Plumpudding an!"

In diesem Augenblick richtete sich der Tote umständlich auf und sagte mit Grabesstimme:

„Achtung vor den Toten!"

Legte sich wieder um und wurde unter dem frisstenden Gelächter der Zuhörer von der Szene getragen.

Einer, der andere nicht leiden sehen kann

In einem Eisenbahnabteil erster Klasse stürzt — so ließen wir in einem spanischen Blatt —, Mann bereits gleich wie der Tod, und ruft mit bewegter Stimme: „Hat keiner von den Herren eine Herzstärkung? Eine Dame ist ohnmächtig geworden." — „Da, nehmen Sie", ruft ein Reisender freundlich, „hier ist eine Flasche bestes Kognaks". Der Mann nimmt die noch halbvolle Flasche, leert sie in einem Zug und stellt sie beim Eisenbahner wieder zu mit den Worten: „Vielen Dank, mein Herr! Ich konnte niemals eine Frau ohnmächtig werden sehen, ohne daß mir übel wurde."

POSTAGE STAMPS TWOPENCE
DAS NEUESTE FÜR DEN BRIEFMARKEN-SAMMLER!
MITGETEILT VOM BEHRENS NEUHEITENDIENST, BRAUNSCHWEIG

Niederlande

„Salve Hospes" — Willkommen Gast! Eine Wohltätigkeitsausgabe zur Hebung des Fremdenverkehrs. Die Marken sind sehr interessant in Photomontage ausgeführt und zeigen charakteristische Bilder aus Holland. Es sind 4 Werte 2½+1½, 6+4, 7½+3½, 12½+2½.

Polen

Die Vereinigten Staaten feiern das Washington-Jahr zum Andenken an ihren großen Staatsmann. Washington auch für Polen beansprucht scheinbar sich, denn es gibt jedenfalls eine Gedenkmarke zu 30 gr. heraus, die neben dem Bilde von Washington auch die beiden bei ihm als Adjutanten tätig gewesenen polnischen Offiziere Pulaski und Kosciuszko zeigt.

Mexiko

Das Flugpostporto nach den Vereinigten Staaten wird auf 20 cent. erhöht. Um nun die große Menge von 15 cent-Marken verwerten zu können, wurde ein Zusatzwert von 5 cent. geschaffen.

Niederl. Indien

Hollands größte Kolonie in Indien ist mit dem Mutterlande durch einen eigenen, regelmäßig verkehrenden Luftdienst verbunden. Eine neue Freimarke zu 20 c ist erschienen.

Uruguay

Zu Ehren seines Nationaldichters Dr. Juan Zorrilla de San Marin hat Uruguay eine Gedenkmarke zu 7 cent. herausgegeben, die das Bild Zorillas zeigt. Die Ausgabe soll durch weitere Werte vervollständigt werden. Inzwischen ist auch eine 1.— $-Marke erschienen in einer Auflage von 3000 Stück, die jedoch überhaupt nicht an den Schalter gelangte, sondern schon vor der amtlichen Bekanntmachung durch den Postminister an Spekulanten verkauft wurde.

Der Gedächtniskünstler

„Das ist doch eigentlich unerhört! Da habe ich dem Kerl einen Kursus in Gedächtnistechnik erteilt, und jetzt vergißt er zu bezahlen! Das Schlimmste aber an der Sache ist, daß ich mich garnicht besinnen kann, wie der Mann hieß . . ."

(„Life")

*

„Warum halten Sie denn die Hände hoch?"
„Ach so, wir haben ja den Paß'n vergessen!"
(„Rebelspalter")

*

„Gestern habe ich meiner Frau zwei Stunden lang erklärt, daß wir uns einschränken müssen!"

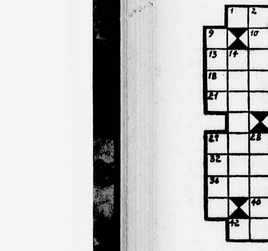
*

„Großvater, ist Du gern Bonbons?"
„Nein, mein Kind, ich rühre solch Zeug nicht an!"
„Das ist ja fein, dann hebe mir doch bitte diese Bonbons auf, bis ich aus der Schule zurückkomme!"

„Ich möchte einen Liter Wein!"
„Weißen oder roten?"
„Das ist egal — es ist für einen Blinden!"

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Italienischer Geigenbauer. 5. Wundheilmittel. 10. Papageienart. 11. Rumänische Münze. 13. Name eines Sonntags. 16. Stadt in Vorderindien. 18. Russische Stadt an der Oka. 19. Schwester der Rahel. 20. Nährmutter. 21. Wurfspieß. 22. Stadt in Schleswig-Holstein. 24. Fisch. 25. Sohn Noahs. 26. Gefrorenes. 27. Mädchenname. 29. Russischer Staatsmann. 30. Ausgestorbener straußenähnlicher Riesenvogel Neuseelands. 32. Römischer Kaiser. 34. Nebenfluß der Warthe in Polen. 35. Straße und Gerichtsbarkeit im Mittelalter. 36. Soviel wie unverährt, unverschrt. 38. Inselgruppe im Atlantik. 40. Abkürzung für Vereinigte Staaten von Nordamerika. 41. Erlöserin von Spanien. 42. Nebenfluß der Rhone in Frankreich. 43. Bodenerlag.

Senkrecht: 2. Soviel wie dünn, knochig. 3. See in Rußland. 4. Geschmack. 6. Stadt am Brenner. 7. Gelichte des Zeus. 8. Land in Vorderindien. 9. Behälter für Backteig. 12. Berg in Tirol. 14. Griechische Bergnymphen. 15. Grundstoff. 16. Portugiesische Insel an der Westküste Afrikas. 17. Mittelalterliche Reiterin des Altertums. 22. Germanische Göttin. 23. Unbestimmter Artikel. 27. Knochenröhre. 28. Sagenhafter keltischer König. 30. Führer der französischen Revolution 1793. 31. Mädchenname. 33. Fruchtbarer Wüstenstrich. 35. Stadt am Rhein. 37. Gebirgsschluchte. 39. Chemisches Element.

Silbenrätsel.

be, bin, feld, ga, ger, gold, kel, lar, le, ne, stein.

Es sind 11 Wortpaare zu suchen, bei denen die Endsilbe jedes ersten Wortes gleichlautend ist mit der Anfangssilbe des zweiten Wortes. Die den Wortpaaren gemeinsam gehörenden Silben sind vorstehend angegeben. Die Wörter bezeichnen: 1. eine Stadt in Hannover und ein Angeltier; 2. eine Stadt in Württemberg und einen Fisch; 3. Organ der Atmungen und kühnen Mädchennamen; 4. einen Dichter und eine Ziegenart; 5. Menschenrasse und Getreideart; 6. Getreidebund und Bildhauer; 7. Stadt in Westfalen und ein Gemüsart; 8. Stadt in Sachsen und eine Maske; 9. Hülsenfrucht und Stadt in der Provinz Sachsen; 10. Werkzeug und Teil des Hauses; 11. Edelstein und Gewächs.

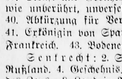
Die Anfangs- und die Endbuchstaben nennen je den Namen eines Dichters.

Gegenlaxrätsel.

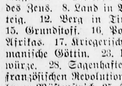
Man suche passende Gegensätze zu den nachstehend zusammengestellten Wörtern. Werden die gefundenen Wörter richtig geordnet, so nennen ihre Anfangsbuchstaben den Namen einer Stadt in Ostpreußen.

Fern, Wasser, — Morgen, blau — heiß, Stand. — Stein, Dorf. — Fettland, arm. — Tod, Prosa. — Stets, die, welch. — Habicht, Hütte. — Sommer, Gemein, Stand.

Dreieck.



Die Striche und Kreuze entsprechen den Buchstaben der nachfolgend, aber in anderer Reihenfolge angegebenen Wörter: Alter, Brief, Diener, Diebe, Dichter, Greif, Gedicht, Schnur, Schwert, Schlosser, Strich, Manne. Man ordne diese Wörter derartig, daß die auf die Kreuze des Telegramms treffenden Buchstaben, nacheinander gelesen, ein Zitat von Goethe nennen.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die einander entsprechenden senkrechten und waagerechten Reihen gleichlautend bezeichnen: 1. eine deutsche Provinz, 2. einen Nebenfluß der Aller, 3. ein Göttergeschlecht, 4. französischer Artikel, 5. einen Buchstaben.

Auflösungen aus Nummer 10

Lösung: Was ist das? 1. Wolkenkratzer. 2. Ein Wasserhahn. 3. Ein Raupenschlepper. 4. Ein Bildhauer. 5. Ein Vogelbauer.

Lösungen der Füllaufgabe: 1. Niagara, 2. Gnitzen, 3. Benicke, 4. Bernina, 5. Daphne, 6. Berlin.

Lösung des Schiebrätsels:

Mitglieder
Brentano
Mehns
Gerichtshaft
Hallenwalter
Kaliber
Bratpfanne
Schlittschuhbahn
Stadt
Morgenrot
Stundenplan
Weltstadt

Wer A sagt, muß auch B sagen.

Lösung der Schachaufgabe:

Weiß	Schwarz
1. Th4—a4	Be4 oder Be4
2. Ta5 + bezw. Lh2,	Ke4 bezw. Bc4
3. Te5# bezw. Ta5#.	

Lösung des Kreuzworträtsels: Waagerecht: 1. Fasan. 6. Phase, 11. Arabien, 13. Etat, 14. Walter, 15. Elena, 16. Del, 18. Jukas, 21. Salami, 25. Seal, 26. Vaselin, 27. Anita, 28. Ducke — Senkrecht: 1. Faun, 2. Ara, 3. Salinen, 4. Abt, 5. Nie, 7. Hel, 8. Ate, 9. Sandale, 10. Eta, 12. Eros, 15. Elia, 17. Mine, 18. Ifa, 19. Kai, 20. Alt, 22. Ast, 23. Leu, 24. Mit.

Lösung des Silbenrätsels:

Malage
Berlmuscheln
Glauchau
Reizenstein
Rautenschlange
Schachtelhalm
Warchenhusen
Reichenbach
Wanderfalke
Manchaler
Kufstein
Sommergerste

Allzu scharf macht schartig.

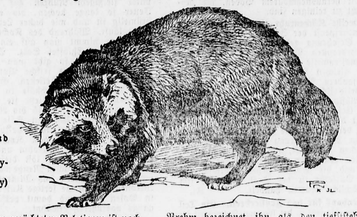
Lösung der Füllaufgabe: Gertrud, Luzifer, Gabriel, Demeter, Genever, Donegal.

Lösung der Buchstabenergänzung:

Uferboom
Bordeaux
Bowlas
Odenwald
Nelson
Köthen
Julius
Stark
Tahiti
Daniel

Undank ist der Welt Lohn.

Ein neues Pelztier: Der Marderhund



Marderhund (Canis procyonoides Gray)

Zu den bisher gezüchteten Pelztieren ist noch der Marderhund hinzugekommen. Sein Fell wird unter dem Namen „Seefuchs" gehandelt. Mit dem Marderhunde scheint man in den Kreisen der Pelztierzüchter einen guten Griff getan zu haben. Die Preise für die Felle sind zwar nicht sehr teuer, aber seine Haltung ist auch entsprechend wenig kostspielig. Der Marderhund ist ein Alles-esser. Seine Haltung macht keine besonderen Schwierigkeiten. Auch seine Zucht ist verhältnismäßig leicht. Wie selten ein anderes Pelztier, so bringt er bei seiner Zucht ungewöhnlich gute Zuchterfolge. Der Marderhund kann in Nielehe gehalten werden. Man rechnet gewöhnlich ein männliches Tier auf zwei bis drei weibliche Tiere. Sehr verlockend für diese Zucht sind die hohen Preise, die noch heute für ein Paar Marderhunde zu Zuchtzwecken gezahlt werden. Ein Zuchtpaar kostet bis 1200,— RM. Man kann bei der Zucht mit einer Verzinsung des Kapitals von etwa 100 v. H. rechnen, wird allerdings in Betracht ziehen müssen, daß diese Preise allmählich sinken werden.

Naturgeschichtlich ist der Marderhund ein Raubtier, das zur Familie der Hunde zählt. Brehm bezeichnet ihn als den tiefstehenden Vertreter der Wölfe auf der nördlichen Erdhalbkugel. Der Marderhund trägt auch den Namen Waschbär oder Schleichtagehund. Er erinnert in seinem Gesamtgewande mehr an Marder als an Hund. Das Wollhaar überwiegt an Fülle das jedes anderen Hundes und macht den Pelz recht wertvoll. Das Tier ist einschließlich des 10 cm langen Schwanzes etwa 75 bis 80 cm lang. Seine Höhe beträgt etwa nur 20 cm. Marderhunde leben in Japan und China und haben dort eine große Verbreitung. Gegenden mit sibirischen Gewässern sind ihre anderen Gebieten vor.

Im Tage schläft das Tier viel. Es läuft nicht rasch und zeigt die Bewegungen einer Schleichkatze. Seine Jagd gilt vor allem Mäusen und Fischen. Außerdem sind ihm Pflanzenstoffe der verschiedensten Art, wie Beeren, Holzäpfel und auch Eicheln, sehr willkommen. Er ist mehr Allesfresser als irgendein anderer Hund. Den Winter verbringt er draußen gerne in verlassenen Fuchsbauen. Die gefangenen Marderhunde gewöhnen sich rasch an den Menschen, verlieren auch bald ihre Wildheit. Sie sind sehr reinlich.

Ein Wort über Kälberaufzucht

Von Administrator Harenburg

Das Kapitel „Tränken der Kälber" und „Kälberaufzucht" ist in vielen Betrieben immer noch ein Kapitel für sich. Die Frage, soll ich ein Kalb an der Kuh saugen lassen, oder soll ich es tränken, ist noch nicht immer ganz geklärt. Man soll bei jeglicher Viehhaltung und -aufzucht das Natürliche zu erreichen anstreben. Und trotzdem halte ich bei Kälbern das „Saugenlassen" an der Kuh für falsch.

Das Kalb übernimmt sich sehr leicht beim Saugen, weil kaum ein anderes neugeborenes Tier so stürmisch beim Saugen ist wie das Kalb. Der Kälbermagen wird überladen, die überschüssige Milch geht unverdaut aus dem Darm, da beim neugeborenen Kälbchen zunächst nur der Labmagen entwickelt ist und arbeitet. Die Folge ist Durchfragen und infolge der unverdauten, angesäuerten Milch im Darm Durchfall. Bindet man das Kälbchen bei der Kuh an, verwickelt es sich oft mit seinem Strang an seinen eigenen Beinen oder an der Kette der Kuh. Bei Kühen, die an der Wand oder am Gang stehen, kann es leicht passieren, daß das Kälbchen gequetscht oder erdrückt wird, wenn die Kuh wenig Platz hat beim Hinlegen. Ich habe diesen Fall erst kürzlich bei einem mir befreundeten Besitzer erlebt. Die Kuh hat ihr prächtiges, acht Tage altes Kälbchen erdrückt, weil der Strang nicht lang genug war, daß das Kälbchen sich beim Hinlegen der Kuh in Sicherheit bringen konnte. Läßt man aber die Kälber laufen, daß sie sich frei laufen, suchen sie sich bei fremden Kühen sehr bald die am besten schmeckende und die fettefte Milch aus. Es besteht auch sehr leicht die Gefahr, daß ein Kalb von einer fremden Kuh gestoßen oder geschlagen wird. Statt der so sehr nützlichen und gesunden, das Darmpech des Kalbes abführenden, leicht verdaulichen Bestmilch kann gar nicht gut genug sein. Es darf auf keinen Fall verschimmelt oder dumpfig sein. Serradella-, Luzerne- oder Kleeheu sind am schönsten. Hat man dieses nicht, muß man dafür sorgen, daß wenigstens das beste Wiesenheu für die Saugkälber reserviert wird. Sünden, die im ersten halben Jahr begangen werden, sind niemals wieder gutzumachen. Allmählich gibt man dann auch etwas Haferschrot, legt später Kleie, dann Sojaschrot oder anderes eiweißreiches Leinkuchenschrot zu. Der Uebergang von Vollzur Magermilch soll nicht zu früh und allmählich geschehen, indem man jeden zweiten Tag vielleicht ein halbes Liter Vollmilch durch Magermilch ersetzt. Vor sechs Monaten sollte man Kälber nicht auf Weide lassen, ohne ihnen immer noch etwas Magermilch und Eiweißfutter zu belassen. Auch soll man sie bis zu diesem Alter nachts in den Stall nehmen. Spare keineswegs im ersten halben Jahr beim Kalb, du sparst bestimmt am verkehrten Ende und hast es für immer zu bereuen!

Praktische Winke für die Schlachtentenzucht

Von W. Kleffner

Während sich heute alle Welt auf Eiererzeugung und auf den Verkauf von Eintagsküken legt und eine Eierfarm, eine Brutanstalt nach der andern entsteht, ist die Fleischerzeugung in ziemlich in den Hintergrund der modernen Geflügelwirtschaft getreten. Wenigstens gibt es nur sehr wenig Betriebe, die sich mit der Mast von Geflügel beschäftigen. Das mag seine guten Gründe haben. Es fehlt in den meisten Fällen an dem nötigen Material. Schwere Hühnerrassen werden nicht in genügender Menge gezüchtet und somit fehlen dem Mäster die notwendigen Mengen. Alles ist bei uns so hierzulande auf Eierproduktion eingestellt, und in den Legeklassen werden die Hähnchen nicht einmal mehr aufgezogen, weil es sich nicht lohnt. Man ist zu den „geschlechtsgebundenen Kreuzungen" übergegangen, die es ermöglichen, die Hähne und Hennen gleich beim Schlüpfen an der Färbung zu erkennen. Die Abnehmer von Eintagsküken verlangen aber nur Hennen, und die eben geschlüpften Hähne werden sofort getötet. Aus diesem Grunde werden wir noch und noch immer weniger Schlachtgeflügel am Markte haben. Vergessen wollen wir auch nicht, daß der Betrieb einer Eierfarm infolge zu Schlachtzwecken unsolch schwieriger ist als eine Hähnerhaltung für die Eiererzeugung. Bei der Entenzucht liegen aber die Dinge doch ganz wesentlich anders. Wenn wir auch den großen Bestand dieser Art hier nicht das Wort reden wollen, so kann man doch die Entenaufzucht zu Schlachtzwecken im allgemeinen nur als einen rentablen Zweig der Geflügelzucht empfehlen. Wir denken hier an den Landwirt, aber auch an solche Leute, die nur über bescheidene Räume verfügen.

Um eine Schlachtentenaufzucht zu betreiben, ist es durchaus nicht nötig, auch einen Zuchtstamm zu halten. Man kauft entweder die Bruteier oder die Jungenten. Je nach der Größe des Betriebes verwendet man Hühner als Glucken oder Kunstglucken. Letzteren muß unbedingt der Vorzug gegeben werden. Allzu groß soll die Zucht nicht betrieben werden. Für den Landwirt soll sie tier den Rahmen seines Nebenbetriebes nicht hinausgehen. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ein größerer Betrieb unrentabel wäre, das muß man den Wasserverhältnissen und vor allem dem Können des einzelnen überlassen.

Nun etwas über den Betrieb selbst. Was den Raum angeht, so sind große Räume durchaus nicht nötig, vor allem braucht kein Schwimmwasser vorhanden zu sein; es ist im Gegenteil den zu Schlachtzwecken bestimmten Enten fernzuhalten. Die Schlachtreife würde dadurch nur hinausgezögert werden, was einen Verlust für den Züchter bedeutet. Und bei der Entenaufzucht muß man mit jedem Tage rechnen. Wie gesagt genügen kleine Räume. Diese müssen allerdings peinlich sauber gehalten werden. Das gilt nur allem von den Fütterungsstellen. Neben einem entsprechenden Stall, der die mit Torfmull gestreut werden muß, genügt ein bescheidener Auslauf, den man mit Sand belegt. Viel Bewegung ist den Schlachtenten ebenfalls wenig dienlich als Schwimmwasser. Der Auslauf braucht nur etwa 50 cm hoch eingefriedigt zu werden, da Enten nicht fliegen oder springen. Es sei aber betont, die Anlage so zu machen, daß die Enten wenig Störungen ausgesetzt werden, denn solche wirken nachteilig auf den Fleischansatz.

Was die Art der zum Schlachten bestimmten Enten angeht, so wähle man am besten eine recht schwere Entenart oder auch Kreuzungen solcher mit weniger schweren Enten, die in der Regel besonders schnellwüchsig sind. Sehr gute Erfolge hat man z. B. mit der amerikanischen Pekingente gehabt und mit Kreuzungen dieser und Rouenenten. Auch andere Kreuzungen sind zu gebrauchen. Nur unsere zu leichten Enten eignen sich weniger und allein aus dem Grunde nicht, weil die schlachtreifen Enten nach Gewicht verkauft werden. Und für einen anderen Verkauf kann man nicht eintreten.

Die jungen Enten bedürfen bis zur vierten Lebenswoche der Wärme, also der Glucke, entweder der Henne oder der Kunstglucke. Vom ersten Tage ab kommen die jungen Enten mit der Glucke in den Stall, dem der Auslauf angeschlossen ist. Verwendet man eine Kunstglucke, so ist diese in dem Stalle aufzustellen. Die jungen Enten erhalten vom zweiten Tage ab täglich fünfmal Futter. Vielfach gibt man geweichte, ausgedrückte Semmel oder älteres Brot mit Zugaben von gekochten Reis und feingeschnittenem Grünfutter, wie Nesseln, Löwenzahn, Klee und Salat. Wir haben jedoch erfahren, daß es besser ist, statt des nicht immer einwandfreien Brotes ein im Handel erhältliches Fleischfaser-Rückenstutter zu verwenden. Die Mehrkosten sind nicht erheblich höher und man hat die Gewähr für eine gute Entwicklung. Nach etwa fünf Tagen kann man doch die Entenaufzucht zu Schlachtzwecken im allgemeinen nur als einen rentablen Zweig der Geflügelzucht empfehlen. Wir denken hier an den Landwirt, aber auch an solche Leute, die nur über bescheidene Räume verfügen.

Um eine Schlachtentenaufzucht zu betreiben, ist es durchaus nicht nötig, auch einen Zuchtstamm zu halten. Man kauft entweder die Bruteier oder die Jungenten. Je nach der Größe des Betriebes verwendet man Hühner als Glucken oder Kunstglucken. Letzteren muß unbedingt der Vorzug gegeben werden. Allzu groß soll die Zucht nicht betrieben werden. Für den Landwirt soll sie tier den Rahmen seines Nebenbetriebes nicht hinausgehen. Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß ein größerer Betrieb unrentabel wäre, das muß man den Wasserverhältnissen und vor allem dem Können des einzelnen überlassen.

Nun etwas über den Betrieb selbst. Was den Raum angeht, so sind große Räume durchaus nicht nötig, vor allem braucht kein Schwimmwasser vorhanden zu sein; es ist im Gegenteil den zu Schlachtzwecken bestimmten Enten fernzuhalten. Die Schlachtreife würde dadurch nur hinausgezögert werden, was einen Verlust für den Züchter bedeutet. Und bei der Entenaufzucht muß man mit jedem Tage rechnen. Wie gesagt genügen kleine Räume. Diese müssen allerdings peinlich sauber gehalten werden. Das gilt nur allem von den Fütterungsstellen. Neben einem entsprechenden Stall, der die mit Torfmull gestreut werden muß, genügt ein bescheidener Auslauf, den man mit Sand belegt. Viel Bewegung ist den Schlachtenten ebenfalls wenig dienlich als Schwimmwasser. Der Auslauf braucht nur etwa 50 cm hoch eingefriedigt zu werden, da Enten nicht fliegen oder springen. Es sei aber betont, die Anlage so zu machen, daß die Enten wenig Störungen ausgesetzt werden, denn solche wirken nachteilig auf den Fleischansatz.

Die Kunst der Japaner, Blumen zu ziehen und zu arrangieren, ist schon Jahrhunderte alt und wie bewundern die Geduld und die Mühe, mit der Gärten auch auf kleinstem Raum, so sogar in flachen Schalen zusammengestellt und gepflegt werden. Solche Gefäße wurden und werden auch nach Europa gebracht und das ausstellendste an

Von den 100jährigen Bäumen im Blumentopf

Von Gartenbauinspektor Schiefferdecker

Wir kennen kein Volk, das wegen seiner Blumen so innig liebhaberei so bekannt ist wie die Japaner. Ihre Blumenliebe ist nichts Anerzogenes, sondern gehört zur Rasse. Die Blütezeit von Kirschen, von Chrysanthemen und anderen Pflanzen gibt im Land der aufgehenden Sonne Anlaß zu Festen, bei denen wirklich die Blüten im Mittelpunkt stehen.

Die Kunst der Zwergbäume, die seit Jahrhunderte alt und zu arrangieren, ist schon Jahrhunderte alt und wie bewundern die Geduld und die Mühe, mit der Gärten auch auf kleinstem Raum, so sogar in flachen Schalen zusammengestellt und gepflegt werden. Solche Gefäße wurden und werden auch nach Europa gebracht und das ausstellendste an

Frage und Antwort — Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portoersatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. aufzuwenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portoersatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen beschieden. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag: „Der 7. Tag" (Fragekasten), Paderborn. Die Schriftleitung.

Frage: Rub leidet an faschen Euterpocken. Meine Kuh hat nun zweimal gekalbt. Am dritten Tage danach zeigten sich an den Strichen warzenartige bis erbsengroße, fleischartige, hohlharte, gefüllte Gebilde. Dieselben verschwinden und treten auch wieder auf. Die Kuh läßt sich jetzt schwer melken, da sie in den besallenen Strichen Schmerzen hat. Nach dem ersten Kalben und beim Muttertier habe ich nichts bemerkt. Der Stall ist trocken. Die Streu ist Gras von Torffeldern, aber gesund, und wird auch von der Kuh gefressen. Die Fütterung bestand bis kurz nach dem Milchigwerden aus Wruken, Rüben, Häckfel aus Heu und Stroh, trocken gemischt mit Weizengrießkleie. Jetzt fallen Wruken und Rüben fort. Danach reiche ich gutes Wiesenheu. Als Tränke gebe ich verlüftgenes Wasser. Den Sommer hat die Kuh freien Auslauf ohne Grünfutter. Die Kuh ist jetzt vier Wochen milchig. Ich behandle das Euter und die Striche mit Gingerinöl. Bei der vorjährigen tierärztlichen Untersuchung wurde die Kuh als vollkommen gesund bezeichnet. Was raten Sie mir zu tun? H. G. in H.

Antwort: Die Kuh leidet an sogenannten falschen Euterpocken. Dieses Leiden ist in den Milch liefernden Kuhbeständen sehr weit verbreitet, weil es sehr ansteckt, aber harmlos verläuft, so daß eine Behandlung fast nie erforderlich wird. Die Uebertragung erfolgt beim Melken oder durch Streu. Der Behandlung kann sich bei sauberer Streu auf das Einreiben der erkrankten Stellen mit Vaseline oder einer ähnlichen gelinden Salbe beschränken. Gleichzeitig ist das erkrankte Tier abgesondern und stets zuletzt zu melken. Der Standplatz des Tieres und die Hände des Melkers sind häufig zu reinigen und zu desinfizieren. Dr. Th.

Frage: Ferkelsterben. Ich habe drei Zuchtsauen, von denen jede einen Wurf Ferkel im Alter von etwa fünf Wochen hat. In der dritten Woche nach dem Wurf bekamen die Ferkel Durchfall; sie lecken auch an den Wänden und nehmen Jauche auf. Alle Ferkel gehen schnell in der Entwicklung zurück, viele sind sogar schon verendet. Das Futter der Sauen besteht aus Kartoffeln, Haferschrot, Fischmehl und Buttermilch. Um welche Erkrankung handelt es sich hier und was kann ich zu ihrer Behebung tun? E. B. in Hof B.

Antwort: Sie geben leider in Ihrer Frage nicht an, wie viele Tiere die einzelnen Würfe umfassen. Wir nehmen deshalb an, daß dieselben stark sind. Auch unserm Dafürhalten liegt eine eigentliche Erkrankung nicht vor, vielmehr dürften die Ferkel von der Muttermilch nicht mehr satt geworden sein und aus reinem Hungergefühl Jauche aufgenommen und die Wände benagt haben. Wir empfehlen Ihnen, sofort mit der Beifütterung der Ferkel zu beginnen. Diese hat zu bestehen aus Vollmilch mit gekochten und gequetschten Kartoffeln, Gerstenschrot und etwas Fischmehl. Steht Vollmilch nicht zur Verfügung, so genügt auch lauwarme Magermilch. Die Fütterung muß dreimal am Tage erfolgen. Zwischen den Futterzeiten werfen sie den Tieren etwas ganze Gerste in den Futtertrog. Der Durchfall der Tiere ist durch die Aufnahme der Jauche entstanden. Falls Sie im Zukunft ähnliche Beobachtungen machen werden, ist sofort mit kräftiger Beifütterung zu beginnen. Dr. Bu.

ihnen sind die kleinen Bäume, die im Topfe stehen und nicht selten ein Alter von 100 Jahren haben, dabei aber keinen Meter hoch sind.

Nicht immer sind diese Zwergbäumchen für unser deutsches Empfinden schön, aber sie sind doch so eigenartig, daß manche Pflanzenliebhaber eins davon pflegen oder auch selbst aufziehen möchte, wozu natürlich nicht immer 100 Jahre nötig sind. Der Kernpunkt: Bäume in solcher Zwergform zu ziehen, ist eine mangelhafte Ernährung. Die Pflanzen stehen in möglichst kleinen Töpfen in fester Erde, in der sie hungern, und dazu werden sie wenig gegossen. So bleiben sie klein und werden alt nach Jahren und im Aussehen. Aber noch einige andere Kniffe wenden die Japaner an. So wird die Hauptwurzel entfernt, um von vornherein ein starkes Wachstum zu unterbinden. Auch der Hauptstrieb der Pflanze wird oft abgeschnitten und ein Nebenzweig dient dann zur Stammbildung. Die Zweige werden wiederholt zurückgeschnitten, auch nach unten gebogen und durch Drehungen und Biegen im starken Wachstum gehindert. Oft schauen bei diesen Zwergbäumchen die Wurzeln weit aus der Erde heraus, was durch entsprechendes Umpflanzen erreicht wird und den Pflanzen ein besonderes Aussehen verleiht. Durch alle diese Maßnahmen sieht ein Bäumchen in einer Reihe von Jahren fast alt aus und oft überstarkt man daher das Alter.

Nicht alle Gehölze eignen sich für diese Zwergzucht, vorwiegend sind es Nietzernarten, wie Pinus densiflora und Thunbergii. Von den Laubgehölzen werden der in Japan heimische Fächerahorn (Acer palmatum) und Kirschen (Prunus cerasus) am meisten als Zwergbäum gezogen. Da die

Japanisches Zwergbäumchen

Anzucht mühsam und langdauernd ist, stehen die Zwergbäume hoch im Preise. Der Blumenliebhaber wird aber die größere Freude an ihnen haben, wenn er sie selbst aus einem Samenform aufgezogen hat und dabei die Entstehung der Form selbst beobachten und lenken kann.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Pflege der Himbeeren nach der Ernte. Wie bei allen Fruchträgern, so tritt auch bei den Himbeeren nach der Ernte die Notwendigkeit ein, sie für die nächstjährige Ernte pfleglich vorzubereiten und die verbrauchten Nährstoffe des Bodens rechtzeitig für die Bildung neuer Nährstoffe zu ersetzen. Da alle Himbeeren, mit Ausnahme der Sorte Schaffers Colossal, die keine Ausläufer macht, nur an jährigem Jungholz tragen und das Trockhalz nach der Fruchternte abgeschnitten lassen, müssen hierfür die aus der Erde kommenden jungen Schößlinge alljährlich Ersatz liefern. Je besser deshalb diese Jungtriebe pfleglich behandelt werden und je kräftiger sie heranwachsen und ihre in den Blattachseln sitzenden Fruchtaugen, aus denen sich im nächsten Jahre die Fruchtspieße entwickeln, ausbilden, um so größer wird der Ernteertrag sein. Aus diesem Grunde ist es dann auch notwendig, mit der Entfernung des abgetragenen und abgängigen Fruchtholzes nicht, wie es zumeist geschieht, bis zum Herbst zu warten, sondern es sogleich nach der Aberute der Früchte abzuschneiden, damit es weiterhin den nachwachsenden Jungruten keine Nährkräfte mehr entziehen und ihr Wachstum nicht beeinträchtigen kann. Denn je früher die jungen Ruten von dem Schattendruck des alten Holzes befreit werden und Licht, Luft und Sonne ungehemmt auf sie einwirken können, um so größer und stärker werden sie und um so fester und widerstandsfähiger wird auch das Holz. Ohne eine ordentliche Holzreife — und namentlich bei den sogenannten „immertragenden" Sorten — besteht die Gefahr, daß die Ruten im Winter Frostschaden erleiden und dadurch an Tragfähigkeit verlieren. Alle Jungruten, von denen man jeder Pflanze je nach ihrem Wachstumszustand höchstens fünf Stück belädt, müssen an kurmsicheren Pfählen oder Spalieren so angebunden werden, daß sie von allen Seiten von Luft und Sonne umspielt werden können, dürfen also nicht knäuelartig festgebunden sein. Sobald die Ruten eine Länge von 150 cm erreicht haben, ist es zweckmäßig, sie einzustutzen, damit sich auch die unteren Augen daran gut entwickeln. E. G.

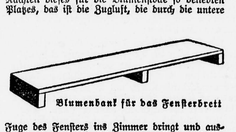
Das künstliche Nachreifen der Tomaten ist manchmal doch notwendig. Hierbei beachte man folgendes: Für das künstliche Nachreifen eignen sich nur völlig ausgewachsene, grüne Früchte, die ständig in einer gleichmäßigen Temperatur von 21 Grad bei leicht bewegter trockener Luft aufbewahrt werden. Niedrigere Temperaturen verzögern die Reifezeit erheblich, erweisen sich aber weniger schädlich als zu hohe. Versuche haben ergeben, daß die Tomaten bei 30 bis 37 Grad nur eine mehr oder minder stark gelbe Färbung erhalten, dann einschrumpfen und schließlich faulig werden. Interessant ist, daß die Belichtung keinerlei Einfluß auf die Nachreife hat. Neuerdings wird empfohlen, die Reifung in heizbaren Räumen vorzunehmen, die ständig eine Temperatur von 21 Grad haben, und es wird davor gewarnt, die Reifung durch zu starke Erhitzung, z. B. heftige Sonnenbestrahlung, erzwingen zu wollen. R.

Seuchenhaftes Verkalben auf der Weide! Es wird vielfach irrtümlich angenommen, daß die Weide für das seuchenhafte Verkalben als Heilfaktor zu bewerten ist. Dies mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein. Jedoch ist dabei folgendes zu bedenken: Kein Tier, das Anzeichen zum seuchenhaften Verkalben zeigt, darf auf der Weide verkalben. Ebenfalls darf auch solches Tier nicht auf die Weide, das vor kurzem verkalbt hat und wo die Gefahr besteht, daß es mit seinen Exkrementen den Bazillus Bang noch ausscheidet. Die Möglichkeit, andere Tiere zu infizieren, ist auf der Weide erheblich größer als im Stall. Es ist ja bekannt, daß der Bazillus Bang durch das Maul in der Hauptsache in den Körper gelangt. Verkalbt nun ein Tier auf der Weide oder scheidet es noch Bakterien durch Kot oder Urin aus, so treten die anderen Tiere hinein und verbreiten es auf der ganzen Weidefläche. Die Jungrinder kommen hinterher und werden ebenfalls infiziert, denn kurzer Zeit ist die ganze Herde zum Verkalben verurteilt. In dieser Hinsicht muß also doppelte Aufmerksamkeit seitens des Landwirtes obwalten. R.

In den heißen Sommertagen ist der Trinkwasserversorgung des Geflügels besondere Beachtung zu schenken. Man trifft es häufig auf Bauernhöfen noch an, daß die Hühner darauf angewiesen sind, sich ihr Trinkwasser aus einer Pfütze, die im Sommer vielleicht ganz austrocknet ist, zu entnehmen. Zur Erzeugung des Eis braucht das Huhn aber, ebensogut wie andere Nährstoffe, auch Wasser. Das schmutzige Wasser, das nur selten erneuert wird, besonders im Sommer für alle möglichen Krankheitserreger einen guten Nährboden abgibt, ist es aus diesem Grunde als Trinkwasser für Geflügel untauglich. Es muß deshalb auch auf Bauernhöfen, wo nur wenig Geflügel gehalten wird, ein geeignetes Trinkgefäß, das immer frisches Wasser enthält, vorhanden sein. Dieses Gefäß ist an einem schattigen Ort in der Nähe der Futtergefäße, der gern von den Hühnern aufgesucht wird, aufzustellen. Es muß so beschaffen sein, daß ein Beschmutzen des Wassers durch die Tiere unmöglich ist. Auch soll es bei einem etwas größeren Geflügelbestand einen Vorratsbehälter haben, der bei Bedarf das Wasser in den eigentlichen Trinkteil nachfließen läßt. Ein bewährtes Trinkgefäß ist besonders dann sehr praktisch, wenn infolge der Feldarbeit die Bauersfrau oft einen halben Tag nicht auf den Hof kommt. Geeignete Tränken sind die Tränkeimer mit herausnehmbarem Boden, die deshalb leicht zu reinigen sind. Dr. Alb.

Die weiße Rückenruhr ist noch immer das Schreckensgespenst der Züchter. Nun hat man aber in Erfahrung gebracht, daß Küken aus küchenruhrfreundlichen Beständen bei dem einen Küken maisenartige eingingen, während Küken aus der gleichen Brut bei anderen Küken ohne besondere Verluste aufgezogen wurden. Es handelte sich in diesen Fällen um Küken gleicher Abstammung und gleichen Alters. Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Hier spielt unbedingt die Aufzucht, Fütterung und Unterbringung der Küken eine große Rolle. Werden Fehler in der Fütterung gemacht oder sind Kunstfuttern fehlerhaft, nicht richtig temperiert, dann wird eben dem Bakterium der Boden bereitet und die Küken gehen zahlreich zugrunde. Dasselbe ist der Fall, wenn es sich um schmutzige Küken handelt. Kl.

Blumenbank für das Fensterbrett. Ein Teil der Blumen, die jetzt in der warmen Jahreszeit im Garten in Sommerfrische sind, sollen nun wieder ins Zimmer gebracht werden. Die Hausfrau freut sich schon, daß sie nun die Fensterbretter wieder mit ihren Lieblingen schmücken kann. Aber leider macht sie oft sehr bald die Erfahrung, daß die Blumen, die im Freien prächtig gediehen, nun nicht mehr so üppig wachsen wollen. Es ist doch warm genug im Zimmer, wenn auch die Temperatur am Fenster gerade die niedrigste im ganzen Raume ist. Ja, und zu dieser verhältnismäßig niedrigen Temperatur kommt noch ein wesentlicher Nachteil dieses für die Blumenfreude so beliebten Platzes, das ist die Zugluft, die durch die untere



Blumenbank für das Fensterbrett

Fuge des Fensters ins Zimmer dringt und ausgerechnet gerade die Töpfe unserer Blumen trifft, die dadurch übermäßig abkühlt werden. Diesem Übel ist aber leicht abzuhelfen. Man muß nur die Töpfe so hoch stellen, daß die kalte Zugluft nicht mehr direkt auf sie auftrifft. Recht praktisch ist es da, wenn man eine Blumenbank anfertigt, wie sie in der Abbildung dargestellt ist. Ein Brett, das so lang und breit sein soll wie das Fensterbrett, wird mit drei Füßen versehen, die einfach untergenagelt oder -geschraubt werden. Diese Füße müssen natürlich so hoch sein, daß die Töpfe dann höher stehen als der untere Rand des Fensterflügels. Sie werden also etwa 6 cm hoch, vielleicht 3 cm stark und so lang sein müssen, wie das Brett breit ist. Streicht man diese leicht herzustellende Blumenbank noch mit heller Ölfarbe an, so fällt sie weiter gar nicht auf, und doch erfüllt sie eine äußerst wichtige Aufgabe. E. Seits.

Zubereitung verjandfähigen Kochsalzes. Für größere Milchwirtschaften ist es sicher lohnend, Kochsalz zum Versand herzustellen, da er gern gekauft wird und sich auch in Dosen gut hält. Man gebraucht dazu aber unbedingt eine Dosenverschließmaschine, und man darf nur weiße Dosen dazu verwenden. Natürlich muß die für die Quarkbereitung zu nehmende Milch einwandfrei sein und nur allem sauber genommen sein. Den Kochsalze bereitet man folgendermaßen: Der aus der geronnenen Milch mit Sahne gewonnene Quark wird in Beutel gefüllt, damit die Molke gut ablaufen kann. Danach preßt man die Beutel noch unter Brettern und Steinen, damit der Quark ganz trocken wird. Dann krümelt man ihn auseinander und gibt ihn lose, ohne ihn einzudrücken, in große Steintöpfe, die aber nur halb voll sein dürfen, deckt sie mit leichten Tüchern zu, damit kein Staub, aber die Luft heran kann, und stellt sie acht bis zwölf Tage an eine warme Stelle, am besten einen Ofen. Während dieser Zeit rührt man den Quark täglich morgens und abends durch, damit er gleichmäßig reift wird. Dann krümelt man die Quarkmasse so nach der Menge, in einen Kessel oder Kessel und muß unter fleißigem Rühren auf ganz leichtem Feuer so lange kochen, bis er nicht mehr krümelig ist und wie dicker Leim vom Kochlöffel läuft. Während des Kochens salzt man, und zwar nimmt man auf ein Liter Quark einen halben Eßlöffel Salz. Will man den Käse verfeinern, so gibt man auf ein Liter Quark 100 g ganz frische Butter dazu und auch Kümmel nach Belieben. Ganz heiß füllt man den fertigen Kochsalz in die dazu bestimmten Dosen, verschließt sie und kocht sie dann noch bei 100° C 15 bis 20 Minuten in heißem Wasser. Um den Käse in der wärmeren Jahreszeit besonders haltbar zu machen, setzt man ihn nach dem Kochen auf 1 kg Käsemasse 15 g Borsäure und je 2 g Zitronensäure zu. Man löst diese beiden Zutaten in der zehnfachen Menge warmen Wassers auf und gibt zuerst das Milchsäure, dann die Zitronensäure in die fertige Käsemasse. Man mengt in Dosen füllt und damit verfährt wie eingangs ausführlich erwähnt. A. in L.

Kopfsalat auf Badener Art. Gericht für vier Personen. Zutaten: 2 bis 3 Köpfe frischer Kopfsalat, je nach Größe und Festigkeit, 6 Eßlöffel Öl, 2 Eßlöffel Weinessig, 6 Tropfen Maggi's Würze, nur wenig Salz, eine Prise Pfeffer, 1 Teelöffel gewiegter Schnittlauch, 2 hartgekochte Eier. **Zubereitung:** Der Salat muß frisch und knusprig sein, man verliest ihn, spült ihn rasch und gründlich, tropft ihn möglichst trocken ab, bereitet ihn zuerst mit dem Ölsenß, mit dem man ihn gut durchschwenkt. Dann erst gießt man den Weinessig, an den man Maggi-Würze gibt, an den Salat, fügt noch Salz und Pfeffer bei und schwenkt ihn durch. Er muß sofort zu Tisch gegeben werden, nachdem man ihn mit Eischeiben, hartgekochte Eier, garniert hat, die man leicht mit gewiegtem Schnittlauch bestreut. L. H.

Jenny-Lind-Suppe. Gericht für sechs Personen. Hierzu benötigt man drei Eßlöffel weißen Sago, zwei Liter Fleischbrühe, knapp ein viertel Liter Sahne, ein Eigelb, Salz und Pfeffer nach Geschmack. Man spült den Sago in kaltem Wasser, gibt ihn in die kochende Brühe und läßt alles so lange weiterkochen, bis die Sagokörner klar geworden sind. Dann schmeckt man die Suppe mit Salz und Pfeffer ab. Das Eigelb mirb in der Suppenschüssel mit der Sahne angerührt. Danach schlägt man die Suppe unter dauerndem Rühren langsam darüber. Frau K. R.-G.

Motten in Bettfedern sind eine sehr unangenehme Angelegenheit. Früher bekämpfte man sie damit, daß man pulverisierte Kolonquinten unter die Bettfedern streute. Das hat aber den Nachteil, daß eine sichere Beseitigung damit auch nicht gewährleistet ist. Am besten ist es schon, man übergibt die Bettfedern einer Reinigungsanstalt, wo die Motten durch Dampf getötet und die Federn dadurch keimfrei gemacht werden. Man erhält die Federn nachher wie neu zurück. Tr.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Interessenerfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534.

Für meinen Bau-Kathol. Kaufmann, 32 J. alt, kath. Konf., led., Handl. Erich., Dipl.-Ing., Architekt, ohne Anh., da es in Aussicht steht, in Ministerium wünscht

Wiederheirat

mit vermög. Dame o. Witwe ohne Anhang, von gefebter, dankl. Erscheinung, nicht zu alt, Dame aus anständ. Fam., welche Liebe, Unter., an ein sich Heim in Minister haben, voll. nur ernstgem. Zuschr. u. Bild u. 20183 an d. Ann.-Exp. Wendel, **Münster i. W.** einf.

Kath. Kaufmann, 32 J. alt, kath. Konf., led., Handl. Erich., Dipl.-Ing., Architekt, ohne Anh., da es in Aussicht steht, in Ministerium wünscht

Wiederheirat

mit vermög. Dame o. Witwe ohne Anhang, von gefebter, dankl. Erscheinung, nicht zu alt, Dame aus anständ. Fam., welche Liebe, Unter., an ein sich Heim in Minister haben, voll. nur ernstgem. Zuschr. u. Bild u. 20183 an d. Ann.-Exp. Wendel, **Münster i. W.** einf.

Ende 30er, Junggef., mit tadell. Vergang., kath., led., große, stattl. Erscheinung, 1,70 m groß, Hausbes. in Lebensmittelgesch. i. Münsterländ. sucht

Lebensgefährtin

d. Lust am Geschäft hat. Offerten, wenn möglich mit Bild, welches zurückgesandt wird, unt. Nr. W. B. 8049 „Der 7. Tag", Bielefeld, Postfach 1731 erbeten

Rundfunkprogramme

vom 12. Juni bis 18. Juni 1932

Langenberg

Gleichbleibende Wetterdienst-Vorhersage. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang f. Arbeitslose. ● 11.20 u. 12: Konzert. ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Nachmittagskonzert. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 12. Juni

7.00: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.30: U. Hölz: Aus der Mappe eines Foto-Amateurs.
9.00: Gelände aus der Trinitatiskirche, Köln.
9.05: Evangelische Morgenfeier. Pfarrer Meyer.
11.00: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. E. Baur: Konstanz.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Jauchzet Gott in allen Landen.
12.10: H. Ebert: Musik der Woche.
12.20: Rundfunk in Not. Wirtschaftssorgen des Ahrtals.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: Schachfunk.
14.50: Prof. Dr. Unger: Musikalische Arbeitsgemeinschaft.
15.20: Für den Landwirt.
15.45: Dr. Hillebrand: Magdeburg Volkslieder.
16.05: Dr. Herrick: Hinter den Schranken des Wohlfahrtsamts.
16.30: Militärkonzert.
18.20: Univ.-Prof. Dr. Kroll: Die geistige und pädagogische Seite des akademischen Studiums.
18.45: Düsseldorf: Schwimmländerkampf Deutschland — Frankreich. Schallplattenbericht.
19.00: Eine Stunde Kurzwell.
19.45: Sportvorbericht.
20.00: Berlin: Volkstümliches Konzert des Funkorchesters. Solist: Costa Milona (Tenor).
22.00: Letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sport.
22.30: Nachtmusik.

Montag, 13. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.20: Jugendfunk: Besuch im Düsseldorfer Zoo.
18.15: Maria Schmid: Die Pflege jedes Säuglings in der heißen Zeit.
18.40: Technik für alle. Dr. Ing. Raub: Ich melde meine Erfindung selbst an.
19.15: Vom Tage
19.30: Geheimrat Univ.-Prof. Dr. Eckert: Der Staat und die Hochschulen.
20.00: Aus auf zwei Klavieren. Paul Schramm und Dinn Sorkermeer.
20.30: Ehöre Aust.: Kammerchor des Westdeutschen Rundfunks. Solisten: Hoetich (Tenor), Remagen (Bariton), Schneider (Baß), Grape (Klavier-Soli), Maier (Begleitung).
22.30: Konzert.

Dienstag, 14. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.30: Studienassessor Dr. Dahmen: Ausdrucksschulung als Menschenbildung.
18.15: Univ.-Prof. Dr. Kuske: Moderne Hochschulverwaltung.
18.35: Französisch.
18.50: Dr. ing. Langen: Nikolaus August Otto. Aus Anlaß seines 100. Geburtstages.
19.35: Königsberg: Ostpreußischer Heimatabend.
20.35: Genovova. Tragödie von Friedrich Hebbel. Musik von Hans Ebert.

Mittwoch, 15. Juni

8.05: Grundlegendes vom Haushalten. Aussprache.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.20: Theodor Kramer: Gedichte.
16.35: Prof. Dr. Loewenstein: Neue Wege und Ergebnisse der modernen Erblichkeitsforschung.
18.15: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. D. H. Sasnepki: Bremen.
18.40: Dr. Gehle: Proletarier und Erwerbslosenversicherung.
19.15: Min.-Rat Goslar: Die Erholungsreise des geistigen Arbeiters.
19.30: Geheimrat Prof. Dr. ing. Duisberg: Das deutsche Studentenwerk.
20.00: Voll musiziert. Mitw.: Jungvolk, Mundharmonikaspieler, Kriegsbeschädigte singen Lieder aus dem Felde, Tambourspieler.
20.30: Tanz im Freien. Aust.: Funkorchester.
Anschl.: Wird noch bekanntgegeben.

Donnerstag, 16. Juni

9.00: Breslau: Schulfunk. Aus einer schlesischen Grube. Hörbericht.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Heimat und Gegenwart im Gesamtunterricht der Volksschule. Vortrag.
18.15: Dr. Blume: Neue Bücher zur deutschen Geschichte.
18.40: Italienisch.
19.15: Vom Tage
19.30: Prof. Dr. Hoffmann: Die geistigen Probleme der deutschen Hochschullehrer.
20.00: Europa singt.
21.00: Frankfurt: Michael Reinhold Lenz. Ein Schicksal im Schatten Goethes. Hörspiel von F. P. Buch.
22.35: Sinfoniekonzert des Funkorchesters. Solistin: Hilde Sander (Klavier).

Freitag, 17. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.20: Jugendfunk: Ein Besuch bei Sven Hedin. — Wir bauen uns eine Fotokamera.
18.15: Die Welt auf der Schallplatte. Prof. Dr. Bombe: Kreuz und quer durch die Camargue.
18.40: Englisch.
19.15: Vom Tage
19.30: Univ.-Prof. Dr. Tillmann: Die Hochschulen in Rheinland und Westfalen.
20.00: Berlin: Semiramis. Heitere Oper von Rossini.
22.30: Berlin: Tanzmusik der Tanzkapelle erwerbsloser Musiker.

Samstag, 18. Juni

9.00: Dr. Mitke: Schülerwanderungen und -fahrten an Berufs- und Fachschulen.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
16.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. Dr. Hacker: Rund um den Altenberg.
16.40: Englisch.
18.15: Dr. med Maria Ischotte: Säuglingserkrankungen im Sommer und ihre Verhütung.
18.40: Medakteur Tabor: Deutschland und das chilenische Salpeter-Panama.
19.15: Kunthilfe für alle
19.30: Univ.-Prof. Dr. Rothacker: Neue Wege des Hochschulwesens.
20.00: Lustiger Abend.
22.20: Berlin: Tanzmusik der Kapelle Emil Roosz.
24.00: Wetter des Tag.

Deutsche Welle

Deutsche Welle. Gleichbleibende Wetterdienst-Vorhersage 5.45: Wetter für die Landwirtschaft ● 6: Gymnastik ● 6.15: Wetter für die Landwirtschaft — anschl.: Frühkonzert ● 10: 13.35: Nachrichten ● 12: Wetter für den Landwirt — anschl.: Konzert u. Wiederholung des Wetterberichts ● 12.55: Ansager zeit. ● 14: Konzert ● 15.30: Wetter Börse ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft

Deutsche Welle: Sonntag, 12. Juni

6.00: Funkgymnastik
Anschl. Bremer Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
8.15: Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.25: Diol-Landwirte Deichmann u. T. Tröcher: Besuch des Wirtschaftsberaters auf einem Bauernhof.
8.55: Morgenfeier
Anschl. Glockenspiel des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage
11.00: Lilo Riechel erzählt Märchen für die Kinder
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Jauchzet Gott in allen Landen.
12.00: Charlotte Christians liest Verse von Wolfgang Rauch.
12.10: Mittagskonzert des Orchesters der Deutschen Musikbühne.
14.00: Lehrer Schmidt: Großstadtjungen auf Ferienwanderung.
14.30: Blindenkonzert Aust.: Elisabeth Wulff-Radkowsky (Sopran), G. Zolotaf (Bariton) A. Lüer Adele Meilchner u. W. Rettich (Flügel)
15.25: Den Nachtraben rauschen ähren in Karasaki. Erzählung von Max Dauthendey
15.55: W. Kleikel: Fünf Jahre Ozeanflüge.
16.10: Walter Bauer liest aus eigenen Dichtungen
16.30: Prof. Bank: Deutsche Landschaften
16.55: Programm der Aktuellen Abteilung (Sport).
17.40: Nachmittagskonzert Musikkorps der Kommandantur Berlin. — Tanzlapelle Willy Groh
18.00: Frankfurt a. M.: Streifzug durch Alt-Frankfurt. — Eine Hörfolge mit Schallplatten
18.50: Junge Generation spricht Mundarte und Kultur Mehrgespräch
19.20: Prof. Dr Sattichi: Die Idee des Fortschritts.
19.45: Dr Eddelbüttel: Reise in Deutschland
20.00: Populäres Orchesterkonzert Solist: Costa Milona (Tenor). Berliner Funkorchester
ca. 21.00: Wetter- Tages- und Sportnachrichten
22.00: Wetter- Tages- und Sportnachrichten
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Robert Gaden

Deutsche Welle. Montag, 13. Juni

9.30: A Lydi: Ein junger Maler plaudert
10.10: Königsberg: Schulfunk Ein Förster erzählt von Elchen.
12.05: Schulfunk: Englisch für Oberklassen
15.00: Jugendstunde. Marsch durch eine Salzwüste
15.40: H Haienauer: Auf Juna-Stillings Spuren im Siegerland.
16.00: F Stach: Bericht über die Lehrerarbeitsgemeinschaft für freie Volksbildung
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Prio-Dozent Dr. Boeglang: Die Neuendeutung Luthers.
18.00: Dr Just: Musizieren mit unbekannten Partnern.
18.30: Spanisch zu Anfängern
19.00: Aktuelle Stunde
19.20: Stunde des Landwirts
19.35: Prof Dr Saitschick: Lenin und die geistigen Grundlagen des Bolschewismus
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Leonia Georg-Ballerthun-Stunde. Aust.: Sinfonieorchester.
21.00: Taaes- und Sportnachrichten
21.10: Frankfurt a M.: Richard-Wagner-Konzert.
22.15: Wetter- Tages- und Sportnachrichten
Anschl. Märsche und Tänze Aust.: Berliner Konzert-Verein.

Deutsche Welle: Dienstag, 14. Juni

10.10: Schulfunk: Oberdeutsche Mundarten.
12.05: Französisch für Fortgeschrittene
15.00: Musikalische Kinderstunde
15.45: Künstlerische Handarbeiten: Der moderne Strandanzug.
16.20: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Prof Dr Weisel: Der Eros in der Dichtung der Gegenwart.
18.00: Prof. Dr Metzmann: Das Thema in der Instrumentalmusik
18.30: Englisch für Fortgeschrittene
19.00: Gedanken zur Zeit
19.35: Königsberg: Ostpreußen Heimatabend.
20.35: Köln: Genovova Tragödie von Friedrich Hebbel
22.30: Wetter- Tages- und Sportnachrichten
Anschl. Hamburg: Spätkonzert des fl. Norag-Orchesters

Deutsche Welle. Mittwoch. 15. Juni

9.00: Schulfunk: Reise nach Korea
9.30 Dr Hagenmeier Afrikanische Lyrik
10.10: Leipzig: Schulfunk Besuch auf einem Elbstein
10.45: Ob.-Ing Rater: Viertelstunde Funktechnik
15.00: Dr Krattmann-Wiener Frauenleben früher und heute
15.45: Otto Heyse: Was will die Deutsche Woche 1932?
16.00: Lehrer Hoefle: Der junge Lehrer
16.20: Hamburg: Nachmittagskonzert
17.30: Ob.-Stud.-Dir Dr Ott: Das unbekannte Frankreich.
18.00: Dr Walthing: Das Kochheimer Liederbuch das älteste Dokument deutscher Liedkunst
18.30: Geh Justizrat Prof Dr Heilborn: Rechtsfragen des Tages.
19.00: Dr. Rassen: Am Barabend der Lausanner Konferenz.
19.20: Min.-Rat a. D. Kaltenborn: 10 Jahre Allgemeiner Deutscher Beamtenbund
19.40: Ernteberichte
20.00: Wien: Wien bleibt Wien Kunstpotpourri
22.00: Wetter- Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter

Deutsche Welle. Donnerstag, 16. Juni

9.00: Breslau: Schulfunk Aus einer schlesischen Grube. Hörbericht.
10.10: Schulfunk: Landfrechtslieder
15.00: J Wiener: Die dramaturgischen Gattungen des Rundfunks.
15.45: Otto Oesterreicher: Milch und Molkereierzeugnisse im modernen Haushalt
16.00: Stud.-Rat Dr Schmedtje: Schulgemeinde und Schülerselbstverwaltung im Rahmen moderner Erziehungsbestrebungen
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: E Meitner: Die Salzburger Protestanten in Ostpreußen.
18.00: Zwei Sonaten für Alt Saxophon und Klavier von Wolfgang Jacobi und Hans Brehme
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Bröldaen Paetsch: Wie schützt sich die Bevölkerung vor einem Luftangriff
19.20: Forstmeister Junack: Das Zusammenleben von Pflanzen und Tieren im Walde
19.35: Prof. Dr Rubagen: Wird der russische Fünfjahrplan sein Ziel erreichen
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Johannes Brahms Zigeunerlieder op. 103 — Liebeslieder-walzer op. 52
20.50: Taaes- und Sportnachrichten
21.00: Bremen: Die Böttcherstraße in Bremen. Eine Straße der Wandlungen im Mitwirken
22.20: Dr Räuscher: Politische Zeitungsschau.
22.35: Wetter- Taaes- und Sportnachrichten
Anschl. Stuttgart: Nachtmusik des Philharm. Orchesters. — Solist: H. Buchta (Tenor)

Deutsche Welle: Freitag, 17. Juni

10.10: Hamburg: Schulfunk: Ein Lebensbild Sparts.
15.00: Jungmädchenstunde: Jugend hilft der Jugend.
15.40: Jugendstunde: Hans Richter
16.00: Dr Menke: Literaturbericht über das Generationenproblem.
18.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
19.30: Dr Barger: Claudia Paleho zu seinem 75. Geburtstag.
19.50: Verschollene deutsche Musik aus der Zeit Bachs: Triosonaten.
18.30: Dr Leipart. Das Reparationsproblem vom Standpunkt der internationalen Arbeiterbewegung
19.00: Aktuelle Stunde
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Aerzte.
19.35: Min.-Rat Joachim: Aus der Praxis des Arbeitsrechts.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Semiramis Heitere Oper von G. Rossini.
22.15: Wetter- Taaes- und Sportnachrichten.
22.45: Stuttgart: Nachtmusik

Frankfurt

Gleichbleibende Wetterdienst-Vorhersage. 6: Wetter, Gymnastik. ● 6.30: Gymnastik. ● 7: Zeit, Wetter — anschl.: Frühkonzert. ● 8.00: Wasserstand. ● 11.50: Zeit, Programm, Wirtschaftsmeldungen. ● 12.00: Konzert ● 12.50: Nachrichten, Wetter. ● 13.00: Konzert. ● 14.00: Nachrichten ● 14.10: Werbekonzert. ● 15.00: Gießener Wetterbericht. ● 15.10: Zeit, Wirtschaftsmeldungen. ● 16.55, 18.15: Wirtschaftsmeldungen. ● 19.15: Zeit, Programm, Wetter, Wirtschaftsmeldungen.

Sonntag, 12. Juni

6.15: Bremen: Hafenkonzert Das gr. Gelände vom Bremer Dom.
8.15: Kassel: Morgenfeier. Veranstaltet von der Ev. Landeskirche in Hessen-Kassel. Ansprache: Wirrer Dr. Wyneken.
9.30: Stunde des Chorgesanas Aust.: Volkschor Niederwald.
11.00: Ein Gang mit dem Mikrophon durch das neue Goethe-Museum.
11.30: Leipzig: Jauchzet Gott in allen Landen.
12.00: Platzkonzert des Frankfurter Konzertorchesters.
13.00: Konzert.
14.00: Jahnmüntendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Dr Wirrer: Wie legen wir unser Frühobst ab? — Dr. Rüprer: Ernte und Ablab der Frühkartoffel.
15.00: Stunde der Jugend. Wie Stanley Livingstone fand. Eine Folge in Hörszene und Bericht und der Erzählung Stanleys.
16.00: Nachmittagskonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart. Mitw.: L. Schmer (Violoncello).
18.00: Streifzug durch Alt-Frankfurt. Eine Hörfolge mit Schallplatten.
18.50: Dreißig bunte Minuten.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten
19.30: M. Lang: Abenteuer mit fremden Sprachen.
20.15: Unterhaltungskonzert des Funkorchesters. Werke von Verdi, Chopin, Dvorak, Rossini, Schubert u. a. Solist: E. Kloß (Klavier).
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Tanzmusik.

Montag, 13. Juni

17.00: Nachmittagskonzert Werke von Korngold, Massenet, Wagner, Puccini, Rubinstein, R. Strauß u. a.
18.25: Gespräch mit Schumplade-Teilnehmern.
18.50: Dr Meyer: Gibt es einen Instinkt der Tiere?
19.30: Englische Seemannslieder Mitw.: B. Orsin (Tenor).
20.15: Eine Viertelstunde Lyrik: Walter Bauer.
20.30: Buntgericht Ein Volksfest in Dürrenbach bei St. Wendel. Schallplatten.
20.45: A. Varen: Abschied vom Lederstrumpf.
21.10: Richard-Wagner-Konzert. Aust.: Funkorchester. Solistin: Elly Doerrer.
22.15: Südafrikas Kampf um den Goldstandard. Zeitbericht von Actualis.
22.55: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
23.10: Nachtkonzert.

Dienstag, 14. Juni

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Mitw.: Ellen Beck (Sopran), H. Hoefle (Bariton). Am Flügel: O. Seniert.
18.25: C. Reiser: Juristische Plaudereien.
18.50: Freiburg: Dr. Hillingers: Warum Polarforschung?
19.35: Königsberg: Ostpreußen. Ein Heimatabend.
20.35: Obron. Oper von C. M. v. Weber.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik der Stuttgarter Philharmoniker. Retrainleitung: Hede Schack.

Mittwoch, 15. Juni

10.10: Schulfunk: Jugger, der reiche Kaufherr von Augsburg. Geschichtliches Hörbild.
15.15: Stunde der Jugend. Jagdgeschichten. — Geheimnisse des Vogelzuas.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Solist: K. E. Jarolek (Tenor).
Anschl. Alte Tanzmusik.
18.25: Gespräch mit einem Buchhändler.
19.25: Mannheim: Dr Memminger: Lustiges und vorteilhaftes Rechnen.
19.30: Englisch.
19.30: Festkonzert zum 75jährigen Bestehen des Stuttgarter Orchestervereins. Werke von Joh. Sebastian Bach.
20.30: Pech mit Schallplatten. Ein bunter Abend von Helmut Kassing.
21.00: Konzert des Funkorchesters. Solist: Arn Schuner (Violoncell).
22.00: Dichtergalerie: Arno Nabel. Einführung und Leseproben von F. Stöffinger.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: London: Tanzmusik.

Donnerstag, 16. Juni

9.00: Breslau: Schulfunk: Aus einer schlesischen Grube. Hörbericht.
15.15: Stunde der Jugend
17.00: Nachmittagskonzert Werke von Linde, Kümmede, Lebar, Fall, Suppé, O. Straus, Zeller.
18.25: Die Schriften von Adolf Loos. Besprochen von Prof. Dr. Wichert.
18.30: Dr. Goldschmidt: Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftslage der Völker.
19.30: Konzert des Funkorchesters. Werke von Suppé, Holländer, Lehar, Fucik u. a.
20.30: Hedenwirtschaften Mitrophon auf Lautsprechen.
21.00: Michael Reinhold Lenz. Ein Schicksal im Schatten Goethes. Hörspiel von F. P. Buch.
22.00: Kleine Blasmusik op. 70a von Ernst Krenek. Aust.: Mitglieder des Funkorchesters.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtkonzert des Philharm. Orchesters Stuttgart.

Freitag, 17. Juni

15.30: Die Krankenversorgung der Erwerbslosen.
17.00: Nachmittagskonzert. Werke von Blon, Kalman, Dvorak, Fall u. a.
18.25: Vortrag.
18.50: Aerztevortrag: Der Heuschnupfen und seine Bekämpfung.
19.30: Mannheim: Wir spazieren durch eine Großmühle.
20.00: Berlin: Semiramis.
22.00: Dichter, die wir kennen sollten . . . Eine Folge von Gesprächen.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtkonzert. Werke von Beethoven, Reger. — Aust.: F. Neubeisel (Violine), R. Bornschein (Klavier).

Samstag, 18. Juni

10.10: Schulfunk: Im Kampf um die Erforschung der Arktis.
15.30: Was erwartet die Jugend vom Rundfunk? Gespräche mit jungen Leuten.
16.00: Stunde der Jugend.
17.00 Wildbad: Kurkonzert Solist: Dr. Fleischhauer.
18.25 Prof. Schreiber: Neubildung von Wirtschaftsräumen.
18.50: Goldbedung oder Warendedung. Gespräch.
19.25: Mannheim: 1000 Worte Pfälisch.
20.00: Köln: Lustiger Abend.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Tanzmusik

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 12 — Sonntag, 19. Juni 1932
Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Mitbringsel

Ist man verreist gewesen, dann hat man etwas mitzubringen. So will's die gute altmodische Sitte. Es soll nicht viel sein; aber zeigen und beweisen soll man, daß man draußen an daheim gedacht hat.

Das weiß man schon, wenn man wegfährt, und richtet sich also darauf ein.

Fährt man gar vom „7. Tag" geradewegs nach Berlin, dann weiß man schon vorher, wie das ist, wenn man zurückkommt: erzählen soll man können, berichten, wie „es aussieht", was vorgeht in der großen Welt und was wir daheim davon lernen können. Das ist den meisten guten Bekannten immer das liebste „Mitbringsel", und so wird es auch bei den Lesern des „7. Tag" sein.

Deshalb hab' ich mich darauf eingerichtet, als ich in Berlin war: daß ich dem „7. Tag" etwas mitzubringen hatte. Deshalb bin ich durch die Straßen gestreift, die großen und lauten, die engen und dumpfen, und hab' die Augen aufzumachen gesucht. Was gibt es zu sehen? Daß es heutigentags wieder so ähnlich ist, wie damals im Kriege: was Not und Hunger ist, das hat man mit ganzer Wucht und Schwere nur in den großen Städten zu verspüren bekommen. Das Wirtschaftselend und die Arbeitslosigkeit haben auch die kleinen Städte und Dörfer heimgesucht, und fast überall haben die Menschen schwer mit dem Leben zu kämpfen. Aber wer meint, bei ihm zu Hause sei es am schlimmsten, der bekommt keinen gelinden Schrecken, wenn er sich für eine Stunde in den Berliner Elendspfuhl stürzt: es braucht nicht einmal gerade hoch oben im Norden zu sein, — man kann schon am Döhnhoffsplatz anfangen. Geht man durch die Haupt-Geschäftsstraßen, durch die Leipziger und Friedrichstraße, die Potsdamer und Stresemann-Straße, durch das Viertel der Königstraße und den Alexanderplatz, oder unten im Westen über den Kurfürstendamm und die Tauentzienstraße, — was sieht man? Daß altsolide Ladengeschäfte, die man ein ganzes Menschenalter gekannt hat, entweder nicht mehr vorhanden sind, oder sie sind kaum mehr zu erkennen. Manche alte Firmen, die im Geschäftsleben von Berlin Namen von Rang und Klang gehabt haben, findet man nicht mehr; einige ihrer Inhaber sitzen im Gefängnis, andere sind gestichtet, und wieder andere, die so gestorben sind, haben ein ärmlicheres Dasein als die Arbeitslosen. Manche Geschäfte gehen, von außen her betrachtet, noch immer verhältnismäßig flott; aber man sieht sehr viele neue Ladengeschäfte, von denen man auswendig weiß: sie werden sich zwei Monate halten, also so lange, wie sie die Miete schuldig bleiben können. Nachher wird es aus sein. Denn an den Preisen, zu denen sie ihre Waren verkaufen, können sie unmöglich die Ladenmiete verdienen. Wären alle Häuser tot angepinselt, die in Konkurs sind, zwangsverwaltet werden oder vor der Zwangsversteigerung stehen, — man käme sich vor wie die Israeliten beim Durchzug durch das Rote Meer.

Das Elend auf der Straße und die Bettelei haben Formen angenommen, die zu schildern bedenklich ist, — auch deshalb, weil man nicht immer weiß, was daran wirklich echt ist. Es wird schon so sein, wie immer: das ärgste und bitterste Elend wird nicht dasjenige sein, das man auf den Straßen sieht. Aber man braucht nicht in die Wedding-Viertel oder in die Gegend ostwärts der Alten Jakobstraße zu gehen, um Leute zu sehen, die alle Kennzeichen des Hungerfiebers im Gesicht tragen, — Merkmale, die man sich nicht hinschminken oder sonstwie vortäuschen kann.

Summa summarum: es ist wieder wie im Kriege. Was der Krieg eigentlich war, davon hat man in der „Provinz" und zumal auf dem Lande verhältnismäßig wenig gemerkt; in den Großstädten haben sie's mit voller Wucht und Schwere zu verspüren bekommen, was Hunger heißt. Muß man auf dem Lande hungern, dann tut man's, durchschnittlich wenigstens, mit verhältnismäßig guten und gesunden Magen- und Kopf-Nerven, und man verliert nicht so rasch das seelische Gleichgewicht. Wer mit seinen Nerven, denen des Magens und des Kopfes zumeist ohne eigene Schuld), so schlimm daran ist wie die allermeisten Großstadtmenschen, der neigt leicht dazu, Dummheiten zu machen, auch unbegreifliche. Man ist in unseren Mittel- und Kleinstädten, und zumal auf dem Lande, immer sehr leicht dabei, über das Verhalten der Großstadtmenschen und ihre geringe Widerstandskraft gegen Schicksalsprüfungen jeder Art den Stab zu brechen; es ist unrecht, — wer selber in der gleichen Lage wäre, würde wahrscheinlich nicht viel weniger verkehrt handeln können.

***

Solcherlei Moralpredigt, hör' ich sagen: soll das ein Mitbringsel sein? Von dem man etwas hat? Das nicht. Es ist lediglich eine Verpackung, bestehend aus Schnitzeln und Spänen, damit der Inhalt nicht beschädigt wird.

Mitbringsel für den „7. Tag", — wie werde ich die auf der Straße auflesen? Alter Praktikus, der ich bin, weiß ich: die dahelm schätzen ein Mitbringsel nur dann, wenn sie sehen, daß es mit Liebe und Sorgfalt ausgesucht ist und dann braucht es nur dreißig Pfennig zu kosten. Andernfalls geben sie nichts darauf, und wenn es dreißig Mark gekostet hat.

Etwas teurer als dreißig Pfennig ist mir mein Mitbringsel für den „7. Tag" schon zu stehen gekommen. Autobus, Straßenbahn und Untergrund, wenn man dreimal umsteigen muß, sind teuer in Berlin, trotz aller Preissenkung. Und ganz umsonst kommt man nirgendwo herein, selbst nicht in den „Aleg", wie die Berliner ihr Polizeipräsidium nennen, oder ins Kriminalgericht draußen in Moabit, — außer natürlich, man hat etwas verbost.

Mein heutiges Mitbringsel stammt vom Kriminalgericht in Moabit. Wie komme ich dahin, wenn ich lediglich wegen polizeilicher Geschichten nach Berlin zu fahren habe? — Moment mal.

Also im Berliner Westen, nicht weit von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, ist ein vornehmes Gasthaus, in dem man zu bestimmten Tageszeiten Leute findet, die in so großer Nähe zu sehen man sonst in Jahr und Tag nicht die Gelegenheit hat. Dort habe ich in früheren Jahren häufig den Staatssekretär des Reichspräsidenten gesehen; zu Eberts und zu Hindenburgs Zeiten. Hin und wieder einmal hat mit ihm ein Mann gespeist, für den ich seit genau achtzehn Jahren, also seit 1914, eine besondere Schwäche habe, die man auch Verehrung nennen kann, — obwohl er aus der deutsch-jüdischen Kolonie in Lodz nach Berlin gekommen ist.

Caro heißt der Mann; Nikodem mit Vornamen. Ist unter anderem ein ganz besonderer Freund des Kaisers Wilhelm II. geworden und gewesen; trotz seiner Herkunft aus Lodz. Ist vom Kaiser zum Wirklichen Geheimen Rat gemacht worden, mit dem Titel Exzellenz. Und zwar ganz ohne irgendwelche Schiebung. Ohne Stiftungen. Ohne Günstlinge. Lediglich aus Verdienst. Und das mit Recht. Dem Rechten nach hätte er noch einen weit höheren Titel und Rang verdient gehabt.

Denn diesem Mann hat das deutsche Volk in den bitteren Kriegsjahren 1914—18 weit mehr zu verdanken gehabt, als seither auf den deutschen Schulen gelehrt worden ist. Nikodem Caro aus Lodz, der um die 80er Jahre nach Berlin gekommen war, um Chemie zu studieren, und der dort unten, wo heute, unweit vom „Knie" in Charlottenburg, die Technische Hochschule steht, mit 80 Mark Monatsgehalt als Assistent eines Professors angefangen hatte, — dieser Nikodem Caro hat für das deutsche Volk das Verfahren entdeckt, wie man Stickstoff aus der Luft gewinnt. Er hat als junger und fast mittellosser Anfänger draußen, nicht weit von Dahlem und „Onkel Toms Hütte", ein eigenes Laboratorium errichtet, hat darin in jeder freien Stunde Tag und Nacht herumexperimentiert und hat in seiner Gelehrten-Einsamkeit selber nicht gewußt, was es bedeutete, als er das Verfahren der künstlichen Stickstoff-Herstellung herausbekommen hatte.

Als am 4. August 1914 der Weltkrieg ausgebrochen war, ist Deutschland sehr bald inne geworden, was diese Erfindung zu bedeuten hatte.

England trat auf die Seite unserer Gegner. Die See-Blockade wurde verhängt. Wir wurden von der Außenwelt abgesperrt. Poincaré, Iswolski und Grey und zumal Eduard VII. hatten sich das bei ihren Verschwörungen sehr einfach vorgestellt gehabt.

Karl Hänsel *Kartoffelschälerin* Bavaria-Verlag Gauting vor München

Nämlich so: Deutschlands Absperrung von der Außenwelt, das bedeutet auch Absperrung von Chile. Das bedeutet also Absperrung vom Chile-Salpeter. Ohne Salpeter kann man kein Pulver herstellen, insbesondere keine Sprengladungen für die Artillerie. Ergo muß nach spätestens fünf Wochen Deutschland den Krieg einstellen und kapitulieren, weil die deutschen Geschütze zwar Granaten, aber keine Kartuschen mehr haben, also nicht mehr schießen können.

Es ist, wie man weiß, anders gekommen. Deutschland hat den Salpeter, den es nicht mehr vom Ausland her beziehen konnte, buchstäblich aus der Luft gegriffen: durch die Erfindung des Chemikers Nikodem Caro aus der deutsch-jüdischen Kolonie von Lodz.

Und diese Erfindung hat, unter uns gesagt, noch eine Kleinigkeit mehr zu bedeuten gehabt. Durch die englische Hungerblockade waren wir in Deutschland auch von der ausländischen Lebensmittelzufuhr abgesperrt worden. Was unser deutscher Boden, ohne den künstlichen Antrieb durch den stickstoffkräftigen Chile-Salpeter, an Getreide und Futtermitteln hervorzubringen imstande war, das hatten sich die Oberhäupter der Entente-Verschwörung auf jenem russischen Flaggschiff bis aufs Allerletzte ausgerechnet gehabt. Sie hatten sorgfältig, mit sehr vielen Tabellen und Statistiken, die heute den kriegsgeschichtlichen Archiven angehören, ausgerechnet: der deutsche Generalstab habe bei seinen Kriegsplänen an alles und jedes gedacht, nur nicht an die Möglichkeit eines Lebensmittelmangels, verursacht durch die Absperrung der Auslandszufuhr, insbesondere von Chile-Salpeter. Infolgedessen müßte Deutschland, auch wenn von irgendwoher aus dem Ausland die nötigen Munitionsmengen zu beschaffen wären, allerspätestens im Nachwinter 1915/16 wegen grauenhafter Hungersnot sich für besiegt erklären.

Weil die Oberhäupter der Alliierten so dachten, deshalb ist, strategisch, in bezug auf die Feldzugspläne, der Weltkrieg in den ersten anderthalb Jahren noch nicht beendet gewesen.

Jedenfalls: durch den künstlichen Salpeter, hergestellt in Caros Fabriken, ist erreicht worden, daß in Deutschland während des Krieges Getreide für weitere 15 Millionen Menschen hat wachsen können. Mag sich einer, wenn er Zeit hat, ausrechnen, wieviel Hunger dadurch gelindert worden ist, und was in Deutschland ohne diesen Mehrertrag an Getreide hätte geschehen müssen.

Caro hat seine Patente und Fabrikationsgeheimnisse dem Deutschen Reich unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Aber er ist trotzdem ein schwerreicher Mann geworden; auch dadurch, daß er noch andere Erfindungen gemacht hat. — Er gehört nicht lediglich zu den Millionären, sondern zu den wenigen Leuten in Deutschland, die noch vor kurzem ein Jahreseinkommen von mehr als einer Million zu versteuern hatten. Das Finanzamt steuert zwar den größeren Teil, 60 Prozent, weg; aber der Rest von 400 000 Mark ist auch noch ein ganz ansehnliches Einkommen.

***

Dieser Mann steht zurzeit in Moabit vor Gericht. Nicht, weil er eine Gaunerei begangen hat, sondern weil er seine einzige Tochter, die er „Verchen" nennt (sie heißt Vera und sieht aus wie eine Großfürstin), dem Sohne des tschechischen Kohlenkönigs Ignaz Petschek zur Frau gegeben hat, weil deren Ehe aus irgendwelchen Gründen in die Brüche gegangen ist und weil vor Gericht um die Vermögen gekämpft werden soll. Der Vater hat seiner Tochter eine Mitgift von 400 000 Mark mitgegeben, und hat ihr darüber hinaus ein jährliches Nadelgeld oder einen Unterhaltszuschuß von 30 000 Mark „für besondere Ausgaben" zur Verfügung gestellt, und als sie damit nicht völlig auskam, hat er ihr zwischendurch einmal 50 000 Mark geschenkt, mal 20 000 Mark, — wie das ein Vater so tut, der nach dem Geld nichts zu fragen braucht und nur eine einzige Tochter hat. Uebel und häßlich, daß solche Familienangelegenheiten, die keinen etwas angehen, öffentlich vor Gericht gezerrt werden. Aber das Prozeßverfahren verlangt das so. Denn der Schwiegervater Petschek und der Schwiegersohn klagen gegen Geheimrat Caro und haben ihn beim Staatsanwalt angezeigt; sie behaupten, sie hätten die erwähnte Mitgift von 400 000 Mark nicht erhalten; wenn Caro eine Quittung darüber habe, müsse sie gefälscht sein. Zweimal hat der Staatsanwalt das Verfahren wieder eingestellt; aber jedesmal haben es die Petschecks fertig gebracht, daß wieder neu eröffnet wurde. Wozu? Um den höchsten Triumph ihrer schmutzigen Nachsucht zu genießen: um einen ehrenwerten und verdienten Mann, den weithaarigen Führer der deutschen Stickstoff-Industrie, vier Monate lang Tag für Tag auf der Anklagebank des Moabiter Kriminalgerichts zu sehen und ihn dem schaulustigen Pöbel vorführen zu können.

Was bei diesem unheimlichen Drama des Familienhasses herauskommt, ist ihnen gleichgültig. Hauptsache für sie: sie haben ihm für den Rest seines Lebens einen Knacks versetzt, von dem sich noch niemals ein Mensch wieder erholt hat.

***

Bring ich Euch schon ein Mitbringsel, dann soll es auch nichts Billiges sein, zumal nichts Gewöhnliches, sondern etwas Ausgesuchtes. Also wird dies kein gewöhnlicher Kriminal- oder Prozeßbericht; den mag jeder nach seinem Geschmack im Generalanzeiger nachlesen.

Also muß ich zunächst einiges über die Petschecks sagen. Manche Leser werden wissen: diese Petschecks sind die tschechischen Braunkohlen-Könige. Sie haben in den letzten 15 Jahren im Raume zwischen Prag, Erfurt und Hamburg eine sehr unrühmliche Rolle gespielt. Es war nicht umsonst, daß eine kämpferische Zeitung der nationalen Jugend, wie der „Jungdeutsche", eine ganze Serie von heftigen Anklage-Artikeln gegen das niederträchtige und volksschädliche Treiben dieser tschechischen Kohlenbarone veröffentlichen mußte. Nicht wenige Zeitungsschreiber, gleichviel welcher Parteien, haben den „Jungdeutschen" um die Spitzen-Führung in diesem Kampfe recht von Herzen beneidet und hätten gewünscht, daß sie es ihm nach- oder gleichtun könnten. Aber es war so: die meisten Zeitungen sind bloße „Provinzblätter" und haben sich in erster Linie um die nächstliegenden Dinge zu kümmern, die ihre Leser angehen. Die Preise für die Briketts im Mittel- und Westdeutschland sind völlig in Ordnung und nicht zu beanstanden; Silberberg verlangt nicht mehr, als er unbedingt haben muß. Von einer gewissen Grenzlinie an ostwärts ist es anders; da bezahlt jeder Bäcker für seine Ofenfeuerung und bezahlt jeder Arbeitslose, jede Witwe, jeder Kleinrentner oder Lebens-Invalide für die paar Stücke Preßkohle, die, in Zeitungspapier gewickelt, hinter der Kochmaschine oder dem Kanapee verstaut sind, um das bißchen Essen damit zu kochen und sich vor der allerärgsten Not des Lebens, vor dem Verfrieren und Verhungern zu schützen, für das Brikett sehr viele Pfennige mehr, als es erforderlich und in Ordnung wäre. Den Mehrgewinnst streichen die Petschecks ein. In ihren zahlreichen Fabriken allerdings verkaufen sie die Briketts zu ordnungsmäßigen Syndikatspreisen; aber die „Konsumenten", die Verbraucher, müssen für ein geringes Quantum schon dreißig und vierzig Pfennig mehr bezahlen. Wieso und wodurch? Die Petschecks haben Zwischenhandelsgesellschaften gegründet, an die sie ihre Briketts zu vorschriftsmäßig billigen Syndikatspreisen verkaufen, die aber nichts anderes tun, als daß sie diese selben Briketts mit Aufschlägen von fünfzig und mehr Prozenten an die Einzelhändler absetzen. Ihre Hauptgewinne beziehen die Petschecks auf diese Weise nicht aus den Fabrikationsbetrieben, sondern aus ihren Zwischenhandelsgesellschaften, von denen sie einige 90 besitzen.

Das Reich und die Petschecks leben seit langen Jahren im Kampf miteinander. Die Petschecks haben die Mehrheitsanteile in den reichseigenen Industriebetrieben, insbesondere in der „Vlag", an sich gerissen und verwehren durch ihren Machtbesitz der Reichsregierung jeden wirksamen Einfluß auf die Handhabung ihrer dunklen Geschäfte. Und der schlimmste Jammer dabei ist, daß sich führende Männer der deutschen Großbanken dafür hergeben, in den Hauptversammlungen der betreffenden Gesellschaften die Vorlagen der Petschecks gegen die Reichsinteressen zu führen, — und das nicht lediglich geschäftsmäßig, sondern mit einem förmlichen Feuereifer, der einer besseren Sache würdig wäre.

***

Geld also und Geldesmacht, — das haben die Petschecks genug und übergenug. In dieser Hinsicht stimmten sie mit Nikodem Caro völlig überein. Und es ist deshalb nicht groß wunder zu nehmen gewesen, daß diese beiden Familien an einander Gefallen gefunden haben.

Im Kriege hat einmal Professor Nikodem Caro von Berlin nach Wien fahren müssen, weil er auch in Oesterreich Stickstoffwerke bauen mußte. Unterwegs hat er, im Schlafwagenabteil, den Ignaz Petschek getroffen, — und der Aescheche, damals noch ein Muß-Oesterreicher, hat sich sehr flg überlegt: dieser deutschgewordene Professor aus Lodz, der seinem neuen Heimatlande so wichtige Dienste erwiesen hat, ein Günstling des Kaisers ist, der sicherlich noch eine ganze Menge von großen Erfindungen machen wird, der ist der richtige. Am Geburtstag der Frau Petschek hat sich der Sohn Ernst des tschechischen Kohlenkönigs mit der Tochter Vera verlobt. Gleich nach Kriegsende war die Hochzeit in Berlin. Bilder davon waren damals in allen Illustrierten.

Es war eine Heirat in Geld und Ueberfluß. Geld kam zu Geld. Caro gab seiner Tochter eine glatte halbe Million mit; Ignaz Petschek versprach, das Geld sorgfältig zu verwalten und es aus eigenem auf 10 Millionen zu erhöhen.

Die jungen Eheleute brauchten sich keinen irdischen Genuß zu versagen. Aber alles das, was sie haben konnten: die Reisen in die Luxusbäder, das Wohnen in den teuersten Gasthöfen, alle die eleganten Kleider, die Schmucksachen, die Pelze, die Güter, — sie konnten ihnen nicht das geben, was junge Eheleute am heißesten ersehnen: das einfache, schlichte Gefühl des Glücklichseins. Deshalb haben sie sich schließlich getrennt . . . Sind auseinandergelaufen. Klagen wider einander vor den Gerichten.

***

Sehr verwunderlich ist das nicht. Ehen, also Lebensgemeinschaften, die auf dem bloßen Fundament des Geldes gegründet sind, können niemals glücklich sein. Das Leben stellt an die Kameradschaftlichkeit der Lebensgefährten härtere Ansprüche, als nur solche, die im steten Denken an das Materielle und an den Lebensgenuß beruhen. Die Leidensgeschichte der Menschheit besteht darin, daß die Menschen das nicht einsehen wollen, und daß sie es hernach, durch tausendfältig bittere und leidvolle Erfahrungen, lernen müssen und dabei meist zu Grunde gehen.

Ohne Geld, das ist ein Elends-Dasein. Fehlt in den Ehen das Geld oder geht es aus, dann geraten Menschen ohne Religion aneinander, gebärden sich wie unvernünftige Tiere und nennen einander unglücklich. Aber Ehen mit sehr viel Geld, — da nutzt oft selbst die Religion nichts, weil solche Menschen schlecht imstande sind, von der Religion den rechten Gebrauch zu machen.

Oder woher kommt das wohl, daß es in aller Welt so viele glückliche, wunderbar glückliche Ehen gibt, Lebensgemeinschaften, die das höchste Glück der Erdenkinder darstellen, — obwohl die Eheleute beiderseits mit der bittersten Geldnot kämpfen müssen? Und dort, in den Ehen, in denen Geld ist in Fülle und Fülle, gehen die Ehen in der schauerlichsten und schimmsten Weise zu Bruch? Wieviele reiche Männer und Frauen, die in zerbrochenen Ehen leben müssen, schreien innerlich auf, wenn sie Eheleute um sich sehen, die in Armut dahinleben, aber treulich und wacker miteinander zusammenhalten und einander alles zuliebe tun, was ein Mensch auf Erden dem Menschen zu tun imstande ist? Woher kommt das wohl? Rätselhaft, insbesondere katholische, Menschen haben darauf eine sehr einfache und klare Antwort; sie haben im Gedächtnis bewahrt, was sie einst im Katechismus gelernt haben. Die anderen werden es niemals lernen, und wenn sie alle Bücher der Philosophie und der modernen Ehe-Psychologie durchstudieren.

***

So ganz umsonst ist es nicht, daß Professor Caro sich mit den Petschecks vor Gericht herumkämpfen muß. Er ist sonst ein so grundgescheiter Mensch, tausendmal gescheiter als alle anderen. Das hat er bewiesen. Aber dort, wo es um sein bißchen Lebensglück ging, hat ihn seine ganze Gescheitheit in einem unbewachten Augenblick völlig und gänzlich im Stich gelassen Wieso? Er hat von den Petschecks gesehen, daß sie Geizhälse sind. Vor Gericht sagt er aus, die sämtlichen Mitglieder der Familie Petschek seien „von einem förmlich krankhaften Geiz behaftet" gewesen. Er kann dafür sehr viele Beweise anführen. Sei Ignaz Petschek zu Besuch gekommen, dann habe er regelmäßig „vergessen", dem Hauspersonal die üblichen Trinkgelder zu geben; er, Caro, habe sie dann selber heimlich auslegen müssen. Habe man gemeinsame Reisen gemacht, — immer habe er, Caro, die Herbergen bezahlen müssen, die Hotelrechnungen, die Autokosten, selbst die Zigarren-, die Blumen- und Arzt-Rechnungen. Kurzum: alles. Die Petschecks haben, wenn Caro dabei war, ihren Geldbeutel „geschont", auf eine Weise, die man schon für krankhaft unanständig halten muß.

Ich habe den Richter fragen hören, weshalb Herr Caro sich denn noch, also ungeachtet dieser bedenklichen Anzeichen, mit den Petschecks eingelassen habe.

(Denn auch der Richter konnte anscheinend nicht begreifen, wie ein verständiger und kluger Mensch dazu kommen kann, sich mit notorischen Geizhälsen einzulassen, die nach jahrtausende alter Erfahrung von allen Lasterhaften die bösartigsten sind.)

Geheimrat Caro hat auf diese Frage recht bedrückt und kleinlaut geantwortet: „Der Geiz hat mich zwar abgestoßen und bedenklich gemacht. Aber ich habe ihn als eine kaufmännische Eigenschaft zu entschuldigen versucht und habe ihn mehr für einen blogen Schatten oder Schönheitsfehler in ihrem Charakter gehalten."

Der verschwundene Exkaiser von Abessinien

Der im Jahre 1916 von den Alliierten wegen seiner Deutschfreundlichkeit abgesetzte, heute 36 Jahre alte, ehemalige Kaiser Lei Jassu von Abessinien, ein Enkel des berühmten Kaisers Menelik, ist aus dem Hause entflohen, in dem er seit dieser Zeit gefangen gehalten worden ist.

Geheimrat Caro hat im wichtigsten Augenblick seines Lebens vergessen, was er vom Geiz als Charaktereigenschaft zu halten hatte. Wäre er in eine katholische Schule gegangen, hätte er es mit zehn und elf Jahren im Katechismus lernen können, und sein Religionslehrer hätte ihm gesagt, wie nötig es ist, daß man sich vor geizigen Menschen hütet, wie vor der bösen Pest. Als höherer Schüler oder Student hätte er Molière gelesen oder „L'avare" aufgeführt wurde . . . Oder er hätte in einer dörflichen Sonntagspredigt in einer katholischen Pfarrkirche, ob in Kärnten, Graubünden, in der Lausitz, in der Berliner Hedwigs- oder in der Clemenskirche, zu Liebfrauen in München oder sonstwo, recht ausführlich hören können, was Geiz ist und bedeutet. Den Katholiken wird in der Kirche zugesetzt, daß sie sich die übermenschlichen Erkenntnisse ihrer Glaubenslehre recht zu Herzen nehmen und sie befolgen sollen, einmal, weil Gott es ihnen so geboten hat, aber auch um ihrer selber willen, damit sie sich nicht unglücklich machen, wenn sie sich mit Geizhälsen irgendwie abgeben.

Es ist für Caro ein Unglück gewesen, daß er die christlich-katholische Lehre vom Geiz nicht gekannt oder zum mindesten sie nicht beherzigt hat. Die katholische Lehre: daß die Geizhälse zu allen Niedrigkeiten imstande sind, ist ihm nicht bewußt gewesen.

Jetzt vor Gericht in Moabit sagt er aus, daß er es erkannt habe. Er und seine Anwälte ziehen eine wüste Sache nach der anderen ans Tageslicht und beweisen, daß die Petschecks in einer Weise gegen ihn vorgegangen sind, die man sich kaum vorstellen kann.

***

Als ich den gramgebeugten und zermürbten Mann auf der Anklagebank mit bebender Stimme schildern hörte, wie ihn die Petschecks verfolgt und ausplündert haben, wie sie alles gegen ihn unternommen haben, was sich nur eine von schmutziger Niedertracht erfüllte und von ekligem Haß triefende Phantasie ausmalen kann, da habe ich mich voll Bitterkeit gefragt: Warum hat dieser Mann nicht das Wort des Wahrheit und Weisheit gekannt, das bei Jesu Sirach (10, 10) steht:

„Es gibt kein größer Unrecht, als das Geld lieb haben; wer solches tut, hat selbst seine Seele feil."

Warum hat dieser Mann nicht die katholische Heilslehre gekannt, die lautet:

„Verabscheuungswürdig ist das Laster des Geizes. Jeder Mensch, selbst wenn er sittlich noch so tief gesunken ist, ist zu gewissen Zeiten edlerer und besserer Gefühle fähig. Nicht so der Geizhals. Selbst das bitterste Elend seines Mitmenschen läßt ihn kalt und vermag ihn nicht zum Mitleid zu stimmen."

Nicht jeder von uns hat die Möglichkeit, sich von Geizhälsen fernzuhalten. Denn nicht selten befinden sich diese Geißeln der Menschheit in Stellungen von Macht und Einfluß. Aber wer klug ist, der läßt sich mit ihnen nicht weiter ein, als es unbedingt nötig ist und scheut jede nähere Berührung mit ihnen sorgsamer, als man sich vor Aussätzigen hütet. Sonst erlebt er mit ihnen ähnliche Abscheulichkeiten wie der alte Caro.

***

Dieses mein Mitbringsel von der Berliner Reise für den „7. Tag". Die Lesergemeinde mag prüfen, ob es recht ausgesucht und etwas wert ist.

Streifzug durch die Woche

Treue zu Hindenburg — Einig hinter dem Außenminister — Sozialisten und Kommunisten — Um die Gewerkschaften — Anpassung an die Armut der Nation — Adel und Volk — Der Jüngling im Feuerofen

Zeiten sind gekommen, in denen es unmöglich ist, neutral zu bleiben. Man muß sich entscheiden, ob man die Reaktion will oder den Fortschritt. Nur wollen wir uns eines dabei merken: die Person des Reichspräsidenten soll aus dem Kampf herausbleiben. Hat sich von Hindenburg dafür entschieden, diejenigen, die ihn gewählt haben, zu enttäuschen, und diejenigen, die ihn bitter bekämpft haben, mit seinem Vertrauen zu beehren, so wird er es selber verantworten. Wir wissen nicht alles, was auf Schloß Neudeck vorher geschehen ist, denn bei diesen Besprechungen war der Reichskanzler nicht dabei, der am Ende die Dinge doch noch anders hätte wenden können. Lustig ist es zu lesen, wie man zur Zeit verlangt, es müsse bei politischen Besprechungen etwa der süddeutschen Ministerpräsidenten unbedingt der verantwortliche Leiter der deutschen Politik hinzugezogen werden! Ja, Bauer, das ist etwas Anderes! Jedenfalls bleibt uns auch heute die Person des Reichspräsidenten unerschütterlich. Auch heute ist er für uns ein unersetzbarer nationaler Wert. Eine solche Achtung vor der Staatsautorität hat gar nichts damit zu tun, daß man über die politische Entwicklung im deutschen Volksstaat seine eigene Meinung haben kann. Trotz mancher ziemlich unzweideutigen Bemerkungen im „Ring", dem Organ des Herrenklubs, in dem das ganze jüngste Entenei wesentlich mit ausgebrütet ist, sind wir einstweilen noch in der Demokratie, haben wir einstweilen noch den Boden der Verfassung unter uns und haben wir einstweilen sogar noch ein Parlament . . .

*

Zweitens werden wir den inneren Zwiespalt nicht auf die Außenpolitik übertragen. So schmerzlich es ist, daß aus dem isolierten Frankreich über Nacht ein isoliertes Deutschland geworden ist, wir werden den Gegnern der früheren Regierung ihr unverantwortliches Treiben nicht nachmachen und uns hüten, dem deutschen Außenminister irgendwie in den Rücken zu fallen. Die Befreiung Deutschlands wollen wir alle, und weiter braucht das Ausland von uns und eigentlich gar nichts zu wissen. Uebrigens taucht hinter Lausanne schon die internationale Wirtschaftskonferenz auf, die zweifellos von beiden die wichtigere ist.

Was aber das Innere angeht, so kann man die Tatsachen nicht leugnen, die sich mit bedrückender Schwere vollziehen. Zunächst einmal spürt man deutlich eine Annäherung zwischen Sozialismus und Kommunismus. Gab es dergleichen schon vorher innerhalb der Freiheitsverbände, die heute das Hauptfeld volksfeindlicher Wühlereien sind, so wagt es sich heute auch auf die politische Ebene vor. Wir haben es in Berlin und anderswo erlebt, daß Sozialisten und Kommunisten gemeinsam gegen die Nazis vorgingen. Die Gewerkschaften sind dadurch in eine schwierige Lage gekommen, sind sie doch immer Gegner des Radikalismus gewesen.

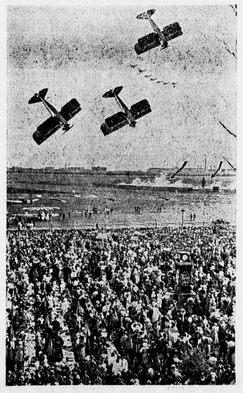
*

Gewerkschaften ein Problem für sich. Ich habe immer die Meinung vertreten, daß alle sozialen Programme seinen Sinn haben und die Wirklichkeit verschleiern, wenn man nicht bereit ist zu kämpfen. Es ist nun einmal so: Nimm den armen Bergarbeiter seine gewerkschaftliche Vertretung, und es wird sogleich eine Periode völliger Entrechtung und Unterdrückung wieder einsetzen. Ganz ohne Frage haben sich die Gewerkschaften mehr für die Volksgemeinschaft eingesetzt, als die meisten ihrer Gegner. Männer des Kampfes werden leicht hart, schießen wohl einmal übers Ziel hinaus, aber wen wundert das, wenn man sich den brutalen und verlogenen Kampf vorstellt, der gegen die Vertreter der Arbeiter in den Gewerkschaften geführt wird! Will man den Gewerkschaftssekretär überflüssig machen, dann zeige man dem Arbeiter Vertrauen, dann helfe man an einer neuen Gesellschaftsordnung arbeiten, dann übernehme man selber seine Funktionen. Aber auch hier: Man spielt das Christentum aus gegen die Klassenkämpfer der Armut, denkt aber gar nicht daran, das Christentum auch einmal mobil zu machen gegen die Klassenkämpfer des Reichtums und des Kapitals. So nannte man jene auch Bolschewisten, die sich für die bäuerliche Siedlung im Osten eingesetzt haben, obwohl sie selbst die Stimme des Papstes und seiner Enzyklika Quadragesimo anno für sich anführen konnten. Traue heute nur nicht den ehemaligen Hetzern und -Hetzerinnen, es geht noch immer um die Milchflube und ähnliche nahrhafte Dinge.

*

„Anpassung an die Armut der Nation", das ist auch so ein harmloses Wort, das in seiner Allgemeinheit sogar richtig ist. Kommt nur darauf an, wer es in den Mund nimmt und wer als der Anfänger in diesem Anpassungsprozeß gedacht ist. Mit Recht bemerkt die Presse, daß dieses eine Predigt der Pharisäer an die Zöllner sei. Mögen jene 45 Vorstandsmitglieder eines großen Industriekonzerns damit beginnen, die heute noch jeder im Durchschnitt 145 000 RM beziehen, oder die 24 Vorstandsmitglieder einer sehr bekannten deutschen Bank, die sie auf 600 000 RM im Durchschnitt erhalten, oder die einer einflußreichen Firma mit ihren durchschnittlich 145 000. Wir könnten die Reihe noch fortsetzen und daraus die Folgerung ziehen, daß es gewissen Kreisen der deutschen Industrie doch noch nicht so schlecht geht. Das aber wird jeder Vernünftige einräumen, daß dieses doch nicht die Männer sind, die von der „Anpassung an die Armut der Nation" den anderen predigen dürften. Auch in Rechtsblättern findet man heute schon Warnungen, schon Zweifel, schon Sehnsucht nach einer endgültigen Lösung, so schließlich siegreich. Hauptsache ist, daß dieser junge Mensch sich durchkämpft, daß er seinen Kräften vertraut, daß er bei allen Gegensätzen doch die Menschlichkeit triumphieren läßt, daß er seinen Kräften vertraut, daß er bei allen Gegensätzen doch die Menschlichkeit triumphieren läßt, daß er zuletzt sein zerstörendes Kriegswerk doch hinübergeführt hat in ein aufbauendes Siedlungswerk. Männer, die vertrauen, die schaffen, die ihr goldenes Herz bewahren, das sind die Männer der deutschen Zukunft, im Roman und in der Wirklichkeit.

Der Mann im Monde.



Internationale Flugschau in Berlin

Auf dem Berliner Zentralflughafen Tempelhof wurden hervorragende luftsportliche Leistungen gezeigt. Unser Bild zeigt Loopings in Staffelformationen, ausgeführt von den italienischen Piloten Colombo, Becerris und Falconi. Die Veranstaltung endete mit der Vorführung eines Bombenangriffes auf aufgestellte Häuserattrappen. Der Pfeil zeigt die brennenden Häuserattrappen nach den abgeworfenen Bomben.

Das verunglückte Reichswehrauto

Der Schauplatz der Katastrophe bei Schleiz (Thüringen) mit dem völlig zertrümmerten Kraftwagen der Potsdamer 3. Preußischen Nachrichtenabteilung. Vier Reichswehrsoldaten fanden hier den Tod.

Wochenrundschau

Donnerstag, 9. Juni. Reichsinnenminister von Gayl stellt sich dem Reichsrat vor und spricht zur Verfassungsreform, über die Polizeimaßnahmen und die Siedlungsfrage. — Im Prinzip hat die Linksrepublikaner verlassen und gründet eine neue Fraktion. — Im Schloß Holte bei Bielefeld schlägt ein Unbekannter vier Personen mit dem Hammer nieder.

Freitag, 10. Juni. Die süddeutschen Ministerpräsidenten fordern dringend, von Hindenburg empfangen zu werden. — Der Rechtsausschuß des Landtages nimmt in zweiter Lesung den nationalsozialistischen Amnestievorschlag an.

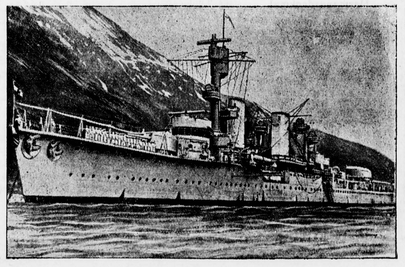
Samstag, 11. Juni. Reichskanzler v. Papen verlangt Umbau des Wirtschaftssystems und Anpassung des Versicherungsschutzes an die Lage. — Minister Braun nennt die Autarkie das deutsche Schicksal. — In der Besprechung zwischen Reichsregierung und Länderregierungen werden die Verfürchtungen der Süddeutschen wegen der Reichspolitik von Papens beseitigt.

Sonntag, 12. Juni. Hindenburg spricht mit den Präsidenten der süddeutschen Länder über die Regierungspolitik. — Staatsrat Schäffer erklärt in Bayern: Der Reichskanzler solle nicht wagen, das preußische Beispiel bei uns anzuwenden. — Der Pole Daszynski wird nach acht Tagen mit seinem Flugzeug aufgefunden. — Bayern München wird deutscher Fußballmeister.

Montag, 13. Juni. Der Inhalt der neuen Notverordnung wird veröffentlicht. Sie bringt Kürzung der Arbeitslosenfürsorge und der Kriegsbeschädigtenrenten und führt die Beschäftigungssteuer und die Getränkesteuer ein. — Die Besprechungen der süddeutschen Staatspräsidenten in Berlin haben keine Entspannung im Verhältnis zwischen Reich und Ländern gebracht.

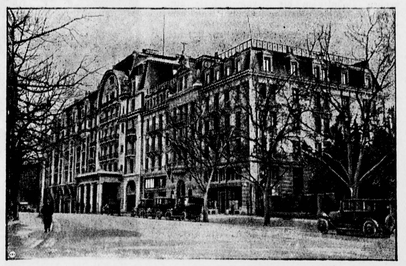
Dienstag, 14. Juni. Die vollständig bekanntgegebene neue Notverordnung der Regierung von Papen sieht auch erhebliche Ersparnisse in der Rechtspflege und einschneidende Maßnahmen zur Ersparnis in der Verwaltung vor. — Deutschland hat einen neuen Vorschlag für die Abrüstungskonferenz betr. Angriffswaffen vorgelegt. — Die deutsche Delegation reist nach Lausanne ab.

Mittwoch, 15. Juni. Der Reichspräsident unterzeichnet die Notverordnung betr. Aufhebung des SA-Verbotes. — Im preuß. Landtag beantwortet Reichsinnenminister Dr. Schmidt einen Amnestiegesetzentwurf, der Amnestie für politischen Mord verlangt. Das Zentrum lehnt den Entwurf sogleich ab. — An der Eröffnung der Lausanner Konferenz nehmen der Reichskanzler und der Reichsaußenminister teil.



Kreuzer „Karlsruhe" vor Alaska

Der deutsche Schulkreuzer „Karlsruhe", der sich zur Zeit auf einer Weltreise befindet, stattete dem Hafen von Juneau (Alaska) einen Besuch ab. Unser Bild zeigt das deutsche Kriegsschiff vor den schneebedeckten Bergen der amerikanischen Halbinsel.



Die Hoffnungen vieler sind auf Lausanne gerichtet

Unser Bild zeigt die Tagungsstätte der großen Reparationskonferenz, die am 16. Juni ihren Anfang genommen hat.

Die dramatische Rettung Hausners

Der Kapitän des Dampfers „Circee Shell" berichtet, wie der amerikanisch-polnische Flieger Hausner von ihm gerettet wurde. Er habe am Abend des 11. Juni ein Flugzeug auf dem Meere bemerkt, das zur Hälfte von den Fluten überspült war. An Bord sah man zunächst niemand. Das Meer war heftig bewegt, und die Wellen setzten dem Flugzeug hart zu. Plötzlich bemerkte der Kapitän, als sein Schiff sich dem Flugzeug genähert hatte, wie ein Mann an Bord des Apparates die Hände zum Himmel erhob. Der Kapitän ließ sofort ein Boot zu Wasser, und dieses eilte dem bedrängten Flieger zu Hilfe. Inzwischen war das Meer noch unruhiger gewoden, und jeden Augenblick war zu befürchten, daß das Flugzeug von den Fluten hinweggerissen würde. Mit vieler Mühe gelang es schließlich, Hausner zu retten, genau 45 Minuten, nachdem der Kapitän das Flugzeugwrack entdeckt hatte. An Bord des Dampfers angekommen, sagte Hausner, gestützt von Matrosen, zu dem Kapitän: „Ich danke Ihnen vielmals, seit acht Tagen warte ich auf Rettung". Sodann brach er auf dem Deck des Schiffes ohnmächtig zusammen.

Durchs deutsche Land

Im schönen Saarland

Eine Grenzlandwanderung

Kennt ihr das Land an der Saar, jenes herrliche Flecchen Erde in der südwestlichsten Ecke unseres deutschen Vaterlandes, mit seinen anmutigen Dörfern und Städten, seinen herrlichen Buchen- und Eichenwäldern, seinen lieblichen Tälern und rebenumkränzten Höhen, jenes Fleckchen, von dem die Sage geht, daß es ein Stückchen des Paradieses sei, von einem Engel hierhergebracht? Kennt ihr das Volk zu beiden Ufern der Saar, jenes treudeutsche, arbeitsame und stolze, dessen Fleiß, Charakter und Intelligenz dieses Land von Kohle und Eisen zu einem machtvollen Glied des deutschen Wirtschaftslebens gestalten?

Außerschwärzt und rauchgeschwängert denkt ihr euch wohl dieses Gebiet. Aber wer das glaubt, wird angenehm enttäuscht sein, wenn er zum ersten Mal das Saargebiet betritt. Trotz aller Romantik und aller lieblichen Reize, die das Saartal bietet, muß man sich wundern, daß es in der heutigen Zeit des Wanderns und der Ferienfahrten so wenig aufgesucht und gewürdigt wird. Für den Touristen ist durchweg das, was über Trier hinaus saaraufwärts liegt, meist eine terra incognita, ein unbekanntes Land. Auch nach dem Rheine her unbeachtenswürts wandert, nach Kreuznach und Münster am Stein, kommt selten über das romantisch gelegene Nahestädtchen Oberstein, bekannt durch seine bedeutende Achatindustrie und sein sagenumranktes Felsenkirchlein, hinaus. Mit grenzenlosem Staunen muß man so oft erfahren, wie verblüffend groß die Unkenntnis über das Saargebiet gerade unter den deutschen Stammesgenossen ist. Mit großer Betrübnis muß man immer wieder feststellen, daß unsere deutschen Landsleute über Finnland und Afghanistan bessere Kenntnisse besitzen als über das Saarland, das kein „Ausland" ist, sondern ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Wirtschaft, der Wohnsitz rein deutscher Menschen, die getragen und aufrechterhalten werden von der starken Hoffnung, recht bald wieder zum gemeinsamen großen deutschen Vaterlande zurückkehren zu können.

Und doch verdient es das Saarland, gerade in der heutigen Zeit recht häufig besucht und durchwandert zu werden. Das Saarland ist altes Kulturland, älter als irgendeines im ganzen Reich. Hier waren Kelten und Römer ansässig, und die meisten Ortsschaften an der Saar sind entstanden auf den Trümmern ehemaliger keltischen und römischen Siedlungen. Aus der keltischen Zeit rühren jene starken Befestigungen her, die noch heute auf den Höhen der Saar und Blies- und Nahegegend sich finden. Und selbst in die vorkeltische Zeit, von der uns kaum sichere Kenntnis geworden, weisen die Menhire oder sog. Spinbelsteine bei Blieskastel und Rentrisch zurück. Viele der heutigen Orts-, Fluß- und Flurnamen sind keltischen Ursprungs. Weit häufiger aber sind die Funde aus der Zeit der Römer, die sich etwa 50 v. Chr. nach den germanischen Eroberungszügen Cäsars an der Saar und in ihren Nebentälern niederließen.

Wenn man vom Rheine her die Nahe entlang die Bahn benützt, so erreicht man als erste größere Bahnstation des Saargebietes St. Wendel, ein altertümliches, reizend im Bliestal gelegenes Städchen mit lebhaftem Handel und Verkehr. In seiner dreischiffigen gotischen Hallenkirche ruht der hl. Wendelin, jener schottische Königssohn, der zu Beginn des siebten Jahrhunderts hier als Hirt und Einsiedler lebte und später als Abt des nahegelegenen Benediktinerklosters Tholey starb. Nach dieser altehrwürdigen, am Fuße des 573 Meter hohen Schaumbergs gelegenen Kulturstätte, der eine 2000jährige Geschichte etwas Achtunggebietendes verleiht, lohnt sich von St. Wendel aus ein kurzer Abstecher.

Durch das fruchtbare Bliestal abwärts gelangt der Wanderer an dem Kreisstädtchen Ottweiler, bekannt durch das ehemals berühmte Kloster Neuminster und das alte Schloß der Fürsten von Nassau-Saarbrücken, vorbei nach dem industriereichen und betriebsamen Neunkirchen, mit seinen großen Stummschen Eisenwerken, und hier tritt er gleichsam wie durch eine Pforte erst in das eigentliche Industriegebiet des Saarlandes. Während bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhundert der Ackerbau noch vorherrschend war, ragen hier jetzt hohe eiserne Fördertürme, mächtige Kohlen- und Schlackenhalden, Hüttenwerke und Kokereien als Wahrzeichen der neuen Zeit, die weithin sichtbar den Sieg der Technik und Industrie verkünden.

In schier ununterbrochener Kette ziehen sich an den beiden von hier nach Saarbrücken führenden Bahnlinien die Bergmannsorte hin. Doch selbst diese gewaltige Industriestraße vermag nicht, das idyllische Landschaftsbild zu verwischen. Hier verbinden sich in seltener Harmonie Industrieentwicklung und Naturschönheit, und dem Fremden wird mit einem Schlage der Unterschied zwischen der Industrie-Landschaft an der Saar und etwa dem rheinisch-westfälischen Industriegebiete an der Ruhr klar. Denn hier schauen überall noch die freundlichen, grünen Buchenwälder von den Höhen in das Tal der Arbeit hinab und bilden für die schwer arbeitenden Bewohner eine ausgezeichnete Stätte der Erholung. Die Bevölkerung an der Saar liebt diese Wälder und Berge, diese Flüsse und Täler, wie kaum ein anderer deutscher Stamm seine Heimat lieben kann.

Durch die anmutigen, in freundliches Waldesgrün gebetteten Orte der Sulzbach- und Fischbachtals, vorbei an den Stätten emsigen Schaffens, führt der Weg nach der Saarmetropole Saarbrücken, dem Herzen des Saarlandes. Langgestreckt zieht es sich zu beiden Seiten der Saar hin. Schon ein Blick von dem hochgelegenen Bahnhof bietet dem Beschauer ein prachtvolles Bild: unten die langgestreckte Stadt, durchschnitten von der Saar mit ihren zahlreichen Kohlenschiffen, auf der linken Seite terrassenartig ansteigend zahlreiche Villen in das Grün der Anlage hineingebettet, im Hintergrunde die bewaldeten Höhen des Winterberges mit dem weithin sichtbaren Denkmal zur Erinnerung an die denkwürdigen Augusttage von 1870. Kein Besucher des Saarlandes sollte die Besteigung des Winterberges verstäumen. Hier breitet sich vor dem Auge des staunenden Beschauers ein Landschaftsbild aus, überaus fesselnd und reizvoll in dem Zusammenwirken von landschaftlicher Schönheit, starken geschichtlichen Erinnerungen und großen wirtschaftlichen Eindrücken. Von Süden kommend macht die Saar einen großen Bogen und zieht sich gleich einem Silberband durch die betriebsame Stadt. Nach Norden bis wachte Höhenrücken von eindrucksvoller Naturschönheit. Dicht an der Saar, am Fuße des Halberges, stand das alte Römerkastell, das den Pons Saravi bewachte und in heißer Zeit der Besatzung. Zu Füßen des Winterberges erhebt sich die Kirche des ehemaligen Stiftes St. Arnual, einst die Grabstätte der Fürsten von Nassau-Saarbrücken.

Nach Südwesten streift der Blick in etwa einer halben Stunde Entfernung die Spicherer Höhen, wo in den heißen Augusttagen des Jahres 1870 unsere Väter in blutigem Ringen jenen gewaltigen deutschen Sieg erkämpften.

Fährt man von Saarbrücken das Saartal abwärts, so verstärkt sich immer mehr der Eindruck, den man von dieser mächtigen Industriestraße, die sich etwa bis Merzig erstreckt, erhält. Hier rücken dann die steilen Berge wieder dicht bis an das Flußufer heran, und von den Höhen der Burg Montclair oder der gegenüberliegenden „Cloe" bieten sich ein wundervoller Blick in das wildromantische Saartal bis hinüber zu den Hochwaldbergen, ein herrliches Landschaftsbild, das durch den Gegensatz von Anmut und Wildheit geradezu bezaubert.

Wer abseits der großen Heerstraße wandern will, fern jener gewaltig pulsierenden Lebensader im Tale der Saar, auch dem bietet das Saarland landschaftliche Reize in großer Fülle, wie sie Rhein und Mosel kaum reicher aufzuweisen haben. Wer stimmungsvolle Winkel kennenlernen will, der gehe auf Entdeckung aus, und er wird reich belohnt werden. Da ist vor allem Blieskastel, jene verträumte Residenzstadt derer von der Leyen, mit seiner Umgebung und seine Schloßkirche. Nicht weit davon das alte Kloster Gräfintal mit seinem wundertätigen Marienbilde, Madonna mit den Vreilen. Da ist Berus, ein schon in Römerzeiten besiedeltes Kastell, später Burg und Dorf, den Herzögen von Lothringen gehörend. Prächtige alte Winkel, Straßendurchblicke und ein malerisches Stadttor lohnen den Besuch dieses Städtchens und bilden eine Anziehungskraft für Wadfinder der Schönheit. Wer für Burgromantik schwärmt, der vertiefe sich in die reiche Vergangenheit der Burg Kirkel, der Frauenburg, der Sierburg, der Wasserburg Kerpen oder des hoch auf den Felsen thronenden Montclair. Von Klöstern reden und eifriger mittelalterlicher Kulturarbeit künden die Namen der Abteien Tholey, Neumünster, St. Wendel, St. Ingbert, St. Arnual und Wettlach. Und wer sich im hohen Waldesdom ergehen will, der besuche von Saarbrücken aus den Warndt mit seinem herrlichen Waldbestand, von dem der ehemalige Präsident der Saarregierung, der Kanadier Stephen, gesagt hat, daß selbst Kanada mit seinem ungeheuren Waldreichtum nichts Schöneres aufzuweisen habe.

Man sieht also, das Saarland, bisher so stiefmütterlich von den Touristen behandelt, bietet jedem etwas, und mehr als je sollte der Deutsche, wenn er im Sommer ein paar stille Tage in der Natureinsamkeit verbringen will, um seinen von aufreibender Berufsarbeit zerrütteten Nerven Ruhe und neue Spannkraft zu geben, gerade diesen äußersten Winkel des Vaterlandes aufsuchen. Rührte unsere Deutschen doch so recht ans Herz legen, daß es hier einen Erdenwinkel gibt, der des Schönen und Niegesehenen so viel bietet, das des Fremdenverkehrs sich lohnt, dann würde er nicht so sehr das Ausland bevorzugen, sondern sein Geld im eigenen Lande lassen, das es so bitter nötig hat.

Der Eintritt ins Saarland bietet heute keine Schwierigkeiten mehr. Ein polizeilicher Personalausweis genügt, und da dort die Frankenwährung gilt, läßt es sich auch verhältnismäßig billig leben.

Darum frisch auf, ihr Wanderer und Ferienreisende, den Wanderstab zur Hand und das Ferienbündel geschnürt und hinein ins schöne Saarland, in die so viel umstrittene Westmark. Ihr werdet es nicht bereuen.

P. Parth.

Literatur und Prospekte

Rheinische Grenzlande. Der Grieben-Verlag Albert Goldschmidt in Berlin hat seinen bekannten Grieben-Reiseführern eine neue Sammlung „Grieben-Grenzlandführer für die deutsche Jugend" angegliedert, deren erster Band „Rheinische Grenzlande" soeben erschienen ist. Der Band enthält eine Karte des Gebietes mit Eintragungen der vorgeschlagenen Wanderwege) sowie 20 teils ernste, teils heitere Zeichnungen, alles von Künstlerhand entworfen. Der Preis des über 130 Seiten umfassenden Bändchens beträgt 1,80 RM. — Der Band „Rheinische Grenzlande" versucht es, zum ersten Mal, eine Gesamtschau von einander durch Natur und Geschichte getrennten Gebieten zu geben, die Grenzmot, Besatzungsnot und Abstimmung kennzeichnen im letzten Jahrzehnt fest zusammenstießt.

„Mit Rucksack und Ranzelschuh". Heft 5 bis 8. Tornisterdruck G. m. b. H., Berlin S 14. In der Reihe der von der wanderenden Jugend so freudig aufgenommenen Wanderbücher „Mit Rucksack und Ranzelschuh", Heft 1 bis 4, liegen nunmehr die Hefte 5 bis 8 vor. Schriftleitung und Verlag haben gehalten, was sie versprochen haben. Auch diese Hefte sind beste Führer auf den Wanderungen, die die Verfasser selbst erlebt haben. In Heft 5 „Rund um die Grafschaft Glatz", führt Fred Weiß, Wilhelmsthal, in die Glatzer Gebirge, die an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Natureindrücke kaum nachstehen. — Heft 6 führt nach dem Grenzland Oberschlesien. Kurt Freyschmar, Ratibor, erschließt auf seinen Fahrten „Im deutschen Südosten" dieses alte Kolonistenland mit allen Schönheiten und Eigenheiten. — Viel gelernt und viel bemerkt ist das Land „An den Ufern der Elbe" (Heft 7) mit dem Elbsandsteingebirge und der Sächsischen Schweiz. — Gerhard Lenz, Dresden, geht in Heft 8 „Auf Fahrt ins Erzgebirge". Lohnend sind die Wanderungen, die er unternommen hat. — Eine glückliche Ergänzung für die Wanderhefte sind die jedem Heft eigenen charakteristischen Bilder und Kartenskizzen, sowie die Aufzählung der Jugendherbergen des Gebietes und der einschlägigen Wanderkarten.

Neuer Harzführer. Für das vielbesuchte, an Sehenswürdigkeiten so reiche Wander- und Reisegebiet des Südharzes ist unter dem Titel „Der Südharz" ist auch in diesem Jahre wieder ein Führer in neuer Auflage erschienen. Das anspruchsvolle Büchlein, das mit mehr als 50 trefflichen Bildern, sowie mit einer Harzkarte und einem Wegweiser durch die tausendjährige Stadt Nordhausen ausgestattet ist, entstammt dem Kolonialinstitute. In Zanzibar machte der brave Ozeanreiter fest.

Wie ein eherner Gruß aus der Heimat und ein Dokument deutschen Willens erschien den Ankömmlingen das deutsche Feste Geschwader, das sich im Hafen über den Ankerketten wiegte.

Im Kampf gegen die Sklavenjäger

Ein anderes Leben begann. Wer sich drüben durchsehen will, muß ein neuer Mensch werden. Ein Afrikaner. Das heißt, daß er jede Art von weißer europäischer Romantik abschütteln muß. Nicht der Brutalität und der rücksichtslosen Kolonisierung soll damit das Wort gesprochen sein. Mit Entrüstung spricht der alte Pionier von den Ungerechtigkeiten, die von manchen Nationen den Schwarzen zugefügt wurden. Sein ganzen männlicher Haß aber richtete sich gegen die Sklavenjägerei der Araberhorden, und er war einer der ersten, der diese Geißel der Menschheit aus den Kolonien mit Feuer und Schwert vertilgen half.

Ostafrika wird auf Karten aufgenommen

Seine Menschlichkeit verschaffte ihm das Vertrauen und die Zuneigung der schwarzen Bevölkerung, die er für deutsche Dienste unter würdigen Verhältnissen anwarb und teilweise zu treuen Waffengefährten machte. Seiner ruhigen, aber festen Sicherheit, verbunden er die friedliche Erschließung ausgedehnter Landstrecken für eine zukunftsreiche deutsche Kolonialwirtschaft, deren gänzlichen Verlust wir heute so bitter und schmerzvoll beklagen. Und mit der diplomatischen und strategischen Aufgabe, die viele Jahre lang täglich sein Leben in die Schranken forderte, erwuchs auch der Wissenschaftler, der Karthograph, Astronom und Landkundler. Ein ungeheueres Werk, aus dem zähesten Willen gelesitet und den heroischsten Taten seiner spannkräftigen Soldatennatur gleichzuachten — diese Kartengestaltung im afrikanischen Busch in den Dschungeln Kameruns und Ostafrikas, in unzugänglichen Urwäldern, über tückische Morasse und Stromläufe hinweg, über Ländereien, die eben fein Führergenie, das an Wißmann begeistert und geschult war, erschlossen hatte. Es konnte ihn für solche wissenschaftlichen Bravourtaten, außer der Achtung des ganzen Volkes, nichts gerechter ehren, als die Leibniz-Medaille, die ihm die preußische Akademie der Wissenschaften verlieh. So wie Malik ist Ramsay der erste Soldat der preußischen Armee, dem diese seltene Auszeichnung zuteil wurde.

Wißmann und der Araberaufstand

Die Chronik der afrikanischen Jahrzehnte, die Ramsay von Ziel zu Ziel forschreitend und mit wachsender Bedeutung für den deutschen Kolonialgedanken durchmaß, ist an Tatsachen und Erlebnissen zu reich, als daß sie hier ausgeschöpft werden könnte. Seine ersten Sporen verdiente er im Mitkulande, zusammen mit den Brüdern Clemens und Gustav Denhardt, dann mit Wißmann auf ihn aufmerksam und sichert sich den jungen „Chef" für seine Truppe, aus der später die kaiserliche Schutztruppe für Ostafrika hervorging. Die schnelle Niederwerfung des Araberaufstandes ist nicht zuletzt seiner Verbearbeit unter den Zulus zu danken, und in zahlreichen Gefechten bewährte er sich als Führer in dem barbarischen, fintenreichen Kleinkrieg gegen den fanatischen Gegner.

300 Meter von den Quellen des Nils

Im Dezember 1891 tritt er als Leiter der großen Tschadsee-Expedition seine Ausreise nach Kamerun an, dem Lande, das durch seine zauberhafte Schönheit noch heute tief und lebendig in seiner Seele haftet. Große Aufgaben folgen in den nächsten Jahren, Schlag auf Schlag; die Erschließung und Sicherung des Tanganika-Gebiets mit der größten Expedition, die je von der Küste abging. Ein Aufgebot von 2000 Trägern und einer kriegsstarken Kompagnie arbeitete sich 93 Tage lang ohne Ruhetag durch das unwegsame Gelände. Geographisch ist die Suche nach den Nilquellen ein ein für allemal Europa mit höchstem Interesse verfolgter) Zielpunkt dieser mächtigen Unternehmung. Tücke des Zufalls: 300 Meter neben den geheimnisvollen Quellen schlägt er sein letztes Lager auf, doch er ahnt nicht diese enge Nachbarschaft mit dem sehnsüchtig erstrebten Ziel, und die eingeborenen Führer leiten ihn abschlich falsch, in abergläubischen Vorstellungen befangen.

Ein Gorilla greift an . . .

Ramsay ist ein Mann von eiserner Gesundheit, und so mag es im Jahre 1894 auf Leben und Tod an dem berüchtigten Schwarzwasserfieber nieder. Seine Erreitung ist ein wahres Wunder, in 8 Tagen verlor er 100 Pfund an Körpergewicht, und nur ein 18tägiger Transport an die Küste (in der Hängematte) entreißt ihn dem sicheren Tode. Oefter streift ihn so der Sensemann in der afrikanischen Wildnis, aber er spottet jeder Gefahr. die ihm oft in seltsamer und grauenvoller Gestalt begegnet.

In das Jahr 1906 bei einem Abstecher nach Südwest, fällt ein aufregendes Jagdliches Erlebnis. Bei einem Marsch durch schwieriges Gelände — links ein reißender Flußlauf, rechts drängt sich dichtes Bambusgestrüpp an den schmalen „Rad" — wird die kleine Kolonne von einem riesenhaften Gorilla überfallen. Wie aus der Erde gewachsen reckt sich das zottige Untier plötzlich vor den Männern auf; stürzt sich brüllend auf den Jäger, der die Spitze hält, und versucht, dem Entsetzten die Büchse zu entreißen. Ramsay, der hinter ihm schreitet, in geographische Beobachtungen vertieft, ist gleichfalls überrascht. Mit einer angeborenen weidmännischen Entschlußkraft reißt er blitzschnell dem hinter ihm gehenden Boy das Gewehr aus der Hand und erlegt den Urwaldriesen auf wenige Schritte durch Blattschuß. Mit dumpfem Aufschlag stürzt das streitbare Großtier (N. hatte es erst für eine braunen Bären gehalten) vor den Füßen tot zur Erde. Mit einem anderen Artgenossen bildet dieser außergewöhnlich kapitale Gorilla jetzt noch eine Sehenswürdigkeit des Museums für Naturkunde in Berlin.

Der Forscher wird Hochschullehrer

In einem seltsamen Bündnis begegnen sich in diesem Tatmenschen Theorie und Praxis an einem einheitlichen Schaffensbild. Nach der schöpferischen Arbeit in den Konzessionsgebieten erfreut ihn 1907 ein Lehrauftrag der Universität Berlin, eine ganze Generation junger Afrikaner geht durch seine Hände. Gleichzeitig entwickelt der Dozent selbst Energie genug, Zura zu studieren und als Major noch sein Referendar-Examen abzulegen. Dann fordert ihn wieder die Praxis Auf Grund des Marokko-Abkommens mit Frankreich müssen die Grenzen Kameruns neu vermessen werden. Ramsay wirkt zunächst in Berlin bei der theoretischen Grundbestimmung und leitet dann von August 1913 ab an Ort und Stelle die schwierigen Arbeiten an der ganzen Ostgrenze Kameruns. Nach Rückkehr in die Heimat macht er sich im Juli 1914 abermals zur Ausreise bereit, doch das Schiff kommt nicht weit, in Messina werden die Passagiere an Land gesetzt und in 14 Tagen schlägt sich unser Held unter allen möglichen Listen nach Berlin durch. Sein nächstes Ziel sind hier schwere Batterien, die in Lötzen stehen sollen. er findet sie wirklich nach langer Suche — in der Gegend von Straßburg. Wieder aber ruft ihn ein hoher Befehl an eine strategisch wichtige Aufgabe: eine neue Karte von Syrien anzufertigen. Er reist nach der Türkei und entledigt sich in 19 Monaten glänzend seiner bedeutsamen Mission. Dann braucht das Kriegsministerium in Berlin den erfahrenen Kopf.

***

Der Krieg ist aus. Die Kolonien gingen verloren, doch ein alter Afrikaner verzagt nicht. Jetzt, während er von Afrika erzählt, fiebert er in der Erwartung, daß er, der Siebzigjährige, die Stätten seines Wirkens vielleicht schon in den nächsten Wochen wiedersehen werde.

Wir wünschen von Herzen, daß der alte Pionier, der uns scheidend grüßt, bald mit einer Fülle neuer Eindrücke gesund zu uns zurückkehren möge.

Karl Lütge

Das schwarze Herz von Newyork

Negerquadrat mit einem halben Neger — Neger-Theater, Negerdenkmäler — Und Negergefahr?

Jeder zwölfte Einwohner von Newyork ist ein Farbiger. Während jedoch die Asiaten im Straßenbild kaum auffallen, begegnet man den Vertretern der schwarzen Rasse überall auf Schritt und Tritt. Königl entfernt in der Riesenstadt ein großer, fast in sich geschlossener dunkler Stadteil: Harlem. Die Negerdichter sprechen vom „leibenschaftlichen Herz" der Neun-Millionen-Stadt, das hier schlägt. —

Zwischen der 138. und 145 Straße, begrenzt durch die 5. und 8. Avenue, im einstigen holländischen Dorf Neu Harlem, das später die deutschen Auswanderer aufnahm, sitzen die Neger Newyorks: aber auch an anderen Stellen der Stadt trifft man sie in abgeschlossenen Straßen. Keine Straße, wo Weiße und Schwarze gemeinsam wohnen! An der Ecke dieser sind Europa mit höchstem Interesse verfolgter) Zielpunkt dieser mächtigen Unternehmung. Tücke des Zufalls: 300 Meter neben den geheimnisvollen Quellen schlägt er sein letztes Lager auf, doch er ahnt nicht diese enge Nachbarschaft mit dem sehnsüchtig erstrebten Ziel, und die eingeborenen Führer leiten ihn abschlich falsch, in abergläubischen Vorstellungen befangen.

Jeder kennt die Bilder, die Harlem zeigen: Ein Straßenbild kann

Entlassen!

Erzählung
von Hans Franck

Man sollte es nicht für möglich halten und doch ist dem so: Es werden weit mehr Menschen wegen zu großer Tüchtigkeit als wegen zu großer Untüchtigkeit entlassen. Zum Wesen eines Vorgesetzten gehört es nun einmal, daß er seinen Untergebenen, wenn auch in der verfeinertsten Form, Gehorsam abverlangt. Soviel Freiheit dem Niederen von dem Höheren zugestanden wird — irgendwo und irgendwie ist er immer am Pflock des Gehorsams angebunden. So daß jeder Untergebene dem Fixstern gleicht, das zwar die unbeschränkte Freiheit hat, überall in dem Kreise zu grasen, welcher ihm durch die Länge des Strickes an seinem Halse zugemessen ist, nur nicht — und stände dort das saftigste Gras unmittelbar vor seiner Nase — nur nicht ein Schrittchen außerhalb dieses Kreises. Nun hat aber der Untüchtige allzeit besser als der Tüchtige verstanden, sich und der Welt seine begrenzte Freiheit als unbegrenzt einzureden und klugerweise nicht an dem Bis-hierher-Strick zu zerren. Was Wunder also, daß der Untüchtige in der Regel seinem Vorgesetzten nicht nur williger, sondern begabter als der Tüchtige erschienen ist, der Grenzen, hingerissen von seiner Kraft, nicht immer achten kann! Nirgend ist diese unnatürliche natürliche Umkehrung so oft sichtbar geworden wie in der kleinen Welt des Theaters, in der sich alle Dinge der großen Welt fratzenhaft verzerren; und in der Welt des Theaters wiederum nirgend so schreierisch wie an der Wiener Hofburg, diesem theaterhaftesten aller Theater. Hier hat denn auch einer der Tüchtigsten seines Standes ein Rucken an dem Untergebenen-Strick mit seinem Leben bezahlen müssen.

Als nämlich Joseph Schrewvogel — dem Titel nach Hofsekretär, dem Amte nach Dramaturg, dem Geiste nach die überragende schöpferische Kraft — dreizehn Jahre das Wiener Burgtheater geleitet hatte, bekam er wieder einmal einen neuen Vorgesetzten. Dieser, ein Graf Czernin, konnte nur den einen Zusammenhang mit der Kunst nachweisen, daß er in seinem einundzwanzigsten Jahr ein Bändchen miserabler Liebesgedichte auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Dennoch begnügte der neue Intendant sich keineswegs, wie seine Vorgänger, damit, in die Theaterkutsche einzusteigen und Schrewvogel, der den Weg mit all seinen Hindernissen und Abschüssigkeiten, mit all seinen Krümmungen und Schlüpfrigkeiten aufs Genaueste kannte, wie bisher weiterfahren zu lassen. Nicht einmal daran tat er sich genug, daß er ihm sowohl die Ziele als auch die Zeit und Stunde, wann sie zu erreichen wären, generalmäßig bestimmte. Vielmehr fiel er ihm, anmaßend und unverständig wie er war, immerfort in die Zügel.

Eines Tages, als der gräfliche Intendant durch die Verwerfung einer Anordnung Schrewvogels eine besonders große Dummheit machen wollte, sagte dieser ohne alle Erregung, aber mit jener Bestimmtheit, zu welcher ihm sein besseres Wissen ein Recht gab: „Davon verstehen Sie nichts, Exzellenz". Joseph Schrewvogel hatte nichts als die Wahrheit gesagt. Aber dieses eine Stückchen Eis, wie ein unvorsichtiges Steinchen die Lawine, jene Schicksalballung aus, welche ihn erschlug. Noch am selben Tage, an dem Schrewvogel sich gegen die Subordination vergangen hatte, schickte ihm Intendant Graf Czernin einen niederen Hofbeamten, der ihm das K. K. Reskript vorlas, durch welches er seines Postens enthoben und aus seinem Amte entlassen wurde. Auf der Stelle sollte er sämtliche Amtsgeschäfte seinem bisherigen Untergebenen, dem neuernannten Hofsekretär X., übermachen. Schrewvogel, mehr durch das, wie man an ihm handelte, als durch das, was man ihm antat, erschüttert, sagte einmal über das andere: „Ja — ja — — ja — — —!" Aber er vermochte nichts zu tun, was dieses Ja einlöste. Als sein Nachfolger, der, seit er dem Hofbeamten das Reskript, welches seine Rangerhöhung enthielt, aus der Hand genommen hatte, um mindestens zehn Zoll körperlich gewachsen schien, Schrewvogel wegen der Amtsübergabe bedrängte, bat dieser sich Frist bis zum nächsten Morgen aus. Da sie ihm abgeschlagen wurde, legte Schrewvogel mit zitternder Hand die Schlüssel stumm in die hingehaltene Linke seines Nachfolgers und ging wie ein abgewiesener Supplikant aus dem Büro hinaus, in dem er als allmächtiger Herrscher in seinem Reich Hunderte von Supplikanten empfangen hatte.

Stufe um Stufe tappte Joseph Schrewvogel die hohe Treppe hinunter, die er tagaus, tagein hinaufgeschritten war, oft im Arbeitseifer stiegen Schrittes zwei, drei Stufen übersprungend. Auf jeder meinte er, daß bis zur nächsten seine Kraft nicht ausreiche. Dennoch trugen seine Füße ihn ins Freie. Als ihm der Regen — es war an einem jener Maientage, deren Kälte einen nach der voraufgegangenen Wärme doppelt heftig anfällt — ins Gesicht schlug, gewahrte Schrewvogel, daß er ohne Hut und ohne Mantel gegangen war. Er stapfte also, Stufe um Stufe, die Treppen wieder hinauf. Da er jedoch die Tür zu seinem Arbeitszimmer, gewohnheitsweise ohne anzuklopfen, öffnete, saß sein Nachfolger bereits auf seinem Amtssessel. Und nachdem er ihm bedeutet hatte, daß künftig er, der frühere Dramaturg, Hofsekretär a. D. Schrewvogel, nicht mehr er, der jetzige Dramaturg Hofsekretär X., beim Eintritt in dieses Zimmer anzuklopfen habe, er, indessen Schrewvogel das diesmalige Versäumnis, nicht anzuklopfen, gern seinem bedreifischen Schmerz zugut halten wolle, entspann sich zwischen den beiden das nachfolgende, wortwörtlich überlieferte Gespräch:

„X: Was wünschen Sie, Herr Schrewvogel?

Schrewvogel: Meinen Schirm und Ueberzieher.

X: Die sollen ihnen nachgeschickt werden, wenn sie sich finden sollten.

Schrewvogel: Drüben in der Ecke sind sie.

X: Das kann ich glauben oder nicht.

Schrewvogel: Fragen Sie die Diener. Ich werde mich auf den Tod erkälten.

X: Daran liegt uns nichts."

Ohne Hut und ohne Ueberzieher wankte Joseph Schrewvogel durch den strömenden Regen heim.

Nach zwei Tagen war er krank.

Nach zwei Monaten war er tot.

Das erste Glockenmuseum der Welt. In dieser 200 Jahre alten Glockengießerei in Laucha an der Unstrut wird am 21. Juni das erste Glockenmuseum der Welt eröffnet.

Osterode mit 4 Pfennig Kassenbestand. Der gesamte Kreis Osterode im Harz leidet, wie viele andere Städte und Kreise, an Geldmangel. Am letzten Zahltag konnten die Gehälter für die Kreisbeamten nicht ausgezahlt werden, da die Kasse — dies Kuriosum ist einzigartig, nur einen Bestand von 4 Pfennig aufwies — Unser Bild (links) zeigt das Wahrzeichen der Stadt Osterode, sein Rathaus.

Bismarcks Doppelgänger auf Schweizer Briefmarken. Anläßlich des 50jährigen Jubiläums des St.-Gotthardt-Tunnels hat die Schweizer Postverwaltung eine aus drei Wertstücken bestehende Briefmarkenserie herausgegeben, deren 30-Rappenwert das Porträt des Schweizer Bundesrats Emil Welti wiedergibt. Das verblüffende an dieser Briefmarke, die unser Bild (rechts) zeigt, ist die große Aehnlichkeit mit dem Altreichskanzler v. Bismarck.

Artistenkinder

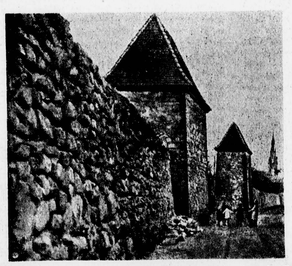
Von
Paul Gripper

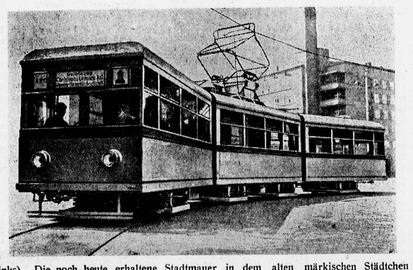
Artistenkinder haben ein ganz besonderes Gepräge. Der Bürger denkt dabei an Unordnung, an Petitschenhiebe und Unbildung. Wie ganz anders ist es in Wirklichkeit! Es gibt kein innigeres Familienleben als bei reisenden Artisten, und kein Vater ist zärtlicher zu seinem Kinde als der Clown, der Luftgymnastiker und der Saltomortalereiter. Für sie bedeutet die Familie Glück und Stolz; ihr Wohnwagen fährt zwar heute durch Holland, nächstes Jahr durch Spanien, oder Südamerika, aber in ihm ist alles beschlossen, was Heimat heißt. Hoffnung und Seligkeit. Draußen in der Manege wird „gearbeitet", wird das Leben eingesetzt bei jedem Auftritt; im Wohnwagen kocht die Mutter das Abendbrot, näht die Gattin die Kostüme und pflegt die Kinder, die mehr als in irgend einem Beruf Zukunft bedeuten und Weiterführung der Tradition.

Als ich in diesem Frühjahr mit einem Wanderzirkus durch Standinavien reiste, lernte ich zwei zehnjährige Mädchen kennen. Sie spielten den ganzen Tag mit ihren Puppen zwischen den Stallungen und den Requisitenwagen, lachten und tollten zusammen so ausgelassen, wie es ihren Jahren zukommt. Aber zu gewissen Stunden strich sich Alice, die Tochter des Clowns, ihr Kleid zurecht, holte die Geige und übte mit bewundernswürdiger Ausdauer immer wieder die gleiche Etüde, dieweil ihre Freundin mit dem Rechenbuch daneben saß. Manchmal kam der Clown vorbei, stand still unter der Zeltabfegelung, und sein Gesicht leuchtete. Wenn Pferdeknechte laut sprechend vorübergingen, legte er den Finger an seinen Mund und klopfte mit dem Fuß den Takt zur Geigenmelodie, so, als wollte er unsichtbar seiner Tochter über die Störung hinweghelfen. Als Alice eines Abends besonders schön spielte, ging er auf Zehenspitzen davon und kam nach einer Weile mit seiner alten Mutter zurück. Da standen die beiden Hand in Hand, zwei Zigeuner, und horchten selig auf das Violinkonzert des kleinen Kindes.

Die beiden Artistenkinder waren so wohl erzogen, daß sie auch von mir niemals Schokolade annahmen, ehe sie nicht ihre Eltern um Erlaubnis gefragt hatten, obwohl wir uns seit langer Zeit und sehr gut kannten. Während der Vorstellung saßen sie Hand in Hand oben auf den Artistenplätzen. Kein Blick schweifte ab in den Zuschauerraum, so klein sie waren, sie wußten, was da unten im hell erleuchteten Sande vor sich ging, war schwere Arbeit, ihrer aller Existenz. Und nach einer Weile saß das Töchterchen des Clowns allein; ihre Freundin schlüpfte durch die Stallungen nach dem elterlichen Wohnwagen. In der Manege wurde ein großes Schleuderbrett aufgestellt und die Kapelle spielte einen festlichen Marsch. Mit sechs weiß gekleideten, fehrigen Männern marschierte ein zierliches Kind in die Arena; es war Alicens Freundin. Sie, die vor ein paar Stunden noch am Puppenwagen kändelte, zeigte jetzt Höchstleistungen turnerischer Vollkommenheit. Ihr feines, blasses Gesichtchen ist ernst gesammelt; känzerisch springt sie auf das Schleuderbrett, ihr schmaler Körper reckt sich und zweimal hintereinander wirbelt sie sich um ihre eigene Achse durch die Luft, lander federnd auf dem Teppich, verbeugt sich und geht bescheiden zum Vater zurück. Sie lächelt, so oft der Beifall ihre Arbeit bestätigt, aber sie bleibt ein Kind, auch dann, wenn sie zur Krönung des Abends antritt, zu einem „Trick", den außer ihr kein Kind der Welt auszuführen kann. Drei ihrer Onkels stehen Schulter auf Schulter mitten in der Manege, eine lebendige Säule, und das kleine Mädchen schleudert sich nun vom Sprungbrett hoch, dreht einen Salto und landet oben als „vierter Mann" auf den Achseln des obersten der drei.

Ich habe mich einmal nicht beherrschen können. Die Nachmittagsvorstellung war vorüber, und eben kam die kleine Akrobatin über den Zirkusplatz gesprungen, auf mich zu, der ich mit ihrer Freundin Alice im Sand lag und ein Bilderbuch betrachtete. „Sag mal, hast du keine Angst, wenn du dich da hinaufschleuderst?" — „Angst? Wozu denn, ich habe das doch gelernt." „Wie lernt man sowas?" forschte ich weiter. „Da müssen Sie den Vater fragen, ich kann es halt, und die anderen sind ja dabei!" Deutlich war zu merken, wie uninteressant dem Kind diese Unterhaltung war. Und schon fingen die beiden Mädchen an, sich gegenseitig Bilderbuchverse vorzusagen.





An dieser Mauer holten sich die Hussiten blutige Köpfe (Bild links). Die noch heute erhaltene Stadtmauer in dem alten märkischen Städtchen Bernau, das in diesen Tagen sein 700jähriges Bestehen und zugleich die 500jährige Wiederkehr seines Sieges über die Hussiten feiert. Im April 1432 waren die Hussiten in die Mark eingedrungen, brandschatzten eine Reihe von Städten und gelangten schließlich vor die Mauern Bernaus. Die Bürgerschaft von Bernau setzte sich entschlossen zur Wehr und schlug nicht nur alle Stürme der Feinde ab, sondern tötete bei einem Ausfall auch den größten Teil der Belagerer. Die Niederlage vor Bernau leitete die Befreiung der Mark von den Hussiten ein.

Ein neuer „Großraum-Gelenkwagen" (Bild rechts). Mit diesem neuartigen Straßenbahn-Wagentyp werden zur Zeit in Berlin Versuche unternommen. Er besteht aus drei Teilen, die durch Gelenke miteinander verbunden sind und ein Passieren von einem Wagenteil in den anderen gestatten. Das Auffallende an dem Gefährt ist der außerordentlich große Stehplatzraum, sowie überhaupt das große Fassungsvermögen bei verhältnismäßig geringer Länge. Der Wagen wird demnächst auch im Haag aus Anlaß des Internationalen Straßenbahnkongresses als eine Spitzenleistung der deutschen Waggonindustrie vorgeführt werden.

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

2. Fortsetzung

„Das steht doch wohl in meinem Belieben, Herr Doktor Cleff?!"

Sie ging in die Garderobe und legte dort den weißen Arbeitsmantel an. Ohne sich weiter um Dr. Cleff zu kümmern, setzte sie sich danach an ihren Platz.

Im Aerger über sich selbst, daß er sich zum Ausspielen dieser Spitze hatte hinreißen lassen und daß dadurch die gute Stimmung, die er zu seinem Vorhaben so dringend benötigte, verdorben worden war, sah Dr. Cleff auf die vor ihm liegenden Zeichnungen nieder. Er'l nach einer Weile war es ihm gelungen, die Erregung niederzuzwingen. Er blickte wieder nach Lanna hin. Da sie nicht aufsah, erhob er sich, als sei nichts geschehen, und trat neben sie.

Lanna schüttelte den Kopf und wandte sich wieder ihren Zeichnungen zu.

Dr. Cleffs Gesicht färbte sich langsam dunkelrot, aber mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung zwang er sich auch jetzt wieder zur Ruhe.

„Gnädiges Fräulein! — Ich bin nicht der Mann, der sich durch Launen von seinen Vorsätzen abbringen läßt! — Ich frage Sie also nochmals: Sind Sie endlich zur Vernunft gekommen? Sie müssen meine Frau werden, und zwar bald! Sie brauchen einen Mann, der Sie führt und gegebenenfalls über Ihnen wacht!"

In Lannas Antlitz trieg gegen ihren Willen die Röte des Zornes. Sie war nahe daran, heftig aufzufahren, mit letzter Selbstbeherrschung zwang sie sich jedoch zur Ruhe.

„Herr Doktor Cleff! — Der wiederholte Heiratsantrag ist das nun schon, den Sie mir machen und den ich ablehne? — Ich bitte Sie dringend, meine Geduld nicht auf eine zu harte Probe zu stellen! Sie zwingen mich sonst, wie Sie es tun, auf Höflichkeitsrücksichten zu verzichten! Ich möchte es Ihnen und mir ersparen, noch deutlicher werden zu müssen!"

„Mein Gott, gnädiges Fräulein!" — antwortete der Chefingenieur. „Ich verstehe gar nicht, was Sie noch gegen mich haben! Seien Sie versichert, daß Sie, wenn wir einige Zeit verheiratet sind, Ihr ursprüngliches Sträuben selbst nicht mehr verstehen und höchstens noch darüber lachen werden! — Und dieses Bewußtsein ist es, das mir den Mut und die Zuversicht gibt, Ihren Wunsch zu ignorieren und meine Bewerbungen nicht aufzugeben! —

Was haben Sie nur an mir auszusetzen, Fräulein Rhomberg? Und daran scheinen Sie auch nicht zu denken, daß ich weit und breit der einzige Mann bin, der in der Lage ist, die spätere Nachfolgeschaft Ihres Herrn Vaters zu übernehmen!"

Lanna vermochte ihren Unwillen nicht mehr zu unterdrücken; von ihrer Erregung fortgerissen, fuhr sie auf:

„Herr Doktor Cleff! — Ihre letzten Worte zwingen mich, das zu tun, was ich vorhin noch nicht für dringend notwendig hielt, da ich annahm, daß Ihre Einsicht Sie leiten und zu sich selbst rufen würde! —

Ich habe Ihnen schon oft genug gesagt: Ich mag nicht! — Das ist der wichtigste Grund, den es überhaupt geben kann! Und wenn Sie meine Worte noch immer nicht ernst nehmen wollen, wenn Sie mir weiterhin mit Ihrer suggestiven Methode entgegentreten gedenken, dann zwingen Sie mich dazu, Ihnen zu sagen, daß ich diese Verhältnisse anders als Sie bezeichne — nämlich als Anmaßung und Zudringlichkeit! —

Und jetzt, zum allerletzten Male — Schluß damit! — Ich bulde kein Wort mehr über dieses Thema! — Und wenn Sie sich nicht fügen wollen, so seien Sie schon jetzt von dem unterrichtet, was Sie vielleicht noch nicht wissen oder nicht wissen wollen: Die Hälfte der Rhombergwerke ist mein Eigentum! Sie sind, Herr Doktor Cleff, ebensogut mein Chefingenieur, wie derjenige meines Vaters! — Aber ich habe keine Lust, weiterhin mit Ihnen zusammenzuarbeiten, wenn Sie sich nicht zur Korrektheit entschließen können, innerhalb der Grenzen, die ich Ihnen hiermit setze!"

8.

Uebermüdet und erschöpft verließ Hermann Fahrensoll nach der Vernehmung mit dem Fürsten Trufanoff und seinen Freunden das Polizeipräsidium. Es war schon heller Tag; der Verkehr und das Getriebe der Weltstadt hatten bereits eingesetzt.

Fürst Trufanoff verabschiedete sich in aufrichtiger und dankbarer Herzlichkeit.

„Ich hoffe, daß wir uns nun öfter begegnen werden, Herr Fahrensoll?!"

Fahrensoll überreichte ihm seine Adresse.

„Auch ich würde mich freuen, Durchlaucht! Ich bitte, mich unsittweilen Ihrer Durchlaucht zu empfehlen!"

Im nächsten Blumengeschäft bestellte er ein Arrangement mit dem Auftrag, es der Fürstin gegen Mittag zuzustellen. In einem Mietwagen fuhr er nach Hause.

Unmerklich schlief er ein. Er schrak auf, als der Wagen vor der Wohnung anhielt. Ohne sich die Mühe zu geben, sich ganz zum Bewußtsein zurückzurufen, schritt er die Treppen hinauf; er schloß die Türe auf und wollte danach sogleich durch das Schlafzimmer ins Bad gehen. Er hatte auch die Hand schon auf die Klinke gelegt, da öffnete Fritz Aginger rasch die Flügeltür und rief ihm zu:

„Halt, Herr Fahrensoll! — Bitte nicht ins Schlafzimmer gehen!"

Fahrensoll hielte sich um; der Famulus lächelte verschmitzt und vielbeutig.

„Was soll das Grinsen, Fritz? — Weshalb soll ich mein Schlafzimmer nicht betreten?!

Benötige ich dazu etwa erst deine Erlaubnis?"

Der Famulus versuchte, seinen Gesichtsausdruck zum Ernst zu zwingen, doch es gelang ihm nicht, das vergnügte Lächeln zu unterdrücken.

„Sie dürfen nicht hineingehen, Herr Fahrensoll, weil schon jemand drinnen ist, drinnen schläft!" erwiderte er im Kampfe mit seiner Lachlust. „— eine Dame!" platzte er heraus. Er konnte seine Belustigung nicht mehr unterdrücken; der Ausdruck seines verwegenen und durchtriebenen Gesichtes verwandelte sich in ein einziges lautloses und fröhliches Lachen.

„Ja, zum Donnerwetter!" Fahrensoll wurde hellwach.

Fritz Aginger kannte seinen Herrn; er wußte, daß er jetzt ungehalten werden würde, wenn er nicht schleunigst Aufklärung gab.

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll! — Aber Ihr Fräulein Tochter ist eingetroffen! — Sie ist eingetroffen — und nun ist sie halt da! — Und schlafen — mußte sie ja schließlich auch wieder einmal, nachdem sie den Tag über und die halbe Nacht hindurch von Berlin hierher gefahren ist!"

Fahrensolls Augen öffneten sich weit vor Staunen.

„Wa—a—as?! — Was war das?! — Meine Tochter?! — Meine Tochter ist angekommen?! — Ja, wieso denn?! — Bist du verrückt — oder voll des süßen Weines?! — Seit wann habe ich denn eine Tochter?! — Wieso bin ich denn Vater?"

Aginger weidete sich in fettem Behagen an seiner grenzenlosen Verblüffung.

„Sie wissen doch, Herr Fahrensoll, die kleine Marl aus Australien! — Jetzt ist sie eine junge Dame geworden, und man muß wohl Fräulein Maximiliane, Fräulein Maximiliane von Eib zu ihr sagen! — Ich war nicht weniger erstaunt, wie Sie es sind, Herr Fahrensoll. Sie erklärte mir lang aber bündig, und klipp und klar, es habe ihr im Institut nicht mehr gefallen; sie sei zu alt für diese Umgebung geworden, und da sie keine Komplexe habe züchten wollen, und da sie ja in Australien niemand mehr habe und Sie, Herr Fahrensoll, seit dem Tode ihres Vaters ihr Normund seien, so seien Sie doch jetzt etwas Aehnliches wie ein Vater ihr gegenüber, und so sei sie gekommen, mit dem Vorsatz, hierzubleiben! — Sie würde Sie einfach Papapa oder noch fixer Papi nennen! — Sie fragte mich auch, ob man mit Ihnen große Mühe hätte — oder ob Sie leicht zu erziehen seien!" —

Fahrensoll schlug die Hände über den Kopf zusammen.

„Herr meiner Tage! — Kommt das Kind da mir nichts dir nichts hierher und stellt mich einfach vor die vollendete Tatsache, stellt mich glatt vor die Tatsache hin, daß es da ist! — Und übermütig und selbstsicher scheint es zu sein, daß einem angst und bange werden könnte! —"

Das Lachen übermannte ihn für Augenblicke; er schüttelte den Kopf und strich sich über die Haare. Angesichts des noch immer vor Belustigen strahlenden Gesichts des Famulus wurde er wieder ernst.

„Hast du an das Institut depeschiert, daß Marl hier ist und daß man sich nicht sorgen soll? Fritz? — Noch nicht? — Warum nicht, Fritz? — Selbstständig denken, denken, mein Freund! — Hilf mir aus meinen Sachen, baue mir ein Bett auf dem Diwan im Wohnzimmer, und dann los zum Postamt!

Es hat Mut, das kleine Fräulein! — Wie alt ist es denn jetzt? — Warte mal! — Als wir damals Australien verließen und ihr Vater Marl in meine Obhut gab, war sie vierzehn Jahre alt, plus fünf Jahre, die inzwischen verflossen sind, macht neunzehn Jahre! — Und recht hat sie eigentlich auch! — Ich hätte mich längst mehr um sie bekümmern müssen, es wäre meine Pflicht gewesen! — Aber zumächst werde ich ihr einmal ausgiebig den Kopf waschen! — Ausgureisen, einfach ausgureisen und hierher nach Paris zu kommen!

Wenn Marl aufgewacht ist, dann wecke mich ebenfalls gleich! — So ein Kreuz! — Nun muß ich mir, dem das Gefühl für Familie längst gänzlich abhanden gekommen ist, noch den Kopf darüber zerbrechen, wo und wie ich das Kind unterbringe! — Wenn es wenigstens ein Junge wäre! —

Fritz! — Schau unterwegs einmal in den Buchhandlungen nach, ob du nicht einen Leitfaden auftreiben kannst, aus dem man lernen kann, wie man sich als fünfundvierzigjähriger Mann einer neunzehnjährigen Tochter gegenüber benehmen muß! —

Und nun, ich bin müde!" —

Im Nachsinnen und Grübeln schlief er auf dem zum provisorischen Bett umgewandelten Diwan ein.

Wie lange er geschlafen hatte, konnte er im Augenblick nicht feststellen, als ihn vergnügelte und durchdringende Hilferufe weckten. Im Nu, wie er das vom Kampieren in Zelten und an Lagerfeuern gewöhnt war, sprang er auf. Sofort hellwach, eilte er an die Türe. Im Laufen zerrte er den Mantel über den Schlafanzug.

Die Hilferufe klangen angstvoller, lauter und dringender; es war eine helle Frauenstimme, die in der Wohnung rief; sicher war es Maximiliane von Eib.

Im Flur prallte Fahrensoll mit Aginger zusammen, der mit der Leiche her mit hochrotem Kopf nach dem Schlafzimmer rannte.

„Fifi!" stöhnte er. „Um Himmels willen! — Fifi ist ausgekommen." —

Fahrensoll puffte ihn wütend in die Seite und stieß im Augenblick danach die Tür zum Schlafzimmer; in entsetzen bebte er zurück.

Im Bett lag Maximiliane, unter der leichten Decke, auf der sich, bös, gefährlich, drohend und durch die Rufe anscheinend zur höchsten Angriffslust gereizt, Fifi, die Kobra, aufzurichten versuchte. Maximiliane hatte in angstvollen Grauen die Hände zur Abwehr erhoben.

„Still sein, Kind!" rief Fahrensoll leise und eindringlich. „Der Schlange fest in die Augen schauen!"

„Fritz! — Die Flöte!"

Zitternd ließ Fritz sich in die Knie nieder. Unregelmäßig, infolge seines stoßenden Atems, aber doch eigenartig und lockend erklangen die Töne.

Das Reptil ließ sich auf die Decke fallen und lauschte. Noch einmal versuchte es sich aufzurichten; es wandte sich mit geblähtem Halse Maximiliane zu, deren Gesicht sich verzerrte unter dem Zwange der Beherrschung und im Bemühen, nicht aufzuschreien, doch unter dem Banne der allmählich regelmäßiger werdenden Töne der Flöte fand die Kobra wieder in sich zusammen. Sie ließ sich von der Decke herabgleiten und kam mit langsamen, tanzenden Bewegungen heran.

Fritz fing sie mit wiedergewonnener Sicherheit und legte sie in den Blechkorb.

„Einen Stock her! — Das Biest wird auf der Stelle getötet!" befahl Fahrensoll zornig.

„Vorwärts, einen Stock her!"

„Jawohl, jawohl, gewiß, Herr Fahrensoll!" Fritz schlang schützend den Arm um den Korb und wandte sich im Suchen nach einem Ausweg; sein Blick fiel auf Maximiliane.

„Draußen, bitte, Herr Fahrensoll, draußen! — Ich selbst werde es tun!" antwortete er mit einem Aufatmen der Erleichterung.

Fahrensoll war seinem Blick gefolgt; er nickte widerstrebend und wies nach der Türe.

„Marsch, raus!" befahl er. „Ich bulde diesen Unfug keine Stunde länger mehr!"

Maximiliane atmete noch erregt, Fahrensoll blickte an seinem Mantel hinab und dann nach dem Mädchen hin, von dem nur der Kopf mit dem schönen, lebhaften Jungengesicht und dem auf der linken Seite gescheiteltem und rechts etwas in die Stirn fallenden Haar zu sehen war.

„Tag Marl!" sagte er. „Donnerwetter, Kind, was sind das für Sachen?! Ausgureisen?! — Weshalb schriebst du mir nicht, damit ich dich wenigstens hätte abholen können?"

„Tag, Papi!" antwortete sie mit spitzbübischem Lächeln. „Donnerwetter, Papi, was sind das für Sachen?! — Lebensgefährlich! Gefährlich! — Wieso hatte dieses Reptil die Möglichkeit, hier in der Wohnung herumzukriechen und eine harmlose und hilfslose Dame zu belästigen?!"

Fahrensolls Augen wurden von Wort zu Wort vor Staunen größer. Sprachlos blickte er in die auserschtlich und selbstsicher auf ihn gerichteten blanken und lachenden Augen in dem jetzt vor Verguügen strahlenden Gesicht.

„Rotlos soh er wieder zurück nach seinem Anzug.

„Wir wollen uns anziehen und uns dann erst richtig begrüßen!" schlug er vor, da ihm eine andere, ähnlich sichere Antwort wie die ihrige absolut nicht einfallen wollte.

„Los, wer zuerst angezogen ist!" rief Maximiliane fröhlich und sprang mit einem Satz aus dem Bett heraus.

Maximiliane lachte herzlich angesichts seiner wenig geistreichen Mienen und rief ihn damit wieder zu sich selbst zurück.

„Also los!" wiederholte er, da ihm beim besten Willen nichts Gescheiteres einfallen wollte.

9.

Es war gerade zwanzig Uhr, als Lutz Hartner die Türe zu dem Häuschen hinter sich schloß, in dessen Parterre sich ein kleiner Laden befand, das Reich Mutter Augustins, die die Angestellten des Werkes mit Tabak- und Kolonialwaren versorgte.

„Ja, ist's denn wahr, gibt's denn das?" verwunderte sich die weißhaarige Greisin mit dem gutmütigen, großmütterlichen Gesicht. „Gibt's denn das, Herr Hartner, daß Sie bei Tageslicht einmal herauskommen?" — Aber jetzt gleich ins Bett und mal tüchtig ausgeschlafen! — Sie dürfen mir nichts mehr arbeiten, und ich schließe Ihnen die Bücher weg, wenn Sie nicht wenigstens heute einmal ausruhen! Man sollte es nicht glauben, daß ein Mensch das überhaupt aushalten kann, soviel zu arbeiten! Und Sie sind mein bester Kunde im Schwarzen-Kaffee-Kaufen! — Aber das ist nicht gut, Herr Hartner! — Ihre Nerven gehen dabei kaputt! Sie werden es gewiß noch spüren und dann an Mutter Augustin denken und sich selbst schimpfen und sich sagen: Warum habe ich nicht auf sie gehört?!" —

Lutz Hartner lachte.

„Danke, Mutter Augustin! — Sie haben recht, aber, was will ich machen, wenn ich muß? — Ob von außen her oder von innen heraus, das ist ja schließlich einerlei!" —

„Das verstehe ich nicht, Herr Hartner! Das verstehe ich nicht! — Ich verstehe nur, daß Sie nicht zuviel arbeiten dürfen! Arbeiten ist recht, und noch einmal arbeiten ist auch gut, aber arbeiten, arbeiten und immer wieder nur arbeiten, das heißt sich selbst ruinieren!"

„Schlafen werde ich noch nicht, Mutter Augustin!" — sagte Hartner ab, „aber ich werde die Gelegenheit bei geringen Freiheiten benutzen und noch ein bißchen segeln!" —

„Das ist recht, das ist gescheit, Herr Hartner, da schlafen Sie nachher um so besser!" —

Ohne heute noch den Büchern und den Zeichenmappen zu schauen, legte Lutz Hartner den Tagesanzug ab und schlüpfte in die

Sporttracht. Mit dem Wechsel der Kleidung schien er auch ein anderer Mensch geworden zu sein. Seine große, schmale Gestalt reckte sich, und sein intelligentes, einnehmendes Gesicht mit den übermüdeten Augen und den ab und zu zuckenden Schläfennerven hellte sich auf. Mit tirer Sicherheit, als sei er es von Kind an nicht anders gewohnt, legte er den weißen Kragen um und knotete er geschickt den Binder.

An See hatten sich Kameraden an selbstgebauten Motorbooten; sie luden ihn ein, mitzumachen, doch er wehrte ab.

„Ich muß mal an die Luft!" antwortete er lachend in dem unter den Kameraden gebräuchlichen burschikosen Ton. „Sonst vermolte ich noch ganz!" —

Unter dem Druck des günstigen Windes schoß sein Boot am Eingang der weiten Bucht vorbei, die links auf Prien zu weit ins Land hinein stieß. Er stemmte sich mit dem Körper gegen das in der linken Hand ruhende Steuer und nahm die Leine fester in die Rechte, als vor ihm die Insel Herrenchiemsee mit dem dem Versailler Schloß nachgebildeten Prunkschloß König Ludwigs II. von Bayern auftauchte. Geschickt manövrierte er um die Insel herum. Erst als das verlassene Ufer in der Ferne und in der Dämmerung verschwunden war, kreuzte er vom jenseitigen Ufer her auf die Mitte zwischen der Insel Herrenchiemsee und der Fraueninsel mit dem weithin den Weg weisenden Zwiebelturm des Nonnenklosters zu. Die Dämmerung kam schon näher herangekrochen, doch das Ziel, die kleine, flache, unbewohnte Insel zwischen den beiden größeren Schwestern, war erreicht. Er landete und vertaute das Boot an einem Stein. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß die Glocken des Nonnenklosters auf der Fraueninsel in wenigen Minuten einundzwanzig Uhr läuten würden.

Unter glücklichem Lachen steckte er sich eine Zigarette an. Er warf sich ins Gras und blickte nach den grauen und weißen Gipfeln der Alpen hinüber, die vom Abendrot umrahmt und vergoldet die gewaltigen grünen Flächen der Hänge überragten. Das wundervolle Schauspiel erhob und beglückte ihn, so daß er zunächst das Geräusch des Motors des Kleinflugzeuges fast überhörte, das von der Insel Herrenchiemsee aus eine elegante Schleife beschrieb, auf die kleine Insel zubiett und nach kurzem Gleitflug elegant und glatt landete.

Er sprang auf, eilte auf das Flugzeug zu, dem geschickt und sicher eine junge Dame im Fliegeranzug entstieg.

Lachend warf sie den Sturzhelm und die Fliegerbrille ab, und in glücklichem Jubel eilte sie in die Arme Hartners.

„Lanna!" —

„Lutz! — Endlich habe ich dich wieder!" — Lutz hob Lanna hoch, schwenkte sie im Dreben um sich selbst durch die Luft und zog die ebenfalls Jubelnde von neuem an sich.

„Unsere Freude wird jetzt um so größer sein können, nachdem wir von dringenden Pflichten nicht mehr belastet sind, Lieb!" —

Schon wieder redest du von Pflichten, Lutz, statt dich einmal nach Herzenslust und in allem Uebermut zu freuen!"

„Aber, Lieb, ich freue mich doch! — Schau mich doch nur an!" — Jede Müdigkeit war aus seinen Augen verschwunden; sein Gesicht strahlte vor Glück.

Lanna betrachtete ihn unter Lächeln und scheinbar ernsthaftem Prüfen. Sie reckte die schmale, sportlich trainierte Gestalt, ihr schönes, von dunklen, kurzen Haaren umrahmtes Gesicht näherte sich dem seinigen.

„So gefällt du mir, Lutz!" —

„Sonst doch auch?!" neckte er.

„Jetzt möchtest du wohl wieder hören, daß ich dich lieb habe?!" antwortete sie im gleichen Tone, aber gleichzeitig umschlossen auch ihre Arme schon seinen Hals. — —

Später seufzte sie.

„Lutz, wenn dieses Versteckenspielenmüssen doch nur einmal ein Ende hätte! — Weshalb sprichst du nicht einfach mit Vater?! — Wir könnten gleich heiraten; denn die Wahl meines Mannes ist für ihn auch selbstverständlich meine Sache! — Dieses Aneinandervorbeigehenmüssen und Nichtkennendürfen ist qualvoll — und es wäre doch eigentlich gar nicht notwendig! Wir heiraten, und du trittst als Teilhaber in die Firma ein! — Daß du etwas kannst, davon hat Vater sich doch schon mehrmals überzeugen können!" —

Lutz strich zärtlich über ihr Haar, sah aber gleichzeitig bedrückt vor sich wieder ins Gras.

„Du hast recht, Lieb!" —

„Also!" fiel Lanna energisch ein. „Sei doch nicht so stolz, so empfindlich, Lutz! — Wenn du nur den zehnten Teil des Selbstbewußtseins und der Unbedenklichkeit dieses Doktor Cleff hättest, dann wäre alles längst in Ordnung!" —

Hartners Mienen verdunkelten sich. Gequält strich er sich über die Stirn. Lanna beobachtete ihn aufmerksam. Da sie seine Qual bemerkte, nahm sie seine Hände in die ihrigen und drückte sie an ihre Brust.

„Lutz! — Bitte, bitte nicht böse sein! — Du bist ein so tüchtiger, ein so lieber und so stolz und edel denkender Mensch, daß es einen ja jammert, wenn man mitansehen muß, wie du dich abrackerst, daß ich mich gedrängt fühle, dir den Weg abzukürzen! Zwecklos wirst du dein Ziel der Erringung einer unabhängigen Position ohne jede Hilfe erreichen, aber es muß doch nicht sein, daß du dich gesundheitlich ruinierst und auf jede Lebensfreude verzichtetst?! — Du kannst doch deine Energien auf viel größere und bedeutsamere Ziele konzentrieren und dir die Position, die du geschenkt nicht nehmen willst, nachträglich noch erarbeiten! Ueberhaupt, es handelt sich doch gar nicht um ein Geschenk! — Du würdest auch die Kraft, mit Vater zu sprechen und ihm deine Verhältnisse klarzulegen, schon aufbringen, wenn du wolltest! Ich kenne dich doch, Lutz! — Ich weiß auch ganz genau, weshalb du das nicht tun magst! — Du willst von mir, als deiner künftigen Frau, nicht gefördert werden, um auch von mir deine Persönlichkeit nicht abhängig zu machen! — Das ist es, nicht wahr, Lutz?! — Und fühlst du nicht, wie schmerzlich das für mich ist?! —

Lutz zuckte in hilflosem Lächeln die Achseln.

„Lieb! Du hast ja so recht! — Ich weiß es, daß es schließlich einerlei wäre, ob ich mir vor oder nach unserer Heirat eine führende Stellung erarbeite, aber, Lieb, ich kann nicht, ich kann wirklich nicht! — Ich weiß nicht, wie ich dir das erklären soll — es liegt eben so in meinem Blut, in meiner Natur!"

Lanna seufzte resigniert.

„Ich zwinge dich ja nicht, Lutz! — Aber laß dir sagen, was wahr ist. Du bist ein eigensinniger Dickschädel! — Man müßte dir einen tüchtigen Stoß versetzen, damit du, und sei es gegen deinen Willen, dahin stolpern müßtest, wohin du gehörst!" —

Lutz zog sie unter herzlichem Lachen an sich. Sie wehrte sich noch, doch er lachte weiter.

„Lieb, jetzt sind wir also wieder so weit gekommen, daß du mich schimpfst und ich mein Prädikat erhalten habe, und nun müssen wir uns auch gleich wieder versöhnen, folgerichtig, wie es immer war! — Es wird schon werden! — Nur den Mut und das Vertrauen nicht sinken lassen! In meiner Heimat sagt man: Die mangelnde Basis durch stramme Haltung ersetzen!" —

Noch ärgerlich schüttelte Lanna den Kopf.

„Das sagst du immer, du Harkopf, du!" — murrte sie. Aber dann erwiderte sie doch seinen Blick, und auch ihr Gesicht klärte sich langsam wieder auf.

10.

Fritz Atzinger hatte weder einen Leitfaden über das Thema: „Wie müssen fünfundvierzigjährige unverheiratete Väter eine neunzehnjährige Tochter behandeln?" — gebracht, noch war Fahrensoll selbst ein Einfall gekommen, wie und wo er Maximiliane von Eib, Marx, wie er sie auch jetzt noch nannte, unterbringen sollte. Darüber, daß er sie ihrer offensichtlichen Gemütsdepression doch unmöglich einen Tag, nachdem sie seine Bekanntschaft gemacht hatte, die Verantwortung für einen Wildfang aufbürden, wie Maxi es war.

Ratlos legte er im Wohnzimmer Hunderte von Metern zurück, hin und her, und her und hin. Seine Gedanken landeten immer wieder bei der Fürstin Trutzonoffa. Resigniert entschloß er sich, zum Fürsten Trutzonoffa zu fahren und ihn um Rat zu bitten.

Da Maxi nichts anderes mitgebracht hatte als das, was sie auf dem Körper trug, und sonst nur einen kleinen Stadtkoffer mit Puder, Lippenstift und einigen Notwendigkeiten, hatte er sie mit Fritz Atzinger zum Einkaufen geschickt. Entschlossen schrieb er einen Zettel, daß er in zwei Stunden ungefähr zurück sei, da traf Maxi gerade mit Fritz Atzinger, beide mit Paketen und Schachteln beladen, wieder ein.

Sofort sprang Maxi ihm an den Hals und küßte ihn, wie die leibliche Tochter es auch nicht herzlicher hätte tun können. Fahrensoll stöhnte innerlich, vor Hilflosigkeit und Verlegenheit.

„Papi! — Eine Bitte hätte ich! Die erste, die allererste, die ich ausspreche! — Und ich spreche sie aus, obwohl du es gar nicht verdient hast, gebeten zu werden! Jahrelang, ach—re—lang hast du mich in diesem Institut belassen und dich nicht im geringsten um mich gekümmert! Wenn ich ein Säugling von einem Jahr gewesen wäre, dann hättest du das ja tun können, dann hätte ich sicher nicht darunter gelitten, aber — — —!"

Herr, hilf! — klagte Fahrensoll im geheimen.

„Nun, was ist denn, Kind?!" — unterbrach er Maxi, um weiteren Vorwürfen und Anklagen zuvorzukommen.

„Erstens, Papi, bin ich kein Kind mehr — und zweitens mußt du mir die Erfüllung meiner Bitte schon zusagen! — Du bist viel zu sehr kompromittiert, um auf Kompromissen bestehen zu können! — Also: Ein Vielleicht' gibt es nicht, gibt es von vornherein nicht!"

„Dann will ich mich lieber erst mal setzen, Kind, damit ich nicht vielleicht vor Schreck umfalle!" —

„Erstens bin ich kein Kind mehr, Papi! — Und zweitens mußt du Fifi, die Kobra, noch einige Tage hier lassen!" —

„Wa—a—as?!" — Fahrensoll sprang auf. „Ist das Biest denn noch immer nicht im Jenseits der Schlangen?! — Frix, was ist das für eine Verschwörung?!" —

„Laß Herrn Atzinger nur ruhig aus dem Spiel, Papi! — Die Sache ist einfach die, daß ich mir das Reptil, das mich so erschreckt hatte, einmal von einer sicheren Plattform aus der Nähe anschauen wollte — und als ich das getan hatte, fand ich Fifi gar nicht mehr so verabscheuungswürdig! — Ganz im Gegenteil — ich fand sie höchst interessant!"

„So, so!" — Fahrensoll rang nach Atem.

„Und weißt du, Papi, was ich mir ausgedacht habe? — Etwas Niedagewesenes, etwas ganz Herrliches! — Etwas, Papi, was mich berühmt machen wird! — Ich will nämlich berühmt werden, Papi, verstehst du? — — Jedermann muß wissen, wer Maximiliane von Eib ist!" —

Fritz Atzinger grinste scheinheilig.

Von dunkler Ahnung erfaßt, blickte Fahrensoll gebannt auf den unaufhörlich plappernden Mund seiner Bizetochter.

„Um Gottes willen, Kind, was hast du denn vor?!"

„Erstens, Papi — — —!"

„Bist du kein Kind mehr, ganz recht, mein Kind, es macht mir schon Sorgen genug, daß es so ist, aber da du mich Papi nennst, mußt du dir schon gefallen lassen, daß ich dich Kind nenne!"

Verblüfft sah Maxi ihn an.

„Allen Ernstes, Papi, jetzt bist du derjenige, der recht hat!"

Fahrensoll nickte resigniert.

„Ich wußte es, mein Kind! — Ich hatte nicht daran gezweifelt!"

„Also, Papi! Schau her!" — Sie wickelte ein Päckchen aus. „Weißt du, was das ist, Papi?"

„Es scheint mir ein Maulkorb zu sein, Kind."

„Ganz recht, Papi, es ist ein Maulkorb für Fifi, meinen Liebling!"

„Deinen Liebling?"

„Jawohl, Papi, meinen Liebling!"

„Morgen werden Herr Atzinger und ich uns in den Bois de Boulogne begeben. — Der Filmoperateur ist schon an die Ponte de Nasty bestellt. — Und jetzt, paß auf, Papi! — Der Operateur wird mich aufnehmen, wenn ich, unbefangen und in unaufdringlicher Ueberlegenheit, die Straße daher geschlendert komme, mit Fifi an der Leine! — Der Film wird in sämtlichen Kinos gezeigt werden, und mein Bild, Papi, wird in allen illustrierten Zeitungen der Welt erscheinen!"

„Herr des Himmels!" — Fahrensoll sprang auf und schlug die Hände vor das Gesicht.

Verdutzt sah Maxi ihn an.

„Aber, Papi, was ist denn, was hast du denn? — Freust du dich denn nicht — oder hast du meine Idee am Ende gar nicht verstanden? —

Stelle dir doch vor, Papi: Jede Filmschauspielerin läßt sich mit ihrem Wagen oder mit ihrem Motor- oder Segelboot oder Flugzeug filmen, wenn sie originell ist, sogar mit ihrem Hündchen, mit einem Fuchs, einem Kaiman, einem Geparden — und wenn sie eine ganz glänzende Idee hat, sogar mit einem Seebund! — Aber meine Idee ist einzigartig, das Recht der Priorität steht mir zu! — Eine Dame mit einer Kobra, mit einer waschechten Brillenschlange, das ist noch nie dagewesen! — Selbstverständlich muß der Operateur auf aufpassen, daß er mit der Brillenzeichnung fein abkommt! — Und denke dir nur, Papi, wenn unter dem Bilde stehen wird: Maximiliane von Eib, die Tochter des bekannten und berühmten Forschers und Weltreisenden Hermann Fahrensoll, mit einer Kobra, die besonders für sie von ihrem Vater aus dem indischen Dschungel mit nach Europa gebracht worden ist! — Dieser Effekt, Papi! — Herr Atzinger hat nichts dagegen, und du wirst doch wegen des kleinen Schwindels nicht böse sein wollen, Papi! — Das brauchen die Leute doch nicht zu wissen, daß du Fifi nicht leiden kannst, daß du sie nicht anders als ‚Biest' nennst und daß du sie, wenn du sie nur siehst oder von ihr hörst, mit dem Tode bedrohst?! — Alle Welt wird auf mich neidisch sein! — Ich werde mindestens zehntausend oder vielleicht noch mehr Briefe bekommen, und mindestens tausend Heiratsanträge, die ich natürlich in unnahbarer Hoheit ablehnen werde!" —

Atzingers Grinsen entwickelte sich immer mehr zur infam belustigten Grimasse.

Fahrensoll schluchzte; er zog sein Tuch aus der Tasche und trocknete seine Tränen. „Herr, Herr, vergib ihr!" — ächzte er und barg das Gesicht in den Händen.

Atzinger konnte nicht mehr an sich halten; er platzte los mit wieherndem Lachen.

In explodierendem Zorn sprang Fahrensoll abermals auf.

„Verrückt, verrückt, total meschugge! — — Frix — Atzinger! — Koffer packen! — Egal wohin! — Fort, nur fort! — Zu den Kopfjägern nach Südamerika oder auf Borneo, zu den Zulukaffern oder Botokuden nach Afrika, oder zum Dalai-Lama meinetwegen! — Egal wohin, nur fort aus dieser Zivilisation!" — Er stürmte zur Tür hinaus.

Atzinger hielt sich die Seiten; er war blaurot geworden vor Lachen und Anstrengung, sich zu beherrschen. Hilflos ließ er sich auf den Diwan fallen.

„Also, was ist denn?!" — fragte Maxi verständnislos und beleidigt. „Was ist denn in euch gefahren?" —

Atzinger streckte Arme und Beine der Decke entgegen und stöhnte, schrie, wieherte und brüllte vor Lachen.

„Na, aber, was ist denn los mit euch? — Wir sind doch modern?! — Meine Idee ist doch originell, sogar überoriginell!" —

Da Atzinger sich noch immer nicht halten konnte, zuckte sie nachsichtig und mitleidig die Achseln und tippte sich an die Stirn.

„Ich glaube, ihr zwei seid hysterisch! — Oder es könnte höchstens noch sein, daß ihr an periodischen, gänzlich unmotivierten Lachkrämpfen leidet!" —

11.

Lutz Hartner erhob sich noch ausnahmsweise genügendem Schlaf und angenehmen Träumen; verguügt gähnte er sich in den Spiegel hinein zu.

Es klopfte.

Ohne Glauben, Frau Augustin wolle das Frühstück bringen, rief er sogleich: „Bitte."

Ein unauffällig elegant gekleideter großer und schlanker Mann mit farblosem Gesicht, dessen Züge man beim Blick in die durchdringend leuchtenden grauen Augen sogleich wieder vergaß, trat ein und verbeugte sich leicht nach gewohnheitsmäßig mechanischem Aufklappen des Rockkragens.

Kommissar Kronstedt! Doktor Lutz Hartner?"

Hartner nickte betroffen.

Der Kommissar ließ den Blick forschend über seine schmale und hohe Gestalt und das einnehmende, von der Arbeit gezeichnete Gesicht gleiten, bedauernd zuckte er die Achseln.

„Ich verhafte Sie hiermit im Namen des Gesetzes, Herr Doktor Lutz Hartner, und beschlagnahme gleichzeitig Ihre sämtlichen Papiere!"

Bestürzt ließ Hartner die zum Händedruck ausgestreckte Rechte fallen; sein Gesicht verlor die Farbe und füllte sich dann langsam wieder mit der Röte des Unwillens.

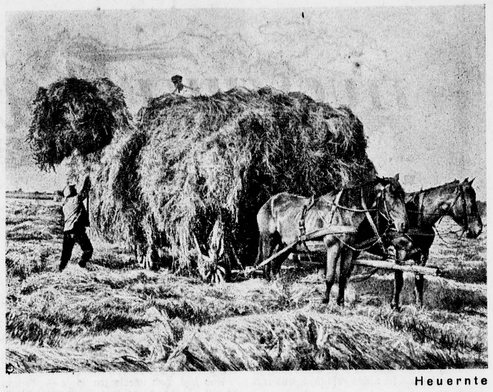
„Weshalb?!" fragte er knapp und scharf.

„Sie stehen unter dem dringenden Verdacht, die Pläne des Flugschiffes ‚Ikarus XI' gestohlen zu haben!"

„Torheit! — Ich soll die Pläne gestohlen haben, die ich selbst erdacht und verbessert habe?! — Verfluchter Sie keine Zeit, Herr Kommissar, mit der Verfolgung dieser falschen Annahme und mit weiteren zwecklosen Bemühungen! — Sonst verschwindet der Dieb inzwischen über alle Berge!"

Kommissar Kronstedts Gesichtsausdruck blieb unbewegt.

(Fortsetzung folgt)



Heuernte

Deutsche Tierwelt, die ausstirbt

Während der Mensch der Vorzeit bis in die frühgeschichtliche Zeit hinein in einem zähen, beständigen Kampf mit seinen Feinden unter den Tieren lebte, und dieser Kampf sich später auch auf den Schutz der tierischen Hausgenossen des Menschen ausdehnte, denen vierbeiniges und gefiedertes Raubzeug aller Art nachstellte, hat sich in unseren Tagen das Bild völlig gewandelt. Der Mensch in unseren Breiten hat nicht nur keine Feinde mehr unter den Tieren und fast ebensowenig seine Haustiere. Er hat im Gegenteil erkannt, daß er in der Bekämpfung seines Gegners bereits zu weit gegangen ist. Alle die Tierarten, die früher einmal dem Menschen gefährlich werden oder seinen Lebensraum beengen konnten, sind dem Aussterben geweiht. Darüber hinaus hat Jagdlust und Habsucht viele wertvolle Tiere solcher Verfolgung ausgesetzt, daß sie ebenfalls fast restlos vernichtet wurden. Dazu kommt, daß die menschliche Kultur den Niedergang aller in freier Wildbahn lebenden Tierarten beschleunigt hat, für die die freie, von Menschenhand unberührte Natur Lebensbedingung ist. Der Lebensraum des Wildes ist immer noch der urwüchsige, ungepflegte Wald. In dem Maße, als die moderne Forstkultur den Wald in eine Holzkammer verwandelte, das Unterholz als Unkraut vernichtete und die Bäume sauber in Reihen pflanzte, hatte das Wild seine Heimat verloren. In letzter Minute hat sich der Mensch dessen besonnen, daß hier eine nicht wieder gutzumachende Verarmung unseres ohnehin nicht reichen Tierbestandes droht und so ein unersetzliches Stück Natur der Vernichtung preisgegeben ist. Heute gibt es in Europa nur noch ganz wenige Landstriche, in denen das einst die europäischen Urwälder bevölkernde Wild seine natürlichen Lebensbedingungen findet, und wo es noch vereinzelt anzutreffen ist. Wo diese Bedingungen nicht gegeben sind, hat der Mensch künstliche Wildgehege angelegt. Wohl können wir uns in dieser Hinsicht nicht mit außereuropäischen Ländern vergleichen. Bekannt sind die riesigen Naturparks in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Südafrika und Australien, die so groß sind wie manches europäische Land, und in denen sich die Reste des einheimischen Wildes ungehindert tummeln können. Europa ist übervölkert und und bietet dafür zu wenig Raum. Aber immerhin gibt es doch noch einige Oasen der europäischen Fauna, denen der Naturfreund sein besonderes Interesse zuwendet.

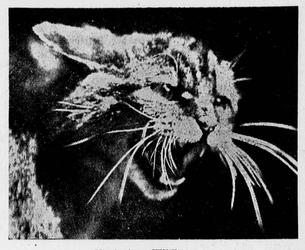
Ein Prachtexemplar von Wisent

Unter den Tierarten, deren Bestand am meisten gefährdet ist und die andererseits zu den stattlichsten Vertretern der europäischen Tierwelt gehören, verdient besondere Erwähnung der Wisent, der fälschlicherweise auch als Auerochs bezeichnet wird. Beide sind zwei ganz verschiedene Arten von Wildrindern. Sie bevölkerten in riesiger Zahl die Urwälder des vorgeschichtlichen Germaniens und waren bis in das Mittelalter hinein die begehrteste Jagdbeute. Der Auerochs ist bereits seit dem 16. Jahrhundert vollständig ausgestorben, aber noch heute kreist sein Blut in den Adern unseres Hausrindes. Der Auerochs war der zahmere unter den beiden Vettern, und schon von den Steinzeitmenschen mochte der gefangene Ur zum Haustier gezähmt worden sein. Der Wisent jedoch hat allen Zähmungsversuchen getrotzt. Er ist der wilde Sprößling der Wälder und Sümpfe geblieben. Heute gibt es von ihm nur noch etwa 50—60 Stück, die sich auf verschiedene Wisentgehege verteilen. Neben einigen Zoologischen Gärten gibt es noch Wisent-Gehege in Woitzenburg, in Springe bei Hannover, im Wildreservat des Fürsten Pleß in Oberschlesien usw. Vor dem Kriege besaß Europa ein riesiges Wisentreservat in dem zu Rußland gehörenden Urwald von Bialowiesch, wo mehr als 700 Wisente gezählt wurden. Aber der Krieg hat ihren Bestand dezimiert. Als der Urwald von deutschen Truppen besetzt wurden, wurden sofort energische Schutzmaßnahmen für das unersetzliche Wild durchgeführt. Später vernichteten wilddende russische und polnische Truppen den Rest bis auf wenige Stück. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, wie bedauerlich das allmähliche Verschwinden dieser Tierart ist, denn der reinblütige Wisent mit seinen schöngebogenen Hörnern, der steil aufsteigenden Rückenlinie und dem gleichmäßig braunen Fell ist eine wahre Edelgestalt unter unserm Wild und der kostbarste Tierbesitz, über den Europa verfügt.

Uhupärchen

Eng verknüpft mit dem Schicksal des Wisents ist das des Elches, der ebenfalls in den vorzeitlichen Wäldern in ungeheurer Zahl anzutreffen war, heute jedoch nur noch in den ausgedehnten ostpreußischen Wäldern mit ihren zahlreichen Mooren und Brüchen anzutreffen ist. In dem nordöstlichen Teile der Provinz mögen zur Zeit 600—700 der gewaltigen Tiere hausen. Nur dadurch, daß der Elch unter strengsten gesetzlichen Schutz gestellt wurde, ist es gelungen, ihn vor dem Aussterben zu bewahren. Wie groß das Interesse an der Erhaltung dieser einzigartigen Tierart ist, geht schon daraus hervor, daß neulich eine von verschiedenen europäischen Staaten beschickte Konferenz getagt hat, die über Maßnahmen zum Schutz des Elches beriet.

Das große Raubwild ist bei uns so gut wie vollständig verschwunden. Der Bär ist völlig ausgerottet (in Spanien und Italien gibt es noch vereinzelt wilde Bären. Auch in Tirol will man Meister Petz noch gesehen haben) und Luchs und Wolf werden nur noch als Einwanderer aus dem Osten oder Westen (Frankreich, Spanien) bei uns gesehen. Einigermaßen behauptet hat sich lediglich die Wildkatze, die in sehr bescheidener Zahl in einzelnen Mittelgebirgen, in größerer Zahl in den Alpenländern vorkommt, wo ihr weite, ungestörte Wälder und felsige Verstecke zur Verfügung stehen. Auch sie genießt strengen gesetzlichen Schutz wie der Nerz, jenes dem Marder verwandte Pelztier, das frei so gut wie gar nicht mehr vorkommt, und von dem man nur noch ausländische Spielarten in den Pelztierfarmen vorfindet. Besonders schmerzlich vermißt der Naturfreund auch den Biber, jenes muntere Nagetier, das, in ganzen Kolonien hausend, durch seine kunstvollen Wasserbauten bekannt geworden ist. An der Elbe befindet sich ein Biberschutzgebiet, in dem neuerdings aber die Tuberkulose ausgebrochen ist, so daß sein Tierbestand ernstlich gefährdet erscheint. Außerdem werden die Tiere durch den Wassersport aufs äußerste beunruhigt und in ihrer Lebensgewohnheit beeinträchtigt. In den Alpen hat man dem fast ausgestorbenen Steinbock viel Schutz und Pflege angedeihen lassen und ihn in privaten Schutzrevieren wieder einzuführen versucht. Auch die Schweiz hat einen größeren Schutzpark für Steinböcke und Gemsen errichtet, die ebenfalls sehr bedroht sind. Von den letzteren hat man einen kleinen Stamm auf dem Altvater angesiedelt.



Kopf einer Wildkatze

Unter dem Federwild ist der schwarze Storch, der wildlebende Vetter unseres weißen Hausstorches, fast völlig verschwunden. Nur noch in einigen vom Fremdenverkehr unberührt gebliebenen Waldern Norddeutschlands trifft man ihn vereinzelt an. Sein Schicksal hat der Uhu geteilt, ebenso der Kolkrabe, der nur noch in der Provinz Schleswig-Holstein angetroffen wird. Die Könige unter den Vögeln, die Adler, hat blindwütiges Schießertum fast gänzlich ausgerottet. Der Steinadler, das Wappentier so vieler Länder, hat nur noch in den Alpen einige Horste, die förmlich an den Fingern abzuzählen sind, und die sich auf die unzugänglichsten Stellen verteilen. Vom Fischadler und Kormoran gibt es in ganz Deutschland nur noch drei Kolonien, und Schrei- und Seeadler sind soweit zurückgegangen, daß deren Standorte sogar geheim gehalten werden müssen, wenn nicht die vollständige Vernichtung dieser Raubvögel erfolgen soll. Alle diese Vögel, insbesondere aber die Adlerarten, stehen unter strengstem Naturschutz, zugleich mit ihnen eine ganze Reihe kleinerer Vogelarten, wie Falken usw.

Der schwarze oder Waldstorch

Zieht man die Bilanz, so ergibt sich eine erschreckende Verarmung der europäischen Tierwelt. Sie wird immer eintöniger, und fast kann man den Zeitpunkt voraussehen, an dem sie nur noch aus Kleinwild, Singvögeln und — Haustieren bestehen wird. Groß ist das Schuldkonto des Menschen, der ohne Veranlassung, zum Teil ohne zwingende Notwendigkeit den Untergang all dieser Tierarten heraufbeschworen hat. Umso größer ist aber auch seine Pflicht, alles daran zu setzen, um die letzten Vertreter dieser prachtvollen, mannigfaltigen Tierwelt zu retten.

Kämpfende Elche

Auch Sarrasani schließt

Sarrasanis weltberühmte Zirkusschau, die sich zur Zeit in Holland aufhält, wird jetzt aufgelöst. Der größte Teil des Personals hat bereits den Kündigungsbrief erhalten. Sarrasani wird einen Teil seiner Tiere verkaufen und sich nach Dresden zurückziehen, wo er einen festen Zirkus besitzt. Unser Bild zeigt eine der Glanznummern des Zirkus Sarrasani, die große Tigernummer.

Eine Seite Kurzweil

Plate

Mein Freund Plate hatte in der Lotterie 15 000 Mark gewonnen.

„Was willst du mit dem vielen Geld?" fragte ich.

„Amerika", sagte Plate, „nichts wie Amerika".

Und da Plate ein konsequenter Mann war, fuhr er mit dem nächsten Dampfer ab. „Und wie ist es mit deinem Englisch?" rief ich ihm zum Abschied zu.

„Lern' ich drüben!" schrie er zurück und winkte mit der Mütze.

In Newyork etablierte er sich. „Hauptsache: Anpassung" dachte er, und er ließ über seinem Vorstadtladen eine Lichtreklame mit seinem Namen anbringen.

„Morning, Mister Plate", sagten die Leute, aber sie sprachen seinen Namen seltsamerweise „Pleete" aus.

„Anpassen", dachte er und ließ die Mechaniker kommen. Die änderten die Lichtreklame in „Pleete". Aber am nächsten Tage sagten die Leute „Pliete" zu ihm . . .

Plate begann sich zu wundern, aber er war, wie gesagt, ein Mann von Konsequenz. So kamen die Mechaniker abermals und änderten die Lichtreklame in „Pliete".

Aber wie es einerseits im englischen, andererseits mit den hohen Mechanikerrechnungen nun einmal ist: Von diesem Augenblick an war mein Freund Plate — „Pliete".

Schulferien!

Nur kein Neid —
wer hat, der hat . . .

Widerspruch

Junggeselle (stark angeheitert): „Und mich nennen die Leute einen alleinstehenden Herrn!"

Enttäuschung

Der große Tag war gekommen. Kadlmann kehrte wieder in seine Heimat zurück.

„Wie die Leute staunen werden," monologisierte er. „Zwei Jahre bin ich weg gewesen. Mensch, Kadlmann, werden sie sagen, zwei Jahre warst du weg. Wo hast du gesteckt, alter Junge? Erzähle, werden sie sagen, komm her, wir zahlen eine Runde Bier, aber erzähle."

Und als Kadlmann vor dem Bahnhof seiner Heimatstadt stand, den angekommen, und sich umblickte, kam auch schon ein Bekannter an.

„Guten Morgen, Kadlmann," sagte er, „was machst du denn schon so früh am Bahnhof — willst du verreisen?"

Im Dienst

Als der sonntägliche Kirchgang nach beim Militär Vorschrift war, lautete einmal ein solcher Befehl: „Zum sonntäglichen Kirchgang versammelt sich die Mannschaft vor der Kirche hinter der Kirche, nach der Kirche vor der Kirche."

Mahnung

Frau Meckermann (zum neugemieteten Kindermädchen): „Ich hoffe, daß Sie Liebe zu den Kindern haben werden, Fräulein — meinen achtjährigen Sohn schließe ich natürlich aus!" fk.

Ganz fürchterlich

Die Dame: „Ist es wirklich wahr, daß Professor Sorgenzen die Sprache verloren hat?"

Der Herr: „Ja, vor acht Tagen wurde er plötzlich stumm."

„Das ist aber doch schrecklich."

„Ja, gewiß, und er sprach sieben Sprachen."

„Mein Gott, und in all diesen sieben Sprachen ist er nun stumm?".

G. Dr.

Aufklärung

Der kleine Otto bekommt von Mutti einen Aufklärungsvortrag gehalten. „Und deshalb, mein Junge," sagt Mutti, „sollst du nie andere Jungens fragen. Komm zu mir, wenn du etwas wissen willst."

„Weißt du denn alles, Mutti?"

„Alles, mein Kind!"

„Au fein, Mutti. Dann sage mir mal schnell — wieviel Röhren hat ein Hochfrequenzempfänger mit Wechselstromanschluß?" "

Aus der „Frankfurter Illustrierten Zeitung":

Eine Frau bringt ihren Mann ins Krankenhaus.

„Hat er Pyjamas?" fragt die Aufnahmeschwester.

„Nein, der Arzt sagt, es wäre eine Blinddarmentzündung."

„Merkwürdig, meine besten Ideen kommen mir immer beim Händewaschen."

„Mensch, da würde ich an deiner Stelle doch mal baden, damit mal ne größere Fläche mit dem Wasser in Berührung kommt."

„Sind Sie verheiratet?"

„Nein, ich bin vom Auto überfahren worden!"

Seltsame Logik

Ein ungebetener Gast, der Gerichtsvollzieher, findet sich bei Herrn Lohmann ein. Er kennt die Tricks, die Lohmann anzuwenden pflegt, um den Besucher gar nicht erst einzulassen. So wundert sich denn der Gerichtsvollzieher gar nicht, daß die Tür verschlossen ist. Er klopft nur an und sagt: „Herr Lohmann, ich weiß, daß Sie zu Hause sind, machen Sie doch gleich mal die Tür auf. Sie können ja dornicht weg sein, denn ihre Stiefel stehen ja vor der Tür."

Darauf antwortet Herr Lohmann von innen: „Lieber Herr, das will gar nichts heißen. Ich kann ja bei den schönen Wetter auch barfuß spazieren gegangen sein."

MITGETEILT VOM BEHRENS NEUHEITENDIENST, BRAUNSCHWEIG

Schweiz

Am 1. Juni, vor 50 Jahren, wurde auf der Gotthardbahn der durchgehende Betrieb eröffnet. Dieses Jubiläum wurde Anlaß für eine große Jubelfeier in Luzern. Auch die Postverwaltung hat sich entschlossen, drei Erinnerungsmarken zu 10, 20, 30 Rappen herauszugeben, die besonders das Andenken an drei Männer, die sich um das Zustandekommen der Gotthardbahn besonders verdient machten, ehren sollen. Es handelt sich hier um den Erbauer Louis Favres, den langjährigen Präsidenten Alfred Escher und den Bundesrat Emil Welti.

Island

Mehr und mehr geht Island dazu über, die König Christian-Serie durch Landschaftsbilder zu ersetzen. Als erstes Motiv für diese Serie hat man den berühmten Wasserfall, den Gullfoß gewählt. Schon vor einigen Monaten gab es einige niedrige Werte dieser Wasserfall-Serie, die jetzt durch drei weitere Werte zu 60, 65 und 70 aur ergänzt wird.

Belgien

hat eine neue Ausgabe vorbereitet, von der jetzt die ersten Werte erschienen sind. Bei den kleinen Werten ist man davon abgewichen, das Bild des Königs zur verwenden. Auf ihnen sind symbolisch Handel und Landwirtschaft dargestellt. Vorläufig sind die Werte 2, 5, 10, 20, 25, 35, 75 cent. und 2,50 frs. erschinen. Die Serie der Portomarken wurde durch zwei Werte zu 1 fr. und 1,50 frs. ergänzt. Die Expreß-Marke zu 2,45 frs. mit dem Bilde von Eupen erhielt den Aufdruck 2,50 frs.

Bolivien

Bereits im Jahre 1930 wurden neue Portomarken, Ziffermuster, Dreieckform, hergestellt, aber erst vor wenigen Wochen sind die ersten Werte zu 5, 10, 30 cent. in den Verkehr gekommen. Jetzt werden drei weitere Werte zu 15. 40 und 50 cent. bekannt.

Denken Sie nach

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5
6	4	5	7	8
9	4	10	7	11
10	2	11	12	11
10	12	5	7	7

Die Ziffern in den Feldern der Figur sind durch entsprechende Buchstaben zu ersetzen, so daß die waagerechten Reihen folgendes bezeichnen: 1. ein Trinkgefäß, 2. einen arabischen Gruß, 3. Vögel, 4. einen preußischen Staatsmann des 19. Jahrhunderts, 5. einen Nebenfluß der Elbe, und die in den acht fett gedruckten Feldern befindlichen Buchstaben, von oben nach links herum gelesen, einen weiblichen Namen.

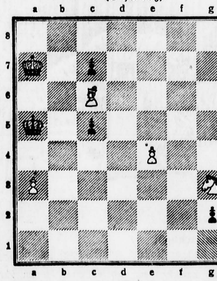
Logogryph.

1 2 8 4 5 6 1 im Spanien bin ich eine Stadt;
1 8 1 2 6 4 manch Mädchen meinen Namen hat;
2 1 8 6 1 bekannt als griechische Dämone,
1 5 6 4 ein jeder Sänger mich einübte;
1 2 4 du ersinnst mich, wohl bekomm es dir;
2 4 bin ein Gebiet zu Kaschmir.

Schach-Aufgabe.

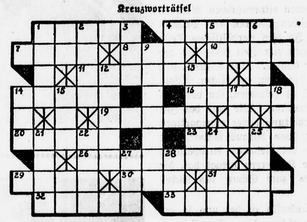
Von J. Koers u. F. Richter
(Bet. Morgenpost 1931.)

(Schwarz).



(Weiß).
Matt in 8 Zügen.

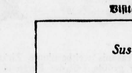
Kreuzworträtsel



Die Wörter bezeichnen:

Waagerecht: 1. Körperorgan; 4. Schwester der Lea; 7. Kalter NO-Wind vom Adriatischen Meer; 8. Stadt am Brenner; 10. Bruder Jakobs; 11. Gemüsepflanze; 14. Raubtierart; 16. Mädchenname; 19. Fluß zur Ostsee; 20. Fluß in Frankreich; 23. Bühnenleitung; 26. Südfrüchte; 29. Stadt in Ostfriesland; 30. Portugiesische Kolonie in Vorderindien; 31. Thäter; 32. Stufenfolge. Tonleiter; 33. das Göttliche im Menschen. — Senkrecht: 1. Theaterplatz; 2. Hafenstadt am Kaspischen Meer; 3. soviel wie setzen; 4. Titel; 5. bewaffnete Macht; 6. rechter Nebenfluß des Rheins; 9. Stadt im Schweizer Kanton Tessin; 12. Herbstblume; 13. Nebenfesen (Plural); 14. europäische Hauptstadt; 15. Schanftätte; 17. Arbeitseinheit; 18. Lebensbündnis; 21. griechischer Kriegsgott; 22. Drama von Ibsen; 24. soviel wie Schluß; 25. Fluß im Harz; 27. türkischer Aufseher, Befehlshaber; 28. Luftformiger Körper.

Streichholzrätsel.



Neunstehendes aus 21 Stäbchen gebildetes Wort soll durch Umlegung von 4 Stäbchen in ein kleines Wasser verwandelt werden.

Visitenkartenrätsel.

Suschen Witter

Geldern

Wen liebt die Eigentümerin der Karte am meisten?

Bilderrätsel.

Logogryph.

Reuß, Lidet, Linie, Folgen, Gabel, Eis, Band, Anhalt, Pips, Greis.

Aus jedem der obigen Worte ist durch Veränderung eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden, so daß die fortgelassenen und die neu hinzugefügten Buchstaben ein Sprichwort ergeben.

Auflösungen aus Nummer 11

Auflösung des Kreuzworträtsels. Waagerecht: 1. Amati; 5. Salbe; 10. Ara; 11. Lei; 13. Rogate; 16. Madras; 18. Orel; 19. Lea; 20. Ammer; 21. Oer; 22. Heide; 24. Ani; 25. Ems; 26. Eis; 27. Abo; 29. Lenny; 30. Moa; 32. Nero; 34. Ner; 35. Bann; 36. Intakt; 38. Aaren; 40. Il. S. A.; 41. Ena; 42. Niere; 43. Ernte. — Senkrecht: 2. Mainz; 3. Arad; 4. Tat; 6. Mie; 7. Leda; 8. Birma; 9. Trog; 12. Ziel; 14. Dresden; 15. Element; 16. Madeira; 17. Amazone; 22. Hel; 23. Ein; 27. Anis; 28. Arius; 30. Marat; 31. Anna; 33. Dase; 35. Bonn; 37. Kar; 39. Ser.

Lösung des Silbenrätsels:

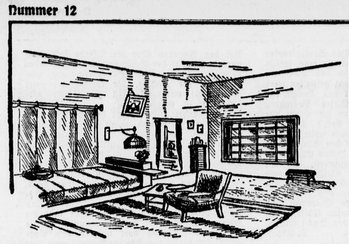
Affisch — Federmaus
Nagold — Goldfisch
Zelle — Lea
Edstein — Steinbock
Neger — Gerste
Garbe — Bogas
Riga — Galopp
Aalar — Larve
Rubine — Nebra
Enkel — Keller
Rubin — Binse

Anagrammrätsel: Shakespeare.

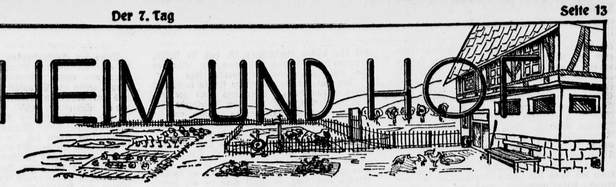
Lösung des Gegensatzrätsels: Abendrot, Lablied, Laufig, Eisenstadt, Niederdeutsch, Sauerland, Taubenhaus, Edelfitz, Inselreich, Nahewein. — Allenstein.

Lösung des Telegrammrätsels: Diebe, Strich, Brief, Diener, Greis, After, Schwert, Dichter, Schnur, Wanne, Gedicht, Schlosser. — Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los. (Goethe.)

Lösung der Dreiecks: 1. Pfalz, 2. Fuse, 3. Ase, 4. Ic, 5. B.



HEIM UND HOF



Der Laubfrosch

Von Wilhelm Blohm — Mit zwei Abbildungen

„Wenn die Frösche im Frühjahr noch nicht quaken wollen, kommt auch das Laub nicht heraus. Wenn aber die Frösche quaken, kommt das Laub hervor. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus!" Bis auf den Schlußsatz stimmt dieser oft angeführte Trugschluß.

Watwauwatwarrewar, watwat . . . . Jeder Landbewohner kennt dieses Konzert, das Ende April oder Anfang Mai aus den meisten Tümpeln und Teichen unserer Heimat erschallt. Gott sei Dank, jetzt gibt es mürrenes Wetter; die Frösche quaken! Nur in diesem Falle zeigt sich der Laubfrosch als Wetterprophet; im Glase betrügt er uns oft. — Ob wohl alle Leser wissen, daß dieses erste Froschkonzert von Laubfröschen veranstaltet wird? Nicht der braune Grasfrosch ist es, denn der hat schon gelaicht, auch nicht der grüne Wasserfrosch, dessen abgerissenes Gequarre erst Mitte bis Ende Mai ertönt. Wenn aber jemand glaubt, daß es „Hunderte" von Fröschen sind, die da die halbe Nacht lärmen, dann ist er im Irrtum. In den meisten Fällen sind es ganz wenige Männchen, etwa vier bis sechs, die ihren Weibchen auf diese Weise ihre Liebe bekunden. Das werden wir viele Leser nicht glauben, es ist aber bestimmt so.

Ohne Frage ist der Laubfrosch der von den Menschen angesehenste seiner Sippe; genießt er doch die Ehre, in manchen gut bürgerlichen Familien in unzweckmäßigen Glasbehältern oder besonders für ihn gebauten Laubfroschhäusern mißhandelt zu werden. Sein oben einfarbig saftgrünes Kleid mit dem schwarzen Seitenstrich, das je nach seiner Umgebung und der Witterung heller oder dunkler gefärbt sein kann, seine geringe Größe von vier Zentimetern, seine Intelligenz, seine Kunst im Springen, seine Fertigkeit, mittels der Haftballen an den Zehen selbst an der glatten Fensterscheibe emporzuklimmen, haben ihn zum Freund des Menschen gemacht.

Bei beiden Geschlechtern ist die Unterseite des Laubfrosches gelblich weiß; das Männchen hat vom vierten Lebensjahr an eine mißbraune Kehle, die es beim Quaken weit aufbläht (siehe Abbildung 1, Nebenbildchen rechts).

Ist der 800 bis 1000 Eier enthaltende Laich abgelegt, dann verläßt der Laubfrosch das Wasser, steigt vom Schilf auf das Ufergebüsch und entfernt sich oft weit vom Teich. Beim Himbeerpflücken im Walde, bei der Nuß- oder Obsternte findet man dann zufällig den einen oder anderen Laubfrosch. Während des Sommers bleiben die Laubfrösche auf den Blättern der Bäume und Sträucher. Wo solche fehlen, also im Hochgebirge (man fand ihn bis zu 2000 m Höhe), in der Steppe und in der Marschgegend, gibt es keinen Laubfrosch. Somit bewohnt er den größten Teil von Europa zwischen dem 57. und 28. Grad nördlicher Breite. Er fehlt in Irland, Großbritannien, in Norwegen, im nördlichen Schweden und Rußland, bewohnt aber die Mittelmeerländer Afrikas, Vorder- und Mittelasien bis zu der chinesischen Ostküste und Japan, jedoch sind diese Ausländer vom deutschen Laubfrosch etwas verschieden. Bei anderen Arten ist die Brutpflege recht verbreitet, so beim brasilianischen Bananenlaubfrosch, der seine Eiklumpen an der inneren Seite der Bananenblätter anbringt und sie in eine schaumige Masse einhüllt.

Wie ist es nun mit dem Wetterprophezien unseres Laubfrosches? Bei gutem Wetter sitzt er auf den Blättern, quakt auch im Sommer ab und zu, wenn die Luft feucht ist. Weht aber ein rauher Wind oder regnet es stark, dann verkriecht er sich unter die Blätter oder unter Steine usw. Auch bei großer Hitze sucht er den Schatten auf, damit seine schleimige Haut nicht austrocknet. In diesen Gewohnheiten sind seine prophetischen Gaben begründet.

Seine Nahrung besteht aus allerlei Insekten: Fliegen, Käfern usw., die er in zierlichen Sprüngen erbeutet. Zum Herbst, wenn die Bäume kahl werden, verkriecht er sich unters Moos oder im Schlamm und verbleibt hier bis zum Frühjahr in der Winterruhe.

Bis zum August ist die Verwandlung aus dem Ei und der Kaulquappe vollendet, und die etwa ein Zentimeter großen Frösche verlassen das Wasser. Alle vierzehn Tage findet eine Häutung statt; erst nach dem vollendeten dritten Lebensjahr ist er geschlechtsreif.

Der Laubfrosch hat viele Feinde; manches Ei und manche Kaulquappe werden schon von Enten, Fischen oder Wasserinsekten gefressen. Der Storch findet die kleinen Frösche, wenn sie im Wiesengrase sitzen. Im Magen eines einzigen Wespenbussards fand ich eine große Menge Laubfrösche. Viele werden auch im Frühjahr den Weg zum Tümpel verfehlen, im heißen Sommer vertrocknen oder im Winter umkommen.

Wer einen Laubfrosch in der Gefangenschaft halten will, sperre ihn niemals in ein zu kleines Einmachglas. Das Glasgefäß soll mindestens 30 Zentimeter lang sowie 20 Zentimeter breit und hoch sein. Der Boden wird mit feuchtem Moose bedeckt, kann auch eine Schale mit Wasser enthalten, in das der Frosch wohl selten hineinsteigt, wenn es das mit Fliegendraht verschlossene Gefäß mäßig feucht.

Abbildung 1
Laubfrosch (Hyla arborea)
Rechts Laubfroschmännchen mit aufgeblasenem Kehlsack

Belaubte Zweige — Buche und Eiche —, die mit dem Ende in das Wassergefäß gestellt werden, schmücken den Raum (Abbildung 2). Hier wird der Frosch sich wohlfühlen, und ein Männchen wird in einem solchen Behälter auch quaken. Als Nahrung reiche man Fliegen und andere Insekten, auch Mehlwürmer, doch muß alles lebend sein; tote Tiere rührt der Frosch nicht an. Im Notfalle muß man tote Insekten an einem Faden fliegen und bewegen, bis der Frosch danach schnappt. Bald lernt der Laubfrosch seinen Pfleger kennen und nimmt ihm die Fliege aus der Hand. Handelt es sich um einen großen Brummer, den der Frosch kaum bewältigen kann, dann stopft er ihn mit der „Hand" ins Maul!

Ich besaß einen Laubfrosch, der, sobald ich das Glas öffnete, auf meine Hand sprang. Dann ging ich mit ihm durchs Zimmer und zeigte ihm die Fliegen an der Wand oder am Fenster, die er in zierlichem Sprung erbeutete. Er wartete, bis ich ihn auf etwa 20 Zentimeter herangetragen hatte, und versetzte dann selten die Beute. Einmal brachte ich ihn an eine tot am Spiegel hängende Fliege. Er ließ sich täuschen und nahm sie; aber er hat mir die Täuschung sehr übelgenommen und war mißtrauisch geworden. In Zukunft paßte er besser auf und sprang erst, wenn die Fliege sich bewegt hatte. — Der Laubfrosch schwitzt zum Feuchthalten der Haut einen Saft aus, der ätzend wirkt. Es ist nicht ratsam, die Hand, die eben dem Frosch berührte, an die Augen zu bringen. Desgleichen sollen Kinder nicht mit Laubfröschen spielen lassen, ganz abgesehen davon, daß solche Spiele leicht in Quälerei ausarten. — Im ungeheizten Zimmer verkriecht sich der Laubfrosch unter die Bodenschicht seines Gefäßes. Das frische Grün wird dann einer dunkleren Färbung weichen. Niemals darf das Moos ganz trocken werden; dann würde der Frosch auch vertrocknen. Wenn sich Schimmelbildung zeigt, muß das Gefäß gut gelüftet und mit neuem Moose ausgeteilt werden. Im geheizten Zimmer bleibt der Frosch auch im Winter munter; man füttert dann mit Mehlwürmern. Ist der Laubfrosch erst zahm, dann fühlt er sich auf starkblättrigen Topfpflanzen vor dem Fenster am wohlsten. Hortensien und Kamelien sind die geeignetsten Pflanzen. Je nach der Farbe der Blätter wird sich auch seine Farbe ändern. — Wer seinen Laubfrosch so behandelt, kann ihn viele Jahre als Stubengenossen haben.

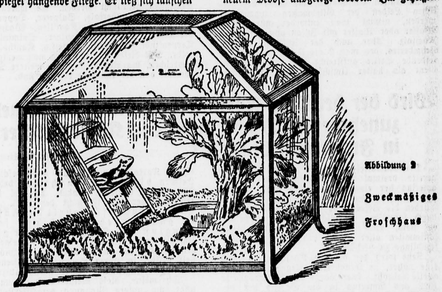


Abbildung 2
Zweckmäßiges Froschhaus

Wie bringt man Pferden Arzneimittel bei?

Von Willy Reinhold Hafer

Das Verschreiben von Arzneimitteln ist zwar Sache des Tierarztes, die Verabreichung aber geschieht wohl immer durch den Pferdehalter oder Pferdepfleger. Es ergeben sich da mitunter Zweifelsfragen, die hier besprochen sein sollen. Ausdrücklich sei aber vorweg darauf hingewiesen, daß auch bei der Eingabe von Arzneimitteln von unkundiger Seite sehr leicht die kranken Tiere gequält und oft noch weiter geschädigt werden können. Wer nicht durchaus mit der Art und Weise der Eingabe von Arzneimitteln vertraut ist, tut daher besser, den Tierarzt, den er bereits in den meisten Fällen zu Rate gezogen hat, auch zu bitten, wenigstens bei der ersten Eingabe des verordneten Arzneimittels zugegen zu sein, um ja unsachgemäße Behandlung zu vermeiden.

Die einfachste und bequemste Arzneiform ist die Anwendung der Pulver. Bei Pferden streut man dasselbe in der angemessenen Gabe auf das Futter und feuchtet letzteres etwas an, damit das Pulver nicht weggeblasen wird. Noch besser ist es, wenn man zu diesem Zwecke das Futter mit Melo vermischt. Außerdem hat man zu beobachten, daß man das mit dem Pulver vermengte Futter zuerst, und den Rest des Futters erst dann gibt, wenn letzteres vollständig verzehrt ist. In dieser Form können alle Arzneimittel gegeben werden, die geruch- und geschmacklos sind, und wenn die Krankheit keine schnelleinsetzende ist.

Die Latwergenform wählt man dann, wenn man dem Tiere Salze oder Arzneien mit abstoßendem Geruch oder Geschmack beibringen will. Die Latwerge wird auf die Weise bereitet, daß man die gepulverten Arzneimittel mit irgendeinem süßen Mus oder mit Wasser und Mehl mischt und zu einem teigartigen Gemenge verarbeitet. Die Verabreichung geschieht bei Pferden mit einem glatten, vorn breiten Holzspan (Spatel), mit dem man die Latwerge auf die Zunge streicht. Zu diesem Zweck stellt man sich auf die rechte Seite des Kopfes, greift mit der linken Hand in die linke Seite der Maulhöhle und zieht die Zunge links aus dem Maule heraus. Den Spatel nimmt man in die rechte Hand und streicht mit ihm die Latwerge auf den hinteren Teil der Zunge. Dann läßt man die Zunge fahren und hält den Kopf des Tieres so lange in die Höhe, bis die Latwerge verschluckt ist.

Pillen sind für Pferde besonders gut zu geben. Um einem Pferde die Pille einzugeben, stellt man sich genau so wie beim Eingeben der Latwerge, zieht mit der linken Hand die Zunge aus dem Maule heraus und schiebt die Pille mit der rechten Hand, oder indem man sie auf einen Stock steckt, so tief als möglich auf den Rücken der Zunge, wobei man aufzupassen hat, daß die Pille nicht unter die Backzähne kommt, weil sie die Pferde sonst wieder herauszufallen lassen.

Der Einguß wirkt zwar schnell, aber die Beibringung hat Schwierigkeiten. Man beschränkt sich deshalb bei dieser Art der Arzneieingabe auf schnellverlaufende Krankheiten. Man läßt den Kopf des Pferdes durch einen möglichst großen Mann in die Höhe halten, bringt den Hals der Blechflasche von der Seite, am Zwischenzahnraume, in das Maul und gießt die Flüssigkeit in Absätzen und kleinen Gaben in die Maulhöhle. Man gebe aber acht, daß man die Flasche nicht unter die Backzähne bringt, weil sie sonst zerbissen und das Tier verletzt werden kann. Ist der Einschüttende zu klein, so muß er sich auf einen Stuhl stellen oder in der Krippe stehen. Den Kopf des Pferdes darf man nicht herabsetzen, bis das Tier vollständig geschluckt hat, denn manche Pferde haben die Gewohnheit, einen Teil des Einschütten lange Zeit im Maule zu behalten und herauslaufen zu lassen, wenn man den Kopf zu schnell freiläßt. Das Schlucken kann man befördern durch Streichen am unteren Rande des Halses und durch Hervorziehen und Zurücklassen der Zunge. Sobald sich aber Unterschied des Schnäppermerkens der absterbenden Blattteile, durch zu große Feuchtigkeit. An den eingesandten Blättern war der Unterschied nicht mehr zu erkennen. Auf jeden Fall sind durch Abnahme des Topfes die Wurzeln zu untersuchen, und sind diese gesund und dicht um den Ballen, dann kann nach gutem Einwässern in einen nur wenig größeren Topf umgepflanzt werden; sind sie weich und faulig, dann ist etwas von der Ballenerde mit den kranken Wurzeln zu entfernen und durch frische Erde aufzufüllen. Laub- und Heideerde wird dabei fester als gewöhnlich in den Topf gebracht. Ziemlich viel Wasser brauchen dann die Azaleen nur, solange sie wachsen, später ist nur mäßig zu gießen. Jedoch kann ein einmaliges, scharfes Austrocknen das Abwerfen dieser Blätter bewirken. Zum Gelbwerden der Blätter trug sicher auch die hohe Zimmertemperatur bei. Im Winter stehen Azaleen besser bei 2 bis 5°. Im Sommer fühlt sich die Pflanze am wohlsten im Freien. Der Standort muß möglichst sonnig sein.

Sch.

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Anfragen für die Beantwortung von Anfragen: Der wesentlichste Teil der Frage ist schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie ein Portosatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch derselben Fragesteller, sind Portosatz der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch derselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portosatz erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar anschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag „Der 7. Tag" (Frageabteilung), Paderborn

Die Schriftleitung

Frage: Neun Monate altes Rind hat am ganzen Körper und an den Beinen Schwämme. An den Seiten sind sie stellenweise nicht aneinander und so dick wie ein Hühnerei. Die ersten Schwämme stellten sich bereits nach vier Monaten ein. Die Freßlust des Tieres ist gut. Was ist dagegen zu tun? M. S. in S.

Antwort: Die Neubildungen bei dem Rind sind als Warzen (Papillome) oder Blumenkohlgewächse anzusprechen, die besonders häufig an der Bauchhaut von Jungrindern anzutreffen sind und in der Regel mit dem Eintritt der Geschlechtsreife eintrocknen und abfallen. Falls eine Behandlung erforderlich wird, sind die Wucherungen abzudrehen und die Wundflächen mit einem leichten Brandschorf zu versehen. Kleinere Neubildungen brauchen im allgemeinen nicht behandelt zu werden, da sie von selbst abfallen und den Tieren nicht schaden. Nach der Behandlung des Tieres ist für saubere Streu zu sorgen, damit es nicht zu Infektionen kommt. Das Leiden ist nicht ansteckend, trotzdem tritt es bei mehreren Tieren oft gleichzeitig auf, weil die gleichen Ursachen einwirken. Vorbeugend ist für trockene Tummelplätze und für einen trockenen Stallfußboden und für saubere, trockene Streu zu sorgen.

Dr. F.

Frage: Azalee verliert die Blätter. Meine Azalee, die erst wunderschöne Blätter und Blüten entwickelte, verliert, trotzdem sie genügend feucht gehalten, auch mehrfach überbraust wurde, jetzt viele Blätter, die vorher an den Zweigen braun werden. Sie steht im nicht geheizten, aber trotzdem meist bis 18° warmen Zimmer. Dieses hat kein Gas. Neuerdings werden auch die Knospen braun und fühlen sich trocken an, auch kommt keine mehr zum Blühen. Ich kann weder Pilzbefall noch tierische Schädlinge auf der Pflanze feststellen. Was ist der Grund der Erkrankung? Blattproben habe ich eingeschickt. G. in St.

Antwort: Die Blätter der Azalee wurden zur Vorsicht mikroskopisch untersucht, doch waren, wie schon die Frage vermutet, keine Parasiten daran. Das Vergilben der Blätter von der Spitze her wird durch zweierlei, zunächst entgegengesetzt erscheinende Ursachen bewirkt. Einmal tritt das Braunwerden der Blätter bei Trockenheit des inneren Wurzelballens ein und dann ähnlich, nur mit dem

die Pferde zu sehr wehren und husten, lasse man den Kopf sofort herab, weil das Husten darauf hindeutet, daß von der Flüssigkeit etwas in die Luftröhre gedrungen ist und durch das Husten wieder ausgestoßen werden soll. Aber auch bei aller Vorsicht können Verschluckpneumonien vorkommen, so daß man das Einschütten flüssiger Medikamente lieber dem Tierarzt überläßt. Auch die Beibringung von Arzneimitteln unter die Haut unter Zuhilfenahme einer Injektionsspritze sollte Sache des Tierarztes bleiben.

Die Klystiere unterstützen teils die Wirkung der durch das Maul eingebrachten Arzneimittel, teils verwendet man sie, um Entleerung und Reinigung des Mastdarmes herbeizuführen. In letzterem Falle gibt man nacheinander zwei bis drei Spritzen voll oder fünf bis sechs Liter für große Tiere. Soll aber eine Heilung erreicht werden, so gibt man nur eine Spritze, weil deren Inhalt dann nicht so rasch wieder ausgeleert wird. Man verabreiche dem Pferd nie ein Klystier, ohne einen Vorderfuß aufheben zu lassen. Den Schweif läßt man durch einen Gehilfen zur Seite halten.

Zu kalten Umschlägen, die meist bei örtlichen Leiden der Gliedmaßen angewendet werden, nimmt man entweder nur kaltes Wasser oder Wasser mit Zusatz von Essig und Kochsalz. Aber auch der Aufstrich dünnen Lehmbreies, den man 2 bis 3 cm dick auf die leidende Stelle auffstreicht und oft erneuert, dient als kalter Umschlag. Die Hauptsache bei den kalten Umschlägen ist, daß sie fleißig erneuert werden und daß man den leidenden Teil nie trocken oder heiß werden läßt.

Die warmen Breiumschläge finden wohl nur selten Anwendung. Allerdings sind sie ein sehr zweckmäßiges Mittel, um bestehende Geschwülste rasch zur Eiterung zu bringen, und sie verdienen infolgedessen trotz ihrer etwas umständlichen Anwendung größere Beachtung.

Bei Einreibung von Salben hat man besonders darauf zu sehen, daß die Stelle, auf welche sie eingerieben werden sollen, vollkommen trocken ist. Sind die Haare an solchen Stellen sehr lang, so schert man sie ab, damit die Salbe besser eindringen kann. Beim Einreiben von Scharfsalben achte man darauf, daß sie nicht auf gesunde Teile herabfließen, man bestreiche deshalb zur Vorsicht die tiefer liegenden Stellen mit Fett. Nach jeder Einreibung einer Salbe, besonders von Scharfsalbe, Jodsalbe und Quecksilbersalbe reinige man die Hände sorgfältig.

Im Interesse des Pferdebesitzers dürfte es liegen, sich solche Arzneimittel vorrätig zu halten, die erfahrungsgemäß am häufigsten gebraucht werden. Es wären dies besonders: Glaubersalz, Salpeter, Doppelsalz, präparierter Weinstein, Kamillen, Wacholderbeerpulver, Enzianwurzelpulver, Salmiakgeist, Terpentinöl, Weingeist, Bleiessig, Kantharidensalbe. Mit diesen Mitteln wird man meistens ausreichen, bis eintretendenfalls weitere Medikamente von der Apotheke beschafft sind.

Wird der deutsche Kartoffelbau durch die schnell zunehmende Verbreitung des Kartoffelkäfers in Frankreich bedroht?

Von Dr. A. Eineke

Der Kartoffel- oder Koloradokäfer wurde bereits kreimal in Deutschland von Nordamerika her eingeschleppt, und zwar in den Jahren 1877, 1888 und zuletzt 1914. Jedesmal wurden die Befallherde frühzeitig erkannt und durch sofortiges energisches Eingreifen getilgt, es stets, eine weitere Verbreitung dieses schlimmsten aller bisher bekannten Kartoffelschädlinge zu verhindern.

Jetzt wird der deutsche Kartoffelbau durch eine näher, in Frankreich gelegene Gefahrenquelle bedroht. Hier wurde der Kolorado-käfer 1922 zum erstenmal in die Gegend der bekannten Hafenstadt Bordeaux eingeschleppt. Von dort hat er sich zunächst langsam, seit 1929 und 1931 aber ganz gewaltig nach Nordwesten und Westen über größte Teile Frankreichs ausgebreitet. Es rückt die Gefahr eines Ueberfliegens der Westgrenze an den Nachbarländern Italien, die Schweiz sowie Deutschland durch den Käfer immer näher.

Man beachte daher: Wo irgendwie Fraßstellen an den Kartoffelstauden und Blättern sich zeigen, melde man dies sofort beim Ortsvorsteher oder bei einer landwirtschaftlichen Schule an. Unterlasse man diese Meldung, so macht man sich strafbar, außerdem wird der auch selten wird? Im feuchten Westen vielleicht: im trockenen Osten wahrscheinlich nicht. Also Vorsicht! Den Anbau nicht überstürzen! Sicher ist aber, daß die Blätter ein ausgezeichnetes Futter sind, welches von allen Haustieren sehr gern gefressen wird. An Milchkühe verfüttert, liefern die Blätter viel und fettreiche Milch. Will man den Anbau versuchen, so genügen 100 g Samen, die man auf ein Pflanzbeet ausstät und dann im Verbande von 60 × 50 cm ins freie Land pflanzt. 100 g Samen kosten 1 RM. Man erhält ihn bereits in vielen großen Samenhandlungen. Der Boden muß natürlich frisch und dungkräftig sein. Der Kohl kann im milden Winter vom Felde weg die Weihnachten gefüttert werden. Das ist ein großer Vorteil. Auch zum Einsäuern ist er vorzüglich geeignet. Ein versuchsweiser Anbau ist zu empfehlen. Dr. E.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Was ist vom Markstammkohl zu halten? Jahrelange Wirtschaften mit Zuckerrübenbau haben ihre Ansprüche erheblich einschränken müssen. Damit entsteht für sie ein empfindlicher Ausfall an Frischfutter für die Herbst- und Winterfütterung. Wie soll sie Ersatz geschaffen werden? Eine endgültige Antwort ist auf diese Frage noch nicht gefunden worden. — Vor einiger Zeit wurde aber als passender Ersatz der grüne Markstammkohl empfohlen. Was ist das für eine Kohlart? Der Markstammkohl stammt aus England. Es ist ein hochstämmiger, sehr blattreicher Kohl, der durch eine Kreuzung von Baumkohl mit Rosenkohl allmählich neu gezüchtet wird. In dem feuchten Klima Englands soll diese Kohlform bis zu 400 Zentner Grünmasse je Morgen (¼ ha) erzeugen können. Ob er das in Deutschland auch leisten wird? Im feuchten Westen vielleicht: im trockenen Osten wahrscheinlich nicht. Also Vorsicht! Den Anbau nicht überstürzen! Sicher ist aber, daß die Blätter ein ausgezeichnetes Futter sind, welches von allen Haustieren sehr gern gefressen wird. An Milchkühe verfüttert, liefern die Blätter viel und fettreiche Milch. Will man den Anbau versuchen, so genügen 100 g Samen, die man auf ein Pflanzbeet ausstät und dann im Verbande von 60 × 50 cm ins freie Land pflanzt. 100 g Samen kosten 1 RM. Man erhält ihn bereits in vielen großen Samenhandlungen. Der Boden muß natürlich frisch und dungkräftig sein. Der Kohl kann im milden Winter vom Felde weg die Weihnachten gefüttert werden. Das ist ein großer Vorteil. Auch zum Einsäuern ist er vorzüglich geeignet. Ein versuchsweiser Anbau ist zu empfehlen. Dr. E.

Ueber das Spaltpfropfen. Das Spaltpfropfen ist eine der ältesten Pfropfarten; man spricht dann von einem Pfropfen in den ganzen Spalt, wenn der Pfropfast ganz gespalten wird und zur doppelten Sicherheit des Anwachsens zwei Edelreiser erhält. Dieses Verfahren ist um so schlechter, je dicker die Pfropfäste oder -stämme sind. Warum doch? Weil der auseinanderklaffende Spalt sich nie ganz schließt. Das ist gefährlich für den Ast oder den Stamm. In diesen Zwischenspalt zwischen beiden Edelreisern setzt sich die natürliche Feuchtigkeit, und mit ihr bringen Fäulnispilze ein. Beide zusammen führen zur Holzfäulnis. Damit geht der Ast bald ein, ehe man viel Nutzen von der Arbeit hatte. Nur bei dünnendigen Stämmen und Aesten ist das Ganzspaltpfropfen löblich. Bei dickeren dagegen mache man den Spalt seitlich. Dadurch ist die Gefahr beseitigt. J. Gro.

Pflanzen Gemüse- und Fruchtpflanzen „entblättert" werden? Bei vielen Gartenbesitzern besteht leider immer noch die Meinung — und sie werden darin sogar auch noch durch falsche Angaben in der Fachpresse unterstützt —, daß sich der Ernteertrag bei Gemüse- und Fruchtpflanzen durch „Entblättern" und Abschneiden von Wurzeln erheblich erhöhen lasse und sie demgemäß praktisch handeln. Den Tomatenpflanzen werden mehr oder weniger und nicht selten sogar alle Blätter abgeschnitten, um die Größe und volle Reife der Früchte zu fördern. Erdbeerpflanzen werden nach der Ernte sämtliche Blätter entfernt, damit die Pflanze nicht unnütig Ernährungsstoffe daran vergeude; dem Knollensellerie werden zur Vergrößerung seiner Knollen nicht nur die unteren Blattkränze gekauft, sondern sogar auch die Seitenwurzeln abgestochen; Kartoffeln verkürzt man zur Vermehrung der Knollen das Kraut; Futterrüben und Rote Beete werden dauernd „entblättert" usw. usw. Wenn sich solche Gartenbauer nur ein ganz klein wenig mit dem AVG der Ernährungslehre alles Pflanzenlebens beschäftigen würden, so müßten sie ohne weiteres einsehen lernen, daß ihr Tun und Treiben unsinnig und verkehrt ist und dadurch nur das Gegenteil von dem gewollten Zwecke erreicht wird. Denn Blatt und Wurzeln sind die wichtigsten Organe für die Vermittelung pflanzlicher Aufbaustoffe, und auch die Natur handelt hierbei nach dem Grundsatze: „Gib und ich gebe dir Deine!" Das heißt, sie stattet jede Pflanze mit so viel Blättern und Wurzeln aus, als sie zu einem normalen organischen Aufbau und zur Ausbildung ihrer Früchte nötig hat, und nimmt es übel auf, wenn sie hierin unverständigerweise korrigiert wird. Jeder einsichtige und vernünftig überlegende Gartenbauer kann sich hiervon leicht selbst übergeugen. Er braucht nur einmal unter gleichen Kulturbedingungen Vergleichsversuche derart vorzunehmen, daß er einen Teil der vorgenannten Fruchtpflanzen nach gewohnter Praxis behandelt, dem Wachstum des anderen Teiles aber freien Lauf läßt. Das Ergebnis wird sein, daß das pflanzliche Aussehen der nicht „entblätterten" Pflanzen ein viel gesünderes und üppigeres und der Fruchtertrag durchaus nicht geringer ist, als bei den „auf Fruchtzwang" behandelten Pflanzen, die ihre organische Vergewaltigung nicht selten mit einer völligen Mißernte vergelten. E. G.

Der tierische Ertrag auf Jungviehweiden läßt sich nur annähernd feststellen. Durchschnittlich vervielfacht man ihn immer auf 600 bis 700 g Zuwachs. „Gering" bezeichnet man einen Jungviehzuwachs von drei Doppelzentnern je Hektar während einer Weidezeit; „mittel" einen Zuwachs von vier bis fünf Doppelzentnern und „sehr gut" einen von sechs bis sieben Doppelzentnern. Der Wert einer guten Weidefläche zur einträglichen Nutzung ist nach Falke folgender:

1 Rind	½ bis 1	Jahr	0,12 bis 0,20 ha
1 „	1 „ 2	„	0,20 „ 0,30 ha
1 „	2 „ 3	„	0,25 „ 0,35 ha

Da der Futterbedarf junger und älterer Tiere ganz verschieden ist, bedarf im Durchschnitt eine Kuh als Weidefläche etwa 0,25 bis 0,50 ha, 1 Pferd, etwa 1 Jahr alt, 0,25 bis 0,30 ha

1	„ 2	„	0,35 „ 0,45 ha
1	„ 3	„	0,40 „ 0,50 ha

Bei den Angaben über die Pferde soll etwa nur ein Fünftel des Gesamtbestandes aus Pferden bestehen, weil der Biß dieser Tiergattung, insbesondere der Fohlen, die Gräser sehr tief abschneidet; anderenfalls ist die Fläche entsprechend zu vergrößern. G.

Bei starker Hitze nimmt der Futterverzehr bei den Hühnern und damit die Legeleistung ab. Damit das Huhn nicht zu schnell das Legen einstellt, muß man auf die verschiedenste Weise vorbeugen. Wo es möglich ist, den Tieren einen kühlen Raum zu öffnen, in dem sie sich bei der größten Hitze aufhalten können, da sollte man dies nicht versäumen, sogar dann, wenn der Auslauf darauffein in den heißesten Stunden nicht besucht wird. Sehr frisches Herauslassen und spätes Eintreiben läßt die Hühner den Auslauf besser ausnutzen, da sie die meiste Nahrung dort nur in den Vormittagsstunden finden. Wo der Auslauf ganz ohne Schatten ist, sollte man im Herbst Bäume und Buschwerk anpflanzen. Um aber schnell etwas Schatten zu haben, stelle man aus Latten gezimmerte, mit Säcken bespannte Schutzdächer auf, unter die man Futtergefäße und reichlich frisches Trinkwasser bringt. Um die Tiere auch zur Legetätigkeit anzuregen, füttert man — gleichzeitig als Ausgleich für die geringere Futteraufnahme — etwas mehr Eiweißfuttermittel, etwa bis 20 v. H. Fleisch- oder Fischmehl mehr unter der Trockenfuttermischung. Eine einmalige feuchte Mahlzeit am Tage regt die Futteraufnahme an. Magermilch süß, sauer oder als Quark hingestellt, wirkt im Sommer erfrischend, wird gern genommen und ist ein gutes Legefutter, das zudem noch ein besonders großes Ei erzeugt. Alb.

Krebse. In den Monaten ohne „r" wird der Feinschmecker und glückliche Besitzer von Seen, die von der Krebspest noch verschont geblieben sind, sich seines an einem Krebsgericht erfreuen. Die Krebse werden gewaschen und gebürstet, dabei wird sorgsam darauf gesehen, daß sich nicht ein totes Tier darunter befindet. Ein großer Topf mit viel kochendem stark gesalzenem Wasser wird bereitgehalten, die Krebse werden hineingeschüttet, dann wird ein Deckel daraufgetan und die Krebse ungefähr eine Viertelstunde gekocht, bis alle eine schöne rote Farbe haben. Man kann dem Wasser auch Essig oder voll Kümmel hinzufügen. Man bringt die heißen Krebse mit dem Wasser in einer Suppenschüssel auf den Tisch und reicht dazu eine Butterke. Ein Sträußchen Dill wird recht fein gewiegt, dann mit Butter in einem Tiegel gedämpft, einige Löffel Krebswasser hinzugegeben und mit Krebswasser aufgefüllt, ist dieses zu salzig, füge man etwas anderes Wasser dazu. Dazu gegeben ein Butterbrot oder auch Kartoffeln für den Familientisch. Eine andere Zubereitungsart mit Weißbier. Sind die Krebse in dem heißen Wasser alle gestorben, dann kann das Wasser schnell abgegossen und sie in hellem Weißbier fertigkochen und von diesem Sud eine Tunke bereiten, indem man ein Stück Butter hinzufügt, ferner Kümmelkörner, Petersilie und etwas geriebenen Weißbrot, damit die Tunke feimig wird.

Krebsbutter. Die Scheren und Schalen von recht roten Krebsen werden, nachdem das Fleisch ausgebrochen ist, im Mörser recht fein gestoßen. Ein großes Stück Butter läßt man in einem Tiegel zergehen, gibt die gestoßenen Schalen hinzu und läßt auf mäßigem Feuer alles ein halbe Stunde schmoren. Von Zeit zu Zeit ist die Masse umzurühren und man gieße gleichzeitig etwas Wasser dazu. Die Butter muß eine hellrote Farbe haben, sie darf nicht bräunlich sein. Nun seihe man die Flüssigkeit durch ein feines Sieb, spült noch mit heißem Wasser die Schalen gut nach, damit kein Fett daran haften bleibt. Nach dem Erkalten kann man die rote Butter abnehmen und zu mancherlei Speisen verwenden.

Kresbsuppe. Grundfleischbrühe oder solche von Kalbfleisch, auch von Knochen, eignet sich gut dazu. Die Brühe wird mit in Butter geschwitztem Mehl feimig gemacht, dann werden einige Tiegel mit der Krebsbutter gut verquirlt und zu der Suppe gegeben. Das ausgebrochene Fleisch aus den Scheren und Schwänzen kommt als Einlage hinein. Gegel.

Sonnenwende — Johannisfeuer

Von Reinhold Kißmer

So verschieden die Menschen in ihren Weltanschauungen sind, so verschieden sind auch die Deutungen über das „Johannisfeuer" zur Zeit der Sonnenwende. Für uns Christen bedeutet „Sonnenwende" in Verbindung mit dem „Johannisfest" immerhin etwas anderes, wie nur den Höhepunkt der Jahreszeiten.

In den Worten des hl. Johannes, in denen er sein Verhältnis zu Christus kundgibt: „Ich muß abnehmen. Er aber muß zunehmen!" tritt ohne weiteres zu Tage der Zusammenhang zwischen der Sonnenwende und dem Johannesfeste. Johannes als Einleitung zu den Tagen des abnehmenden Lichtes.

O ja, gewiß, — auch wir Christen lieben die Sonnenwende. Auch wir uns kann und darf die Sonnenwende ein Fest der Freude sein. Sonnenwende! Ein Freudenfest für die ganze Menschheit in allen Letten und in allen Zonen.

Wachsen, Grünen, Blühen macht Menschenherzen wonnetrunken; doch des Herzens Pulsschlag stockt, wenn nicht aus all den schönen Blüten reife Frucht entquillt. Die aufsprießende Sonnenwärme des Frühlings zieht lebenspendende Säfte aus dem Innern der Mutter Erde; von den Blüten aufgefangene Sonnenstrahlen lassen keimendes Leben Frucht werden in der Zeit nach der Sonnenwende.

Dieses schöpferische Spiel der Natur, dauernd wiederholt es sich im Leben der Menschen; so wohl im Leben des Einzelnen, wie im Leben jeder kleineren und größeren Gemeinschaft.

„Sonnenwende - Lebenserneuerung"

Naturgemäße Lebensweise, ein Leben in und mit der Natur, verbürgt eine ständige Lebenserneuerung für eine bestimmte Zeit für den sterblichen Menschen.

Sonnenwende — Lebenserneuerung auch im Seelenleben des Menschen. Ein Leben in der Gnade verbürgt eine ständige Lebenserneuerung.

Wir jungen und alten Christen! Wir glauben fest an die Harmonie von Leib und Seele und wollen bei einer naturgemäßen Lebensweise, die auf Grundlage der Enthaltsamkeit aufgebaut ist, die Seele nicht verkümmern lassen. In der Blütezeit des Lebens kann es vorkommen, daß die Sorge um des Leibes Wohl einige Tiegeln mit der Krebsbutter gut verquirlt und zu der Suppe gegeben. Das ausgebrochene Fleisch aus den Scheren und Schwänzen kommt als Einlage hinein. Gegel.

Feuerspruch

Lodernde Flamme, leuchtender Schein,
Du sollst uns Zeichen und Ausdruck sein:
Unseres Wollens.

Wie sich die Flamme selber verzehrt,
Mit ihrer Glut nur das Feuer nährt:
So wollen wir opfern!

Wie an die Berge der Lichtstrahl fällt,
Dunkel und Nacht uns strahlend erhellt:
So wollen wir leuchten!

Wie das Feuer zur Lebenskraft wird,
Immerfort neue Kräfte gebiert:
So wollen wir schaffen!

Wie Unlauterkeit ihm widerstrebt,
Nur in bescheid'ner Schönheit es lebt:
So wollen wir entsagen!

Wie's Feuer vom Windstoß nicht erlischt,
Die Nacht umso heller nur durchbricht:
So wollen wir glauben!

Wie Feuers Glühen kein Ende nimmt,
Selbst unter Asche noch weiter glimmt:
So wollen wir hoffen!

Wie das Feuer uns wärmend durchglüht:
Arme und Reiche ohn' Unterschied:
So wollen wir lieben!

Lod're drum Flamme, leuchtender Schein!
Du sollst uns Ziel und Wegweiser sein:
Empor zum Lichte!

Wir wollen freudig die Nacht durchdringen,
Aufwärts zur Sonne jauchzen und singen:
Ein freies Geschecht!

I. T.

Vom neuen Studententum

Mit der Revolution hat sich die Stellung der deutschen Universität soziologisch und politisch entscheidend verändert und mit ihr die Stellung des Akademikers. Das Ende des Weltkrieges bedeutete auch, daß die Wissenschaft auf ihre begrenzte Funktion im Rahmen der Gesamtkultur verwiesen und ihre ungerechtfertigte Vorrangstellung gebrochen ist. Die Wissenschaft, namentlich in der überaus spezialisierten Form, wie sie heute notwendigerweise geboten wird, ist zwar ein notwendiger Faktor im Bildungsgange unserer Menschen, Unsinnig aber wäre es, wollte sie den Anspruch erheben, einziges Bildungselement zu sein. Die Universität bietet, ebenso wie die Hochschule, den jungen Menschen weitshin kaum mehr als „Spezialitäten". Sie dient der Wissenfindung und der theoretischen Berufsvorbereitung, weitshin aber nicht mehr der Bildung der jungen Kräfte, die in ihre Hörsäle, Seminare und Versuchsräume strömen. Nur aus Nützlichkeitserwägungen, dem Gedanken einer besseren Erwerbsposition, ist zu erklären, wie die Zahl der Studierenden sich in der Zeit von 1907 bis 1929 verdoppelt konnte.

Hier nun setzt neues Studententum ein. Es lebt aus einer veränderten Wertung der Universität und einer veränderten Wertung des Volkes. Nicht mehr steht es den Gefahr von „volksfremder Bildung" und „bildungsfremden Volke" gegen. Es weiß, daß aus den mütterlichen Kräften des Volkstums Heilung für überhellte Bewußtheit kommen kann, wobei für ihn das Wort „Volk" einen durchaus unromantischen und unsentimentalen Klang hat und Volkstum für ihn nicht Konservierung der Vergangenheit, sondern lebendige Kraft bedeutet.

Auf katholischer Seite wurde deutsches Neustudententum zum ersten Mal in der sozialstudentischen Bewegung Dr. Carl Sonnenscheins 1908 spürbar. Nur war eine Vorstellung von der Tage zu 1900 hat. kann begreifen, was dieser Versuch, Akademiker und den werktätigen Menschen der Industrie und des Landes zu neuer Volksgemeinschaft zusammenzuschließen, bedeutet.

Ein wichtiger Ansatzpunkt neustudentischer Bewegung sind die Hochland-Verbindungen, deren erste im Wintersemester 1912/13 in Breslau sich zusammenschloß. Mit der Absicht sagte man sich von der Tyrannei des Kommerzes, der Trinksitten und der beherrschenden und bezeichnenden Stellung los, die sie im studentischen Gemeinschaftsleben und der studentischen. Selbstergiebungsarbeit einnahmen. Wer die Zustände im Vorkriegsstudententum kennt, kann verstehen, welche mutvolle Entscheidung das bedeutete. Sie mußte notwendigerweise Ausgangspunkt werden, um das ganze studentische Leben neu zu erfassen. 1917 wurde der Hochlandverband gegründet, der heute 20 Verbindungen, 200 Aktive und über 400 Altmitglieder zählt. Für die katholische Jugendbewegung des Quickborn war er „Mitträger der neuerfaßten Lebensziele". Die enge Zusammengehörigkeit führte im August 1920 dazu, daß er sich Quickborn als Studentengilde anschloß. Um von seinem besonderen Ansatzpunkt aus intensiver wirken und in erweiterter Masse Sammelbecken der katholischen neustudentischen Kräfte werden zu können, trennte er sich organisatorisch 1925 von Quickborn, blieb aber innerlich mit der gesamten katholischen Jugendbewegung verbunden.

Aus der Jugendbewegung wuchsen drei katholischen neustudentischen Bewegung noch von einer anderen Seite Kräfte zu. Die Entwicklung Neudeutschands führte seit 1920 dazu, daß sich die Aeltesten besonderen in besonderen Gruppen zusammenschlossen. Heute besteht ein Neudeutscher Aelterenbund, der in 45 Gruppen 800 Mitglieder umfaßt. Sind diese Mitglieder auch nicht ausschließlich Studenten und Akademiker, sondern in einer Minderzahl auch Werktätige, so ist die Zahl der esteren bedeutend in der Mehrheit. Die Studenten sind in besonderen Hochschulgruppen zusammengefaßt, um der Eigenart des studentischen Lebens gerecht werden zu können.

Das neue Studentum ist sich darin einig, daß der notwendige Zusammenschluß der deutschen Studenten in weniger primitiver Form als bisher erfolgen, dabei aber von einer größeren Natürlichkeit sein muß. Für so komplizierte Lebensverhältnisse, wie die unsrigen, kann eine Form des Zusammenlebens, wie sie militärischer Disziplin und gesellschaftlicher Konvention sich vielfach erschöpft, nicht genügend vorbereiten. Statt steifer Förmlichkeit und Korrektheit brauchen wir Lindfangenheit. Elastizität und lebendige Form, statt einer gar nicht selten bis ins leere Markieren übertriebenen Betonung des Repräsentativen innere Ergriffenheit und Bereitschaft zum Wagnis. Einem lebensunwirksamen und pathetischen Idealismus, dessen Kehrseite vielfach spießerhafter Materialismus ist, setzen wir die heilige Nüchternheit und klare Entschlossenheit eines christlichen Realismus gegenüber. Der studentische Zusammenschluß soll eine geeignete Form gemeinsamen Lebens erstreben, vom Zufälligen befreite, zielbewußte Bildungsarbeit leisten, soll die Bezeugung des Einzelnen mit den Verbundenen aller Fakultäten vermitteln, die Begegnung zwischen Volk und Hochschule, zwischen Studenten und den Exponenten der organisierten Lebensmächte. Heim, Fahne, Gemeinschaftsfeste, Gemeinschaftsabende, Gruppenarbeit, Arbeitslager, Werkwoche gehören zu dieser neuen Lebensart.

Zum Schluß soll noch auf einen wichtigen Umstand hingewiesen werden. Es ist die Einbeziehung der Studentin in die neustudentische Bewegung. Hochland hat schon 1918 bis heute als einziger studentischer Verband — die Studentin in seinen Verband aufgenommen. Hochland bekannte sich damit zur vollen Gleichberechtigung der Studentin, zu einer Zeit, da ihre Geltung noch umkämpft war. Man schafft zwar in getrennten Verbindungen, aber in der Gemeinschaft eines Verbandes. Die neue Stellung der Frau im Leben unseres Volkes ist Hochland mehr als Zufälligkeit. Es glaubt, daß man nur von einer neuen Arbeitsgemeinschaft der Geschlechter her aus der Betriebsamkeit der Männerordnung in die menschliche Ruhe und Weite zurückfinden wird.

Ueber den Hochlandverband, sein Wesen und Wollen informiert vortrefflich das Hochlandverbandschriften, das kostenlos bei der Hochlandgeschäftsstelle, Berlin SW. 48, Puttkamerstraße 19 I, angefordert werden kann. Dort sind ebenfalls kostenlose Probenummern des „Neuen Studententums", der Vierteljahresschrift des Hochlandverbandes, erhältlich. Hochlandverbindungen bestehen in so ziemlich allen Universitätsstädten.

E. R.

Des Neudeutschen Art

Man hat es in unserem Bunde verschiedentlich als eine Anmaßung ausgelegt, daß er sich Neudeutschland nennt: als ob die studierende Jugend und davon nur wieder ein Teil, der aus der katholischen Jugend in Neudeutschland geeinigt ist, imstande wäre, überhaupt ein neues Deutschland heraufzuführen; als ob wir alles Alte in Deutschland ablehnten oder für minderwertig hielten. So ist es nicht. Aber wir sehen vieles an unserem heißgeliebten Volke, das uns Sorge macht, uns drückt, und wir möchten helfen, mithelfen, daß die Zukunft besser werde. Das ist der Sinn von Neudeutschland. Stolz und Anmaßung liegt nicht darin, aber der Wille, der feste und zähe Wille, zur Aufrichtung unseres Volkes mitzuhelfen.

Und da fangen wir bei uns selbst an, nicht bei den andern. Wir suchen wieder natürliche Menschen zu werden. Wir lehnen das Modegedentum einer gewissen Jugend ab. Kleiden uns einfach, wie es der Jugend eigentümlich ist. Wir suchen Gemeinschaft mit andern, mit Gleichgesinnten, um mit ihnen in die herrliche Natur Gottes zu wandern; wir singen unsere Lieder, echte Volkslieder, die den Rudersrhythmus unserer Gefühle wiedergeben; wir suchen uns Freude an den Quellen, wo sie rein und lauter entspringt, nicht bei Alkohol und Zigarette oder in verräuchten Kneipen mit jungen Menschen andern Geschlechts. Unser Körper und Geist sollen gesund, unser Wesen soll schlicht und wahrhaft sein im Wort und Auftreten, in der Schule und im häuslichen Kreise. Wir lieben unsere Heimat, unser Volk, unser Deutschtum mit allen Fasern unseres Herzens. Die Liebe zu unserem Volke treibt uns zur Pflichterfüllung, ganz und ernsthaft, aus dem tiefen Bewußtsein heraus, daß nicht die großen Reden den deutschen Mann machen, sondern pflichtbewußtes Handeln. So bilden wir aus deutschen Art, die sich ihres Eigenwertes in der Jugend bewußt ist, die aber die Ziel steht in der Vollendung männlicher Persönlichkeit.

Aber das ist nicht alles. Die Natur des Menschen ist ihrem Wesen nach religiös, christlich. Dazu kommt uns Gottes Offenbarung. Darum ist uns die Religion Herzenssache. Wie das Geistige über dem Körperlichen, so steht uns das Religiöse über allem anderen. Da die Kirche der fortlebende sichtbare Christus auf Erden ist, sind wir ihm verbunden, nicht bloß äußerlich — sondern mit unserem ganzen Wesen. Aus ihren Gnadenströmen schöpfen wir die Kraft, das zu werden, was das oberste Ziel unseres Bundes ist: der ganze katholische Mensch.

So des Neudeutschen Art. Tausende von deutschen Jungen auf unseren gelehrten Schulen sind heute so dieser Art empor. Ein starkes Wollen geht durch unsere Reihen. Unser ist die Zukunft, denn „uns geht die Sonne nicht unter", und diese Sonne ist Christus.

Johannes Zender, Bundesleiter.

DER JUGENDWILLE

VOM WERK JUNGER MENSCHEN

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsanzeigen und Stellenangeboten 20 Pf., Stellengesuchen 15 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn.

Die hohe Auflage und weite Verbreitung in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Insertionserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534.

Heirat

Für Klempner, Installateure oder Elektromeister.

Witwe, 30er, ansehnl. Erscheinung, gesund, 2 Mädchen im Alter von 7 und 9 Jahren, möchte für ihr Geschäft gern wieder einen tüchtigen Fachmann o. Gatten, da erster Gatte plötzlich starb, die Wert darauf legen, auf dies. Wege in guteingerichtetes Heim zu gelangen, wollen sich melden unt. Nr. E. W. 2429 a. „Der 7. Tag", Paderborn.

Zwecks Heirat

wünscht geb., kath. Dame, 30/168, Mädchen die Bekanntschaft eines charakterf. Herrn in sich. Position. 6000 RM u. gute Wäsche aussteuer vorhand. Gefl. Off. u. ist. Nr. W. 2002 a. „Der 7. Tag, Paderborn.

Sol.- u. Thermalbad Königsborn

Eisenbahnstat. Unna u. Unna-Königsborn Badezeit vom 1. Mai bis 15. Oktober. Beste Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Ischias, Skrofeln, Drüsen, Rachitis. Erkrankungen der Atmungsorgane, Herz-, Nerven- und Frauenkrankheiten, Neuzeitliche Sole-Inhalat. **Mäßige Preise für Unterkunft u. Bäder. Pauschalkuren.** Badeschrift u. Auskunft unentgeltl. durch die **Badeverwaltung in Unna-Königsborn**

Heirats gesucht

Finanzbeamt, i. R., Anf. 60, sehr rüstig, stattl. Figur, lebensfroh, gute Verh., ein Heim (13 Z.), l. **Kath.** i. Haush. gewandte Ehekamerad, entspr. Alters m. etw. Verm., a. l. Kind, in Hausbes. o. Geschäft, ent. vorl. Haushaltsführ. Ausführl. Zuschr., möglichst m. Bild (wird zurückgesandt) unter **S. T. 100** an Max Haasenstein & Vogler, Hannover.

Welches ältere, gut kath. Mädchen vom Lande würde solchen, strebsamen Handwerksmeister, Witwer, Anf. 40, mit eigenem Geschäft als

Lebensgefährten

nehmen? Bedingung tüchtig im Haushalt und Geschäft und kinderlieb. Etwas Vermög. erwünscht. Verschwiegenheit Ehrensache. Zuschrift mit Bild sofort unt. G. 3. 1001, „Der 7. Tag" Paderborn.

Wenn Ihre Verdauung nicht in Ordnung ist,

nehmen Sie täglich zu schädlichen Abführmitteln greifen müssen, so ist eines Sicherheit gegeben, dann sollen Sie sich gefagt sein, daß es ein ganz hervorragendes Naturmittel gibt, welches Ihren Stuhlgang in Ordnung bringt. Es sind dies die einfachen

„Neda-Früchtewürfel"

Sie sind ein allerbestes Abführmittel, das sich bestens bewährt hat. Sie sind ein ganz hervorragendes Naturmittel gibt, welches Ihren Stuhlgang in Ordnung bringt. Es sind dies die einfachen

Wurfeln, Bonbons oder Tabletten

Packungen zu RM 0.50, RM 1.20 u. RM 2.–.

EDUARD PALM · MÜNCHEN 13.

Spätberufene für den Ordenspriesterstand

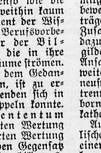
Tugendhafte Jünglinge im Alter von 14—24 Jahren, die nach d. Urteil ihres Seelsorgers Berufe f. Ordenspriester. Stande zeigen, mögl. sich recht vertrauensvoll wenden a. d. H. H. Direkt. Dr. Wilhelm Braun! „Maria-Hilf" der Salesianer Don Boscos i. Unternalt.-Versand bei Wien (N.-Oesterreich).

Herz-Jesu-Kirche in Gotenburg

Dringend bitte ich die Katholiken Deutschlands mir zu helfen zum Bau einer Herz-Jesu-Kirche i. Gotenburg, der großen norddeutschen Hafenstadt. 7 Mill. als Bauteil. Gott vergelt's allen Freunden der kath. Kirche im hohen Norden.

Bischof Dr. Johannes Erif Müller
Stockholm.
Postsch. Köln 86637

Tafel-Silber-Bestecke
- werbeständig -



massiv Silber 800 gest. versilbert. Bestecke mit 100er Silberauflage, z. B. komplette 72teilige

Garnitur M. 115.–,

Vornehmste Ausführung, 30jährige schriftl. Garantie. Langfristig Ratenzahlung **direkt an Private.** Katalog u. Rat. sofort kostenlos.

Bestech-Fabrik MOLLINGS & CO., SOLINGEN.

St. Elisabeth-Heim

Bad Salzgitter (Harz), Frankfurter Str. 35

Erholungsheim: 1. Haus für **Erwachsene**, 2. Haus für **Kinder**. Gegenüber vom Badehause, 6 Minuten vom Bahnhof. Eine der stärksten Sole Deutschlands. Günstigste Wirkung bei Rheumatismus, Herzleiden, nervösen Störungen, Skrofulose und Rachitis der Kinder. Neues Haus mit neuzeitlicher Einrichtung: Zentralheizung, kalt- u. warm fließendes Wasser, Zimmer mit 1 u. 2 Betten mäßige Preise. **Keine Kurtaxe.**

Leitung:
Barmh. Schwestern v. hl. Vincenz v. Paul

Auskunft und Prospekt durch die Oberin.

Keine Blähungen mehr!

Carminativum Dr. Scholz / Blähungs- und Verdauungspulver / frei von Chemikalien

Vorzüglich erprobtes Mittel bei Gefühl des Vollseins in der Magengegend, Spannung und Beengung im Leibe, Luftaufstoßen, Aufstoßen, Aufstoßen, Aufstoßen, Beklemmung, Herzklopfen, Kopfweh, Schwindel, Unfähigkeit, klar zu denken, Gemütsverstimmung, Schlechte Verdauung, wird behoben, übermäßige Flatulidung verhindert, Blähungen auf natürlichem Wege aus dem Körper ge

Rundfunkprogramme

vom 19. Juni bis 25. Juni 1932

Langenberg

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen, Zeit, Wasserstand. ● 11.20 u. 12: Konzert. ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Vesperkonzert. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsberichte, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 19. Juni

7.00: Hamburger Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundschau.
8.30: U. Hölel: Die Porträtfotografie.
9.00: Geläute von St. Gereon.
9.05: Katholische Morgenfeier. Ansprache: Rektor Helder.
10.15: Beluch am Krankenbett.
11.00: Deutsches Schicksal im Bild deutscher Städte. Ing. Keppler: Augsburg.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Ein ungefärbt Gemüte.
12.10: H. Ebert: Musik der Woche.
12.25: K. Bühren: Gymnastik und Körperbildung.
12.45: P. Roth: Bergische Leute.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: H. Magla: Wie der Schmitze Will ne Kniesbäggel kureete. Erzählung in kölnischer Mundart.
14.50: Prof. Dr. Spielermann: Der Kolorabäfäfer, eine Gefahr für den deutschen Kartoffelbau.
15.25: Was Imnen Die Fortpflanzung im Bienenvolke.
15.45: Die Welt auf der Schallplatte. W. Zielemer: Englische Seemannslieder.
16.05: Dr. Hulz: Die amerikanische Präsidentenwahl.
16.30: Pforzheim: Vesperkonzert.
18.00: Dr. Fleischer: Stammsitz zum 50. Geburtstag.
18.35: Univ.-Prof. Dr. Kern: Die Anfänge der menschlichen Gesittung.
19.00: Sportvorbericht.
19.15: Eine Stunde Kurzwell.
20.15: Götterdämmerung. Dritter Tag des Bühnenfestspiels: Der Ring der Nibelungen, von Richard Wagner. Vorspiel und erster Aufzug.
22.00: Letzte Meldungen, Bericht über das geistige Leben, Sport.
Anschl. Nachtmusik.

Montag, 20. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.05: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
10.10: Schulfunk: Bei den Samoanern.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
16.20: Jugendfunk: Erste Wanderung mit unserer Photokamera. — Merkarbeit für die Jugend.
18.15: Elly Schumann: Leichtathletik und Rasensport.
18.40: H. P. Lenzen: Wohnstubenkrast.
19.15: M. Lohre: Rundfunk und Wassermandern.
19.25: L. F. Barthel: Gedichte.
19.35: D. Hövet: Das Auto im Sommer.
20.00: W. Zielemer: Das schottische Volkslied im dichterischen Schaffen Rob. Burns.
20.30: Götterdämmerung. Dritter Tag des Bühnenfestspiels: Der Ring des Nibelungen, von Richard Wagner. Zweiter Aufzug.
22.05: Aus meinem Leben. Johannes Schaf zum 70. Geburtstag.
Anschl. Konzert der Kapellen: Erwin Rebicet u. Fritz Weber.

Dienstag, 21. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Königsberg: Schulfunk: Beim Leuchtturmwärter in Brüsterort.
10.50: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.20: Schulfunk: Wien: Bei unsern Nachbarn.
16.20: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.30: Studienrat Dr. Lauschuh: Lesen und Erkennen.
18.15: Dr. Rottermann: Reiseeindrücke von Südamerika.
18.40: Franzosisch
19.15: Zehn Minuten Funknachrichten.
19.30: Chronik der Weltwirtschaft. Berichterstatter Prof. Dr. Most.
20.00: H. Ebert: Von der Flöte zur Pauke.
20.40: Götterdämmerung. Dritter Tag des Bühnenfestspiels: Der Ring des Nibelungen, von Richard Wagner. Dritter Aufzug.

Mittwoch, 22. Juni

9.45: Martha Schlyver: Die Frau in der Gemeindevertretung.
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Schulfunk: Schuberts kleine Klaviermusik.
10.45: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
16.20: Aus der Frauenbewegung.
16.35: Prof. Dr. Loewenstein: Neue Wege und Ergebnisse der modernen Erblichkeitsforschung.
18.20: D. Kölwel: Wandel des Jahres. Landschaftsgedichte.
18.40: Dipl.-Kaufmann: Hölling: Das gerichtliche Vergleichsverfahren der eingetragenen Genossenschaften.
19.15: Dr. med. Engelen: Grundlagen der Lebensverlängerung.
19.30: Univ.-Prof. Dr. Walb: Die Bankenkrise von 1931 und ihre Vermeidung.
20.00: Abendmusik.
20.30: Goethe Weimar und Rom. Gestaltet in seinem eigenen Werk.
22.20: Wuppertal-Elberfeld: Konzert der Kapelle Curt Richter.

Donnerstag, 23. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.10: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Brücken zu den Sternen.
16.10: Mitteilungen aus dem Schulfunk.
16.20: Dr. Deugmann: Heimat und Gegenwart im Gesamtunterricht der Volksschule.
18.15: H. Keiter: Das wahre Gesicht.
18.40: Italienisch.
19.15: Vom Tage.
19.30: Dr. Wirth: Große Politik im Fernen Osten.
20.00: Breslau: Die Oder entlang. Schlesiens Strom in Hörbericht und Dichtung.
21.15: Breslau: Sonnenwendfeier an der Grenze.
22.20: Nachtmusik.

Freitag, 24. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.15: Schulfunk: Französisch.
11.30: Dortmund: Eröffnung der Deutschen Fleischerfachwoche.
16.20: Jugendfunk: Ich kämpfe mit Vögeln auf den Wettermänner-Inseln. — Zweite Wanderung mit unserer Photokamera.
18.20: Die Welt im Buch. W. Schäferdiek: Menschen auf der Straße.
18.40: M. B. Schmidt: Im Tessin.
19.15: Vom Tage.
19.30: Univ.-Prof. Dr. Walb: Die Bankenkrise von 1931 und ihre Vermeidung.
20.00: Washington: A. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Abendmusik.
21.00: Opera Buffa. Eine Folge von Schallplatten. Verbindende Worte: F. Stallinger.
22.25: Stuttgart: Nachtmusik.

Samstag, 25. Juni

9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.00: Berlin: Reichsverbandstagung des deutschen Schlosser-, Maschinenbauer- und Metallarbeiter-Schlosser-Handwerks.
10.35: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslose.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Goethe als Erzieher.
16.20: Wanderungen in Rheinland und Westfalen. H. Großjohann: Von Arnsberg nach Brilon.
18.40: Englisch.
18.15: Adelberte Gerhards: Wassersport — Wasserwandern.
18.40: A. Gürtzler: Die Rechte der Betriebsräte aus der kleinen Aktienrechtsnovelle.
19.10: Oberfeuerwehrinspektor Küppers: Die Dienstanwandsentschädigung beim Steuerabzug vom Arbeitslohn.
19.30: Univ.-Prof. Dr. Guardini: Natur und Geist im Katholizismus.
20.00: München: Bunter Abend.
22.45: Nachtmusik.
24.00: Meister des Jazz.

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 5.45: Wetter für die Landwirtschaft. ● 6: Gymnastik. ● 6.15: Wetter f. die Landwirtschaft. — anschl.: Frühkonzert ● 10, 13.30: Nachrichten. ● 12: Wetter für den Landwirt. — anschl.: Konzert u. Wiederholung des Wetterberichts ● 12.55: Neuester Zeit ● 14: Konzert ● 15.30: Wetter Börse ● 18.55: Wetter für die Landwirtschaft.

Deutsche Welle: Sonntag, 19. Juni

6.00: Funkgymnastik.
Anschl. Hamburger Hafenkonzert.
8.00: Mitteilungen und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.20: Dr. Leonhardy: Rückblick auf die 38. Wanderausstellung der DLG in Mannheim.
8.55: Morgenfeier
Anschl. Glockenweihe des Berliner Doms.
10.05: Wettervorhersage
11.00: Marga Rahn erzählt Märchen.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Ein ungefärbt Gemüte.
12.10: David Luschnat: Zehn Minuten Lyrik
12.20: Mittagskonzert des Deutschen Sinfonie-Orchesters.
14.00: W. Rautenberg: Elternschaft und Elternbeiratswahlen.
14.30: Zitherorchester-Konzert des Zitherklubs 1897 Neukölln.
15.00: Dr. Hagemann: Unbekannte Märchen von Oskar Wilde.
15.25: Grünau: Uebertragung von der Großen Berliner Ruder-Regatta.
16.10: Blasorchester-Konzert des Sinfonischen Blasorchesters Groß-Berlin
17.40: Junge Generation spricht: Der neue Nationalismus. (Mehrgespräch).
18.20: Alfred Beerle: Johannes Schlaf zum 70. Geburtstag (21. 6.)
19.00: Deutsche Volkslieder für Sopranger und Chor. Ausf.: Praetorius-Kreis Vorsänger: Paul Gümmer (Baß)
19.30: H. Brandenburg: Der Dichter und die Zeit.
19.50: Sportnachrichten
20.00: Frankfurt: Der tapfere Soldat Operette von Oscar Straus.
22.00: Sommernachtsfest in Zell am See.
22.40: Wetter- Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Zell am See: Tanzmusik der Kapelle Hans Faltl.

Deutsche Welle: Montag, 20. Juni

9.30: H. Stolzmann: Provinzialnachrichten gesucht!
10.10: Schulfunk: Wir spielen einen Till Eulenspiegel-Streich.
12.05: Schulfunk: Englisch für Anfänger
15.00: Kinderstunde: Rio und das Preisausschreiben.
15.40: H. Starke: Fotografische Entdeckungsfahrten in der Landschaft.
16.00: Schulrat Tschentscher: Drei Jahre Aufbauklassen an Berliner Volksschulen
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Dr. Rinneth: Strömungen in der evangelischen Theologie der Gegenwart
18.00: Dr. Traub: Querschnitt durch Zeitschriften.
18.30: Spanisch für Anfänger.
19.00: Aktuelle Stunde
19.20: Stunde des Landwirts.
19.35: A. Auerbach: Das menschliche Lachen (mit Schallplatten).
20.00: Hamburg: Deutsche Küste Das Hoheitsrecht der deutschen Bucht in fünf Staubildern.
22.00: Wetter- Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Georg Rettelmann.

Deutsche Welle: Dienstag, 21. Juni

10.10: Königsberg: Schulfunk: Beim Leuchtturmwärter in Brüsterort Hörbericht
12.05: Schulfunk: Französisch für Fortgeschrittene.
15.00: Musikalische Kinderstunde.
15.45: Frauenstunde: Handarbeiten für die Sommerfrische.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Prof. Dr. Walzel: Der Eros in der Dichtung der Gegenwart.
18.00: Prof. Dr. Mersmann: Das Thema in der Instrumentalmusik.
18.30: Englisch für Fortgeschrittene.
19.00: Gedanken zur Zeit
19.40: Dr. ing. Zuder: Technik und Persönlichkeit.
20.00: Ich schwöre bei Gott . . . Lehrstück von Ludwig Spitzer.
20.25: Brauuschweig: Nuschnitt aus dem Chorkonzert anläßlich der 8. Generalversammlung des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes.
21.00: Breslau: Mittlommernacht Eine Dichtung für Musik von A. Schnack Musik von Ed. Rid.
21.45: Breslau: Unterhaltungsmusik der Funkkapelle.
22.20: Wetter- Tages- und Sportnachrichten
Anschl. Hamburg: Schlußkonzert des Rotary-Orchesters.
Nachts genaue Zeit wird noch bekanntgegeben: Chicago: Hörbericht vom Boxkampf Schmeling — Sharken.

Deutsche Welle: Mittwoch, 22. Juni

9.00: Schulfunk: Wir der Do X über den Ozean.
9.30: Lic. Dr. Hartmann: Die Arbeit der anderen.
10.10: Köln: Schulfunk: Schuberts Klavierwerk: Impromptus.
15.00: Fr. G. Schmidt: Auf Großwildjagd in Abessinien und Ostafrika.
15.45: Gabriele Krüger: Die Erziehung der weibl. Landjugend zur Wirtschaftlichkeit
16.00: Stadtarzt Dr. Fraunmeyer: Die kommende Erholungsnot unserer Jugend
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Ob.-Stud.-Dir. Dr. Ost: Das unbekannte Frankreich.
18.00: A. Heinrich u. Mitw.: Das Orchester und seine Instrumente.
18.30: Das Mittelalter und die Einheit der abendländischen Kultur. Vortrag
19.00: Dr. Feldkeuteld: Benzin Autofahrer und Volkswirtschaft.
19.20: Dr. Fen: Die Auswirkungen der Gehaltskürzungen auf laufende Verträge
19.30: Ob.-Ing. Rotzr: Viertelstunde Funktechnik.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Leipzig: Wo die Spree entspringt Hörfolge mit Musik von Werner Andert.
21.00: Leipzig: Bunte Stunde
22.00: Wetter- Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Hans Schindler.

Deutsche Welle: Donnerstag, 23. Juni

10.10: Schulfunk: Ein Besuch im Institut für Bienenkunde.
15.00: H. Joachim: Die Romantik der Schmiere
15.45: Dr. Minne: Altes und neues vom Blumenkohl.
16.00: Stud.-Rat Schöne: Arbeit und Arbeitslosigkeit im Schullandheim
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert
17.30: Prof. Dr. Sachs: Die Kulturgeschichte des Tanzes.
18.00: Stud.-Rat Thiel: Geheimnis des Kreisels.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene
19.00: Aktuelle Stunde
19.20: Dr. Pulle: Die wirtschaftliche Bedeutung der Bilanzsanierung.
19.35: Wer Dr. Ruhagen: Wird der russische Fünfjahrplan sein Ziel erreichen?
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Frankfurt: Das Gelpenst von Canterville Von Oskar Wilde.
21.20: Königsberg: Sonnenwendfeier an der Grenze
21.35: Frankfurt: Mamma Bulls-Oper von J. Stawinska.
22.25: Dr. Räucher: Politische Zeitungsschau.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Hans Jaap.

Deutsche Welle: Freitag, 24. Juni

9.00: Schulfunk: Ein forscherleben im dunklen Erdteil.
10.10: Hamburg: Schulfunk Alte Seebären erzählen von der Seefischerei.
15.00: Jungmädchenstunde: Stunde mit Blumen.
15.40: Jugendstunde: Praktisches Naturforschen: Quellen und Keimen
16.00: Prof. Dr. Sippel: Wohin geht der Unterricht in den Leibesübungen?
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: E. Schneider: Die Herkunft unserer wichtigsten Nutzpflanzen.
18.00: Dr. Kurt Sternauber einst und jetzt.
18.30: Dr. Bloch: Was verkehrt man unter einem Moratorium?
19.00: Aktuelle Stunde
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Tierärzte.
19.35: Dr. Scheumann: Fürsorge für die Familie.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Washington: A. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Dresden: Der Ring der Nibelungen. Der Vorabend. Das Rheingold von Richard Wagner.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Magdeburg: Populäres Orchesterkonzert des Notstandsorchesters des Deutschen Musikerverbandes.

Deutsche Welle: Sonnabend, 25. Juni

10.10: Frankfurt: Schulfunk: Szenen aus: Minna von Barnhelm, von Lessing.
11.00: Stunde der Unterhaltung.
15.00: H. Barth: Der Journalist reist als Schlafwagenschaffner im Orientexpreß
15.45: Hedwig Stempel-Rebellied: Was junge Mütter wissen sollten.
16.00: P. Palmen: Der Zeitungsroman und der Leser.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Dr. Guttmann: Ähne und Beruf
17.50: Stud.-Rat Thiel: Geheimnis des Kreisels.
18.05: H. Gutmann u. Dr. Rosenberg: Die wichtigsten musikalischen Neuerscheinungen.
18.30: W. Meyer: Erlebnis an der Zeichnung: Wilhelm Busch.
19.00: Englisch für Anfänger
19.30: Stille Stunde Himmel und Hölle.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft
20.00: Bad Homburg: Großer bunter Abend.
22.20: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Alfred Beres.

Frankfurt

Sonntag, 19. Juni

6.15: Hamburger Hafenkonzert. — Die Glocken vom Gr. Michel.
8.15: Morgenfeier
9.15: Stunde des Chorgesangs. Ausf.: Frankfurter Männerquartett 1928.
10.00: Konzert zum 50. Geburtstag von Igor Strawinsky. Mitw.: Amar-Quartett und Mitglieder des Funkorchesters.
11.20: Mamba Novelle von Friedrich Hartlebt.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Ein ungefärbt Gemüte.
12.00: Weilburg a. d. L.: Konzert der Kapelle der städt. Bürgergarde.
13.00: Mittagskonzert.
14.00: Zehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Kreilichspiel im Wetterau. Ein Bericht von Fritz Bater.
15.00: Stunde der Jugend Die Hornbacher Spielschar spielt.
16.00: Pforzheim: Konzert Werke von Lorking, Mascagni, Offenbach, Gounod, Lincke, Joh. Strauß.
18.00: Rödesheim: Aus einer Jugendherberge. Mikrophonbericht von H. Buschke.
18.25: Dreißig bunte Minuten.
18.55: H. Keller: August Strindberg. Zum 20. Todestag.
19.20: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten.
19.30: Bingen: Der Mäuseturm. Am Miktophon: Dr. Laven.
20.00: Der tapfere Soldat. Operette von Oscar Straus.
22.00: Sommernachtsfest in Zell am See.
22.40: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
23.00: Zell am See: Tanzmusik der Kapelle Hans Faltl.

Montag, 20. Juni

15.20: F. Müller: Gibt es bei der heutigen Wirtschaftsnot noch geschulte häusliche Hilfen für die Mutter und Hausfrau?
17.00: Nachmittagskonzert Werke von Schumann, Smetana, Waldteufel, Wolfsohn, Meyerbeer.
18.25: Dr. Lurie: Gibt es heitere oder traurige Musik?
18.50: Englisch
19.30: Aus deutschen Opern. Unterhaltungskonzert des Philharm. Orchesters. Mitw.: Anne Brückl (Sopran), Elle Grämmald (Alt). 20.40: Der saturnische Liebhaber. Tragikomödie v. Robert Walter.
21.50: Des Knaben Wunderhorn. Volkslieder, romantische und moderne Vertonungen. Ausf.: Lore Kornell (Sopran). Am Flügel: A. Haagen.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtmusik.

Dienstag, 21. Juni

15.20: Hausfrauen-Nachmittag.
16.00: Aus Schuberts Geburtshaus in Wien: Schubertiade.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters.
18.25: Dr. jur. Bloch: Die Entmündigung.
18.50: Englisch
19.15: Zehn Minuten aus Kunst und Wissenschaft.
19.30: Russische Volksmusik gespielt vom Balalaika-Orchester Wolga. Solisten: F. Kremser (Balalaika) u. Alt-Domra u. M. v. Wistinghausen (Bariton). Am Flügel: A. Haagen.
20.30: Leipzig: Meister Dietz, von Johannes Schlaf.
21.30: Symphonie-Konzert des Philharm. Orchesters Stuttgart.
22.30: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.50: Zum 14. Todestag des Dichters Hermann Ellg. Gedichte und Prosa vorgetragen von Emil Heb.
23.10: Mannheim: Nachtmusik des Philharm. Orchesters Stuttgart. Werke von Mozart, Offenbach, Auber, Joh. Strauß u. a.
0.30: Tanzmusik der Stuttgarter Philharmoniker.
In den ersten Morgenstunden (genaue Zeit wird noch bekanntgegeben): Chicago: Weltmeisterkampf Schmeling — Sharken.

Mittwoch, 22. Juni

10.20: Schulfunk: Hörbild vom Flughafen
15.15: Stunde der Jugend. Ausmalbi aus Schallplatten Frankfurter Lebens. — Wie Cimarons Wibber klarb. Erlebnisse in der nordischen Tierwelt.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Solist: Z. Amar (Violine).
18.25: Dr. Waas: Das Buch in der Freizeit.
18.50: Dr. v. Bronkart: Der Forscher J. C. Bose und das Innenleben der Pflanze.
19.20: Bönne-Satiren. Einleitung: Dr. Marcuse.
20.00: Breslau: Bunter Abend.
22.00: Karlsruhe: Waldmeinlenkonzert des Ersten Mandolinen-Orchesters Edelweiß.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Nachtkonzert. Solistin: Emmy Hainmüller (Sopran).

Donnerstag, 23. Juni

15.30: Stunde der Jugend: Märchen von Andersen. — Von einem, der ein schlechtes Hemilien hatte, und von einem, der das hinterlistig ausnutzte. Preisausgabe.
17.00: Köln: Nachmittagskonzert.
18.25: Zeitfragen.
18.50: Proieletin Mertagi: Staatsverfassung der Völker: Italien.
19.15: Neues aus aller Welt.
19.30: Unterhaltungskonzert des Funkorchesters.
20.00: Das Gespenst von Canterville Von Oskar Wilde.
21.20: Königsberg: Sonnenwendfeier an der Grenze.
21.55: Mamba Buzio-Oper von Igor Strawinsky.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.30: Funkstille.

Freitag, 24. Juni

17.00: München: Nachmittagskonzert.
18.25: Prof. Kleukens: Die Bedeutung Gutenbergs für die Buchdruckkunst.
18.50: Freiburg: Versteevortrag: Hygiene des Schwimmsports.
19.15: Lina H. Cornill-Dechent: Zu Diatimas Gedächtnis.
19.30: Freiburg: Das Land der Gegenwart in Bildern. Farbbilder.
20.00: Washington: A. G. Sell: Worüber man in Amerika spricht.
20.15: Südwestliche Bläsermusik. Ausf.: Bläser-Orchester der Stuttgarter Philharmoniker.
21.15: Die Dorfsängerinnen Komische Oper von B. Fioravanti.
22.20: Berlin: Die Prohibition in USA. Zeitbericht von Actualis.
23.00: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
23.20: Mannheim: Jazz auf zwei Flügeln. Ausf.: R. Schickle u. G. Semmelbeck.

Samstag, 25. Juni

10.10: Schulfunk: Szenen aus: Minna von Barnhelm, v. Lessing.
15.30: Stunde der Jugend: Bastelstunde — Wettbewerb.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Mitw.: Charlotte Massenburg (Sopran), Renate Lang (Cembalo). Am Flügel: A. Hagen.
Anschl. Alte Tanzmusik.
18.25: Anfängerjung eines Vortragswettbewerbs der Hörer.
18.35: Prof. Dr. Feller: Wirtschaftsverfassung und Wirtschaftslage der Völker. Nordamerika.
19.05: Städtebild: Wiesbaden.
20.00: Bunter Abend im Kurtheater Bad Homburg.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport.
22.45: Berlin: Nachtmusik.

Verantwortlich für den Gesamtinhalt: Chefredakteur Fritz Walter, Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt AG., Paderborn

1. Jahrgang – Blatt Nr. 13 — Sonntag, 26. Juni 1932 — Verlagspostanstalt Paderborn

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Kirschen

„Schwoazkeaschaln", — das tut mir nun leid, aber so heißt das Wort. Oder so wird es wenigstens geschrieben. „Schwoazkeaschaln" — was mag das sein?

Gib dir keine Mühe, freundlicher Leser; du erräfst es doch nicht. Oder doch? Dann sag ich dir auf den Kopf zu: du bist schon in weltenfinsamen Waldbergen der grünen Steiermark gewesen, hoch dort oben in den Alpendörfern, wo die Frauleute kein „r" aussprechen können, und bei den Männern gerät es auch nur halberlei. Wenn sie einen Tiroler meinen, dann sagen sie „Diahola", und wenn sie „Schwoazkeaschaln" sagen, dann meinen sie — halt nun, Schwarzkirschen meinen sie.

Kirschen wachsen überall in Europa, auch in Skandinavien, Finnland und Schottland. Aber in der Steiermark, will mir scheinen, sind sie am süßesten. Manche behaupten zwar, noch süßer seien die Kirschen in der Gegend von Bozen und Meran, und bei Brixen und Brünn, also in Südtirol und in Mähren. Oder auch in Dalmatien. Das mag sein, — wem's schmeckt. Mir, wenn ich davon reden darf, haben die Kirschen dort immer einen bitteren Nachgeschmack. Sind zuviel Kaßelmacher dort um die Wege, heutigentags. Schön rot und weiß sind die Kirschen dort, das ist wahr, und eine glänzend schwarze, dicke Knorpelkirsche gibt es dort, an der man fast bezunterbeißen kann. Die Hausfrauen mögen sie gerne, weil sie sich in den Einmachgläsern nicht weich drückt. Aber die Knorpelkirsche ist kein Handelsartikel. Der Baum trägt nicht so willig und freudig, wie unser Herzkirschen-Baum oder das Weißbäckchen, und nach harten Wintern harzt er, wie der Pfirschbaum.

Berühmt ist die Steiermark nicht als Kirschengegend, aber dort unten, so ist meine Meinung, haben die Kirschen alle lieblich frische Süße, die eine Kirsche nur haben kann, und wenn man im Kirschbaum sitzt, kann man mit dem Hausvater und seinen Kindern reden, wie es einem uns Herz ist. In Südtirol dagegen muß man sich in solchen Fällen heutigentags ein Blatt vor den Mund nehmen; sonst kann man den Hausvater in schlimme Ungelegenheiten bringen. Man muß sich genau umsehen, ob nicht irgendwo einer hinter der Hecke steht, schreibt sich etwas in sein schmieriges Taschenbuch und läuft damit zum Milizfoldaten oder zum Municipio. Viel zu reden hat man ja nicht Lust, wenn man im Kirschbaum sitzt; man hat den Mund zu wichtigeren Dingen nötig. Aber ein Blatt vor dem Munde, das taugt mir nicht; weder beim Kirschenessen noch beim Reden. In der Steiermark und in Nordtirol braucht man das nicht. Soweit es Kirschen gibt —, dort schmecken sie am süßesten.

***

Kirschen und Kinder gehören zusammen. Es gibt nicht viel Schöneres in der Welt, als Kinder zu sehen, wenn sie ihre ersten Kirschen naschen dürfen. Die Leckermäulchen wissen, was gut schmeckt; zumal, wenn sie ihren gesunden Geschmack noch nicht an sadem Zuckerzeug verdorben haben. So sehnsüchtig und stürmisch verlangt das Kinderherz nach keinem anderen Obst, wie nach der Kirsche. Vielleicht ist das, weil die Kirsche das erste Obst im Jahre ist, das uns reift. Und weil aus diesem stürmischen Verlangen die Natur spricht, die den Körper gesund halten will. Hat der Körper so lange Winter- und Frühjahrsmonate das frische Obst entbehren müssen, dann ist es höchste Zeit, daß ihm wieder die lebenspendenden Säfte zugeführt werden. Also ist es nichts weniger als Leckermäuligkeit, sondern Naturbedürfnis, wenn das Kind die Kirschen so gern ißt. Und deshalb tut es vielen Menschen immer so weh, wenn sie im Frühsommer an die vielen bleichsüchtigen und lebenskranken Kinder denken müssen, deren Mütter nicht die paar Groschen für einen Teller voll Kirschen übrig haben. Auf meinem Lebenswege habe ich schon manche Menschen getroffen, denen um die Kirschenzeit das Herz durchging, und sie haben, je nach ihrem Geldbeutel, einen Maschkorb oder einen Prischenwagen voll Kirschen auf die Schulhöfe oder in die Kindergärten geschickt.

Wenn Kinder recht nach Herzenslust Kirschen geschmaust haben, dann kann man es ihnen ansehen. Das ist das Schönste von allem, was an den Kirschen ist.

Als ich einmal so leidgerwühlt war, daß ich mit Gott haderte und konnte keine Menschen mehr sehen, da liefen mir meine drei Aeltesten in den Weg: waren der Mutter über den Marktkorb geraten, und die Kirschen müssen ihnen so geschmeckt haben, daß sie in der Eile nicht immer die rechte Dessnung im Gesicht gefunden haben mußten, allwo man die Kirschen hineinsteckt. Sie sahen aus, wie gefleckte Negerlein und mußten die Finger spreizen, damit sie ihnen nicht zusammenklebten. Da hab ich lachen müssen, daß mir die Brille wegfiel; und die Schmierfinken, als sie den Vater lachen gesehen, statt nach der Gerte greifen, haben jauchzend mitgekreischt, und als die Mutter dazu kam, da haben wir uns alle im Arm gehabt.

Seither, wenn ich mir etwas wünsche, dann wünsch' ich mir: hin und wieder noch einmal so herzhaft verschmierte Kindergesichter sehen.

***

Früher, als wir noch jung waren, ist es nicht schwer gewesen, über Kirschen erträgliche Poetereien zu reimen. Man konnte so hübsch singen und dichten von lieblichen Kirschenmündchen. Aber heutzutage, wenn man auf rote Lippen etwas dichten sollte, hätte man nicht von Kirschen zu reden, sondern ehrlicherweise vom Lippenstift. Aber was reimt sich auf Lippenstift? Ich kann nichts anderes finden, als: Rattengift. Und daraus hätte auch Walther von der Vogelweide kein Preis- und Minnelied zurecht gebracht.

Aber ein Trost ist wenigstens geblieben: Kirschenaugen gibt es noch immer. Nicht mehr sehr oft, und fast nur noch bei Kindern. Da sind sie noch schön. Später, bei den Größeren, wenn die runden, schwarzen Kirschenaugen so schrecklich wissend oder müde werden, dann sehen sie fast stechend aus und erinnern mich immer an die Tollkirsche. Und um die Tollkirsche habe ich als Dreikäsehoch in der Religionsstunde meinen ersten Disput mit dem Herrn Pfarrer gehabt und von ihm eine hinter die Ohren bekommen, weil ich dreist und frech behauptete: der Herrgott hätte richtiger getan, sie nicht zu erschaffen, dann bräuchte ich nicht immer das Gertmesser mitzunehmen, wenn ich durch den Wald streife. Wo ich ging und stand sah ich eine Tollkirsche, mußte ich sie umhacken, damit sie niemand Schaden tue.

Späterhin, als ich die Heilmittel-Lehren durchforschte, und von den Medizinen für den Körper nach den Medizinen für die Seele durchzudringen suchte, ist es mir offenbar geworden: auch die Tollkirsche ist ein Beweis für die ewige Güte der göttlichen Vorsehung. Ohne sie hätten wir das Atropin nicht, mit der man den Asthma-Kranken geholfen hat, ehe es die pneumatischen Kammern gab, und ein besseres Gegengift gegen das fürchterliche Laster der Morphiumvergiftung haben wir, falls ich recht im Bilde bin, auch heute noch nicht. Als ich die ersten Male mit den Unglücksmenschen zu tun hatte, die an der Morphiumsucht leiden, und die zeitweise mit bestechendem Glanze ihrer Augen und ihres Gebabens ihre Mitmenschen ebenso verhängnisvoll irreführen, wie die Tollkirsche die Arglosen, — als ich das abgrundtiefe Unglück kennen lernen mußte, das solche Menschen wider und ohne ihren schwachen Willen, immer aber viel mehr durch Schicksal als durch Schuld um ihre Mitmenschen verbreiten, — da habe ich, schuldbewußt und demütig, Gottes Güte in der Tollkirsche preisen und anbeten gelernt. Ohne das Atropin, — wo wären wir in so vielen Fällen geblieben? . . .

***

Leidig, immer das Abirren. Nicht von den Tollkirschen hat die Rede zu sein, sondern von den Kirschen. Und mit den Kirschen ist das wohl so: am aller- und allerbesten schmecken sie, — auch in der grünen Steiermark und im karstzerrissenen Dalmatien — in Nachbars Garten. Oder wie heißt das seitsame Lied:

„Die Kirschen in Nachbars Garten
die schmecken so süß und so gut!"

Es schützelt mich immer, wenn ich über diesen Liederkerf nachdenken muß und grüble darüber nach, warum das so in der Welt eingerichtet ist, daß immer in Nachbars Garten die Kirschen am besten schmecken!

„Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib! Du sollst nicht begehren deines Nächsten Gut." Also steht es auf der Gesetzes-

tafel, die Moses auf dem Berge Sinai unter Blitz und Donner empfangen und der Menschheit vom Berge heruntergebracht hat! Altvater Moses ist, falls ich es recht weiß, trotz seiner gewaltigen Körperstärke damals fast zermalmt und zerschmettert vom Berge wiedergekommen, — so fürchterlich, wie ihn der Empfang der Gottesgebote mitgenommen hatte, ist noch kein Erdenmensch mitgenommen worden, falls ich die alten Schriften recht zu lesen verstehe. Gottwaters allerletztes und schwerstes Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, deines Nächsten Gut, — Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch alles, was sein ist" — weil die Menschen dieses Gebot nicht achten, — deshalb sind doch alle Kriege und ihr grauenhaftes Elend in die Welt gekommen! Deshalb, und nur deshalb ist die Erde kein Paradies mehr, sondern eine Vorhölle! Deshalb ist alles Weltunglück!

In Vaters Garten mögen so viele Kirschenbäume stehen, wie nur immer: den Lotterbuben schmecken sie nicht. Monach sie begehren, das sind „die Kirschen in Nachbars Garten". Das ist die Unheilskraft, von der die Welt bewegt wird.

Ewig und ewig sind
„der Menschheit stärkste Triebe
der Hunger und die Liebe".

Aber es ist der Hunger nicht nach dem Rechtmäßigen und Erlaubten, sondern nach dem Unrechtmäßigen und Unerlaubten. Nicht nach dem Geordneten und Ordnungsmäßigen, sondern nach dem Unrechtmäßigen, Unerlaubten, Verbotenen. Nur das ist, was Spaß macht und Lebensinhalt bietet. Und die Menschen in ihrer verblendeten Torheit glauben, das könnten und dürften sie sich erlauben, — das ginge so hin. Die Weltordnung, unter der es allen gut gehe, könne bestehen bleiben, wenn man in ungezügelter Begehrlichkeit in Nachbars Kirschgärten einbreche, ihm raube, was ihm herangewachsen und teuer ist, Weib und Knecht, Ochs und Esel, Kirschen oder Länder.

Wo immer ihr einen seht, der so tut: brennt auf! Zeigt mit Fingern auf ihn, und sorgt, daß er durchgeprügelt, gezüchtigt, an den Pranger gefeilt, geächtet und ausgestoßen wird!

Den Kindern, die an Nachbars Kirschen gehen — gerbt ihnen beizeiten den Hosenboden voll, daß sie ihrer Lebtage daran denken: die Kirschen in Nachbars Garten gehen dich nichts an. So verhindert man, falls man rechtzeitig und derbe genug zugreift, einen späteren Einbruch oder eine Schwurgerichtsverhandlung. — Die Begehrlichkeit nach den Kirschen in Nachbars Garten: das ist nichts anderes, als die Erbsünde. Damit fertig zu werden und sie in uns gänzlich zu unterdrücken, heißt es für uns alle, — falls wir auf Erden einiges Glück erleben wollen.

Kinder, die nach Kirschen verlangen, werden größer. Nachher verlangen sie nach mehr des fremden Gutes. Nach des Nächsten Acker und Hof, oder Ochs und Esel, — nach des Nächsten Weib und Magd, — nach des Nächsten Land und Lohnung und Leistung! Nach des Nächsten Arbeitsfeld . . . .

So schließt sich der Kreis.

Wohin kommt man, wenn man von Kirschen anfängt, zu reden! . . .

***

So recht köstlich schmecken die Kirschen nur, wenn man sie baumfrisch vom Baume herunter essen kann. Stadtleute sind in dieser Hinsicht arm daran. In den Städten kauft man die Kirschen auf dem Wochenmarkt, im Gränkramkeller oder beim Straßenhändler. Man bekommt ein halbes Pfund in eine Papiertüte geschüttet, läuft damit über die Straße und spuckt die Kerne irgendwohin. Sorgsame Naturen, (die man in der modernen Sprache „gehemmt" nennt,) spucken die Kirschkerne in die hohle Hand und lassen sie hernach in einen Müllelmer gleiten. Aber das sind diese Leute, die es wegen ihrer ewigen Rücksichtnehmerei zu nichts bringen. Nur wenn sie einmal selber auf einem fremden Kirschenkern ausgleiten und brechen den Arm oder verstauchen sich die Gangart, dann laufen sie nach der Polizei und schimpfen über die grenzenlose Rücksichtslosigkeit — der anderen.

Am liebsten ist man in der Stadt die Kirschen auf dem Balkon, oder zum mindesten am offenen Fenster. Dann hat man den Blick ins Weite, den großen Horizont. Man spuckt die Kerne aus, mit „göttlicher" Unbekümmertheit, ins Blaue hinaus. Am liebsten eigentlich spuckt man die Kerne dem Nachbarn auf den Kopf. Das bekommt den Nerven gut. Wenn man noch so wütend ist: hat man einer Anzahl anerwünschter Leute die nassen Kerne auf den Kopf geklatscht, dann wird man wieder fröhlich und gelassen. Die Nervenärzte wissen das, wenn sie es auch nicht in ihre Verordnungen hineinschreiben. Ein Kanzleisekretär, der schon seit Wochen vor Wut nicht schlafen kann, weil ihn der Herr Rat angepfiffen hat, und für den der gelehrte Doktor keine andere Heilung mehr weiß, als ein teueres Sanatorium, wird über alles Erwarten plötzlich wieder gesund, wenn er, mit einer Düte Kirschen am Fenster stehend, seinen Herrn Rat daherkommen sieht, und er kann ihm ein, zwei, drei Kirschenkerne hinterrücks auf die kümmerliche Glatze pfeffern. Und der Herr Rat selber, der schon seit drei Wochen zum Rechtsanwalt läuft, weil der Elendskerl von Hausbesitzer die drei Mark fünfzig nicht bezahlen will für das Stück Zinkblech im Dachwinkel, — hat er ihn, vom Balkon herunter, mit einem Kirschenkern, klatsch, mitten ins Gesicht getroffen, dann ist ihm plötzlich wieder so recht seelig zu mute: dann telephoniert er dem Rechtsanwalt oder dem Schiedsmann, die Sache könne auf sich beruhen, letzten Endes, nicht wahr, komme es doch darauf an, daß man sich vertrage. Die Hausbesitzer, nicht wahr, hätten heutzutage auch nichts zu lachen. Und wenn er seinem geschworenen Feind auf der Treppe begegnet, dann drückt er ihm zu dessen bedrückter Ueberraschung wohlgelaunt die Hand: „Moojen, Herr Meier, — alles wohl bei Ihnen?" So etwas macht, in der Stadt, ein gutgeschmeller Kirschenstein aus.

Von einem Schüler weiß ich, der hat immer seinen Lehrer nicht leiden können. Was ihn der Lehrer auch fragte, der Schüler hielt es für eine ausgesuchte Bosheit. Ob das die Stammgelsen von „hämi, histämi und titschämi waren, oder die politischen und strategischen Gründe, wegen deren ein gewisser Perserkönig einen gewissen Fluß in Mesopotamien an einer gewissen Stelle überschritten oder nicht überschritten hat, — der Schüler hat diese dämlichen Fragen als einen Beweis von Niedertracht und Feindseligkeit angesehen. Er hat sich von seinem Lehrer dermaßen für mißhandelt angesehen, daß er ausreißen wollte, um Schiffsjunge zu werden. Aber als der alte Herr einmal die Straße daher kam, und der Junge hatte ihm, klatsch: ein, zwei, drei Kirschensteine auf den grauen Rockkragen spucken können, — von der Zeit an hatte sich das gespannte Verhältnis zwischen den beiden gelöst. Der Junge hatte das nächste Mal auf dem Schulhof dem alten Herrn brav und artig die Hand gegeben, der alte Herr hatte gefunden, dieser Junge sei, sieh mal eins, in Wirklichkeit doch ein recht netter Junge. Hernach haben sie sich noch etwas näher angefreundet. Etliche Zeit hinterher, sieh mal eins, da war im Professorhause, draußen vor der Stadt im Grünen, eine Hochzeit gewesen. Es war um Peter und Paul. Im Professors-Garten hingen die ziemlig roten Kirschen am grünen Stengel. Vor den Hochzeitsgästen standen weiße Teller voll roter Kirschen auf dem Tisch, und ehe die Brautleute abreisten, hat der junge Gemahl, rechts im Arm die junge Frau, und links im Arm den Brautführer, dem alten Professor beide Hände gegeben und hat sie ihm herzhaft gedrückt. Er hat ihm damit versprechen wollen: er wolle ihm sein Liebeskes auf der Welt in Treuen ehren und behüten. Er hat es getan bis auf den heutigen Tag.

Ein paar Kirschensteine, in zornigem Jugendunmut auf den Rockkragen gespuckt, hatten den Anfang dazu gemacht.

Der Herr Rechtsanwalt, der in der Stadt eine große Praxis hat, und acht Kinder toben durch sein fröhliches Haus, — in seiner Studierstube hat er, unter Glas, drei Kirschensteine liegen. Manche „Vertrags-Kontrahenten", die schon in seinem Büro Aufsassungen erklärt haben, oder haben Hypotheken bewilligt, Eheverträge gemacht, Testamente abgeschlossen, haben diese drei Kirschensteine unter Glas schon liegen gesehen. Ich weiß gewiß, daß unter den Lesern des „7. Tag" manche sind, die schon, während der Herr Notar den Schriftsatz vorlas, auf diese Kirschensteine gesehen haben, ohne daß sie wußten, was sie bedeuten. Nun wissen sie es.

Die Kirschen in Nachbars Garten

Sie hängen wieder herzblutrot
und übervoll an schwanken Aesten,
sie spotten aller Alltagsnot
und laden ein zu satten Festen.

In Nachbars Garten steht der Baum,
ich stehl mich zu ihm hingezogen,
doch zwischen mir und seinem Raum
sind Drähte sperrig krumm gebogen.

Er winkt mir zu mit seiner Fracht,
ich bin bei ihm zu Gast gebeten . . .
Des Lebens ganze Niedertracht
hängt in des Nachbars Stacheldrähten!

Willi Lindner

Das Löwenfell

Von Heinrich Leis

Nachdem in der kleinen Gesellschaft eine Weile von allerlei denkwürdigen Jagdabenteuern die Rede gewesen, nahm der Gastgeber Hand von M., ein alter Afrikareisender, das Wort und begann, während er mit einem kräftigen Schluck die Kehle anfeuchtete, zu erzählen: „Lassen Sie auch mich einen Beitrag geben, eine kleine Geschichte aus der afrikanischen Steppe. Sie ist wohl interessant genug und hat für mich den Wert eines eigenartigen Erlebnisses. Stellen Sie sich den Hintergrund vor: Rings das hochwogende, gelbliche Steppengras, im Umkreis vereinzelt einige wenige, breitschirmige Bäume und darüber ein Himmel von loderndem Blau. Mein Massai hatte Löwenspuren gefunden, und so zog ich, die Büchse unterm Arm, wieder einmal auf Jagd gegen den königlichen Räuber, dessen Beutezüge bis an die Dornenhege der Eingeborenensiedlung führten.

Eine Weile waren wir gewandert, hatten nur Antilopen und Büffel gesichtet, und schon glaubte ich umkehren zu sollen, die Dämmerung irgendwo in der Nähe der Biehherden abzuwarten, als plötzlich unfern das bekannte, dumpfgrollende Brüllen laut wurde. Gleich darauf stob eine Flucht von Büffeln krachend vorüber. Mein Jagdeifer war erwacht, vorsichtig pirschte ich mich in der Richtung des Schalles. Das Gebrüll kam wieder, gereizt, zornig wie ein Kampfruf. Und aus dem Dickicht von Unterholz hervorlugend, sah ich vor mir auf der flachen Steppe ein Bild von imposanter Wucht.

Der Büffelbulle hatte den Angriff des Löwen angenommen, mit gesenkten Hörnern schon er den mächtigen, zottigen Kopf gegen den Feind, dessen Schweif den Boden peitschte. Keines der Tiere hatte Witterung von mir, gegeneinander verwandten sie alle Aufmerksamkeit, ich wurde Zuschauer des Zweikampfes. Fast vorgessend, daß ich auf freier Waldblöße war, denn der Eindruck schien nicht anders, als säße ich in den rundgewölbten Bogenreihen einer antiken Arena, diesem Weltstreit urgewaltiger Kräfte beizuwohnen.

Der Löwe wich vor den stoßbereiten Hörnern aus, in jäher Wendung suchte er die ungedeckte Flanke des Gegners zu erhaschen. Doch der Bulle war auf der Hut; wie der Löwe ihn umkreiste, drehte auch er sich in schnaufender Erregung, die Ecke mit den Hufen stampfend, nach mißglücktem Ansturm sofort wieder in Verteidigungsstellung zurückgewandt. Der Kampf ging ohne Verschnaufen weiter. Die größere Ausdauer mußte ihn entscheiden. Mit ruhsoser, scheichender Gehuld kreiste die gelbe Katze um den Büffel, vier wutfunkelnde Augen maßen sich, wenn der Bulle nach der Richtung des neuen Angriffs die Hörner drehte.

Je länger dieses Spiel von Angriff und Deckung währte, in dem der Löwe als zweifellos stärkere Intelligenz den Ton angab, um so unruhiger schien der Büffel zu werden, seltener geschahen seine Ausfälle, er war ganz in Verteidigung gedrängt und machte empfindlich, daß es nun um das Letzte ging. Seine Augen quollen vor, Nutternzelaufen, sein Schnauben klang zornig und hilfesuchend. Mit einer wohlgezielten Kugel hätte ich ihn retten können, aber — Sie mögen mich auslachen — es schien mir unfair, mit menschlichen Mitteln in diesen Kampf entfesselter Naturgewalten einzugreifen, und die Majestät der gegeneinander wuchtenden gewaltigen Leiber war so groß, daß ich über dem Anblick ihrer Kraft Waffe und Schuß vergaß.

Da kam auch schon die Entscheidung. Schneller, als das Auge folgen konnte, hatte der Löwe eine kurze Blöße des Gegners entdeckt, mit schnellendem Sprung saß er, seitlich aufgespreizt, dem Büffelbullen im Nacken. Drei Pranken schlug er krallend in das Fleisch des Rückens, mit der vierten faßte er den Büffel an der Nase. Der schüttelte sich mit fürchterlichem Geschnaub, aber sein Bocken und Bäumen konnte den Reiter, der ihm als leibhaft gewordener Tod im Genick saß, nicht abwerfen. Der Endkampf begann. Mit eiserner Kraft der Vorderpranke bemühte sich der Löwe, den Kopf des Bullen zurückzubiegen, immer wieder riß ihn die Wucht des straffgespannten Halses nach vorn, und der Boden schien zu zittern von Brüllen und Gestampf, schnaufender Wut der ineinander verwühlten, dampfenden, zu letzter Kraft entbundenen Tierleiber. Ein tödlicher Kampf rasender Giganten war es, etwas, das in Urzeiten der Welt zurückwies, dessen Zeuge ich allein geworden in der weiten, schweigenden, von geheimnisvollen Rätseln des Lebens glühenden Steppe.

Stahlhart mochten die Sehnen des Löwen sein, denn mit gewaltigem Aufwand der Kraft zerbrach er die in Todesangst gestemmte Spannung des mächtigen, zottigen Kopfes und mit der unwiderstehlichen Gewalt einer Winde drehte er den Nacken des Büffels, daß die Wirbelknochen knirschten und der schwere Körper dröhnend niederstürzte unter dem Gewicht des Siegers. Keines Todeskusses bedurfte es mehr, das Opfer war tot, schon ehe es fiel, das Genick zerborsten von der Wucht der Pranke. Der Löwe war der kräftigste, der größte und wildeste, den ich je begegnete, und fast beschämt es mich heute, daß ich ihm, dem Helden des Kampfes, mitten in seiner Siegesfreude die Kugel gab; es ist kein Kopf, der da unter dem Tisch hervor die Fänge fletscht, sein Fell, auf das Sie die Füße setzen und das mich an eines, wenn auch nicht gefährlichen, so doch der erregendsten und packendsten Erlebnisse meiner afrikanischen Zeit erinnert."

Mit einem Lächeln beugte er sich nieder, bob den mächtigen, gelben Schädel ein wenig empor und sah verloren in die glänzenden Augen, wie in die Weite sonnübersiammter Steppe und das Rätselhdicht unberührter Wildnis.

Puyi wird Mandschu-Kaiser

Einer Meldung aus Charbin zufolge steht die Ausrufung des von den Japanern zum Reichsverweser bestellten Prinzen Puyi zum Kaiser bevor. Die Proklamierung der Mandschurei als Kaiserreich soll in nächster Zeit erfolgen. Als Kaiser wird Puyi (den unser Bild zeigt) die alte Mandschu-Dynastie fortsetzen.

Wochenrundschau

Donnerstag, 19. Juni. Die Konferenz von Lausanne wird feierlich eröffnet. Der englische Ministerpräsident richtet einen Appell an Amerika und Frankreich. — Abg. Esser (NSS.) richtet im Preußischen Landtag einen maßlosen Angriff gegen das Zentrum. — „Auf Befehl Hitlers" übernehmen die nationalsozialistischen Minister in Oldenburg ihr Amt. — Die Bürgersteuer soll als Ausgleichsteuer fortbestehen. — Banken und Börsen regeln die Frage des Uniformverbotes selbst.

Freitag, 17. Juni. Auf der Lausanner Konferenz geben die Gläubigermächte eine Erklärung ab, die Aufschub und Streichung der Reparationen und Kriegsschulden vorsieht. — Reichskanzler v. Papen erwidert mit einer Erklärung, die im Volke zwiespältige Aufnahme findet. — Die SA. wird neu errichtet; Pg. Strasser erhält die Oberleitung des Organisationswesens. — Die Bundesleitung des Reichsbanners ordnet die Wiederherstellung der Schutzformationen an. — Schwere politische Zusammenstöße in Hamburg und Essen. — Eisenbahnattentäter Matuschka wird in Wien zu sechs Jahren schweren Kerkers verurteilt.

Samstag, 18. Juni. Kardinal Fürst-Erzbischof Dr. Bertram von Breslau protestiert in Glatwitz gegen das Gerede einer romfreien Kirche. — Reichskanzler v. Papen appelliert in einer Rundfunkrede von Genf aus an den „geschlossenen Willen des deutschen Volkes".

Sonntag, 19. Juni. Die Wahlen zum Hessischen Landtage ergeben eine Zunahme der nationalsozialistischen und deutschnationalen Stimmen. Auch die sozialdemokratische Partei verzeichnet einen Zuwachs. Das Zentrum hält seinen Besitzstand, die bürgerlichen Parteien der Mitte verlieren nahezu.

Montag, 20. Juni. Die Vollziehung der Lausanner Konferenz wird vertagt auf den 21. Juni. — Kardinal-Legat Lauri zieht unter ungeheurem Jubel in Dublin ein. — Der Bischof von Eichstädt, Dr. v. Mergel, ist gestorben. — Im Ruhrrevier vor allem kommt es zu zahlreichen blutigen Zusammenstößen zwischen politischen Gegnern. — Die Kölner Zentrumspartei protestiert gegen die Aufhebung des Uniformverbotes. — Erzbischof Dr. Gröber von Freiburg wird inthronisiert. — In Chile ist eine Gegenrevolution ausgebrochen.

Dienstag, 21. Juni. Der Konflikt mit Südbeutschland besteht unverändert weiter. In Regierungskreisen erwägt man augenscheinlich die Durchführung des Belagerungszustandes und den Erlaß einer neuen Notverordnung. — Die Wahl des preußischen Ministerpräsidenten wird hinausgeschoben bis nach den Reichstagswahlen. — In Lausanne spricht man von einer neuen englisch-französischen Abrüstungsformel. — Das Preußenzentrum wendet sich in einem Antrage gegen das staatliche Schulmonopol.

Mittwoch, 22. Juni. Ein Vorschlag Hoovers will die Weltabrüstung um ein Drittel herabsetzen. — Das preußische Landtagspräsidium wird endgültig gewählt. Kerrl bleibt Präsident. — Das Zentrum des alten Reichstages richtet an die Reichsregierung die ernste Mahnung, den Frieden im Innern zu schützen. — In Dublin wird der Eucharistische Kongreß feierlich eröffnet. Anwesend sind zahlreiche Kirchenfürsten. — Wie es heißt, soll die Reichsregierung ein Verbot der Kommunistischen Partei und ihrer Zeitungen planen. — Weltschwergewichtsboxer Max Schmeling unterliegt in Newyork gegen Sharkey nach Punkten.

Streifzug durch die Woche

Heiliges Schweigen — Borromäustag in Trier — Ein einzigartiges Denkmal gefallener Seminaristen — Deutschland erwachet

Das wissen auch nicht alle Leser, daß man in den heutigen Zeiten in der Presse mehr schweigen muß als reden. Wir bedürfen nicht der Müßigen, sondern der Vernünftigen. Wir sollten alles unterlassen, was die gegensätzliche Erbitterung noch steigert. Nur freilich eines: Die Freiheit des Staatsbürgers sollte jede Regierung achten. Die Freiheit der Religionsübung und insbesondere der Kirche und des Christentums darf nicht angetastet werden. Das Leben des Mitmenschen ist heilig auch im Wahlkampf. Macht der Gedanke des Rechtes auf sich keinen Eindruck, so vergiß doch nie, daß jeder junge Mensch, dessen Blut fließt, doch einer Mutter Sohn ist, die um ihn weint. Weiterhin müssen alle Schichten des Volkes Opfer bringen, wenn eine wahre Volksgemeinschaft entstehen soll. Am wenigsten sollten jene davon ausgenommen sein, die noch am ehesten Opfer bringen können. Es gibt ein gefährliches Wort, die Masse müsse es bringen. Daran ist etwas Wahres, aber es ist niederträchtig, wenn sich hinter den Rücken dieser selbstverständlichen Wahrheit gewisse Kreise den allgemeinen Verpflichtungen entziehen wollen. Ferner ist es unerhört, wenn man die Betrachtungen, überschieden und nicht mehr zu rettenden Besitz an Land durch die Hilfe des Staates an kleine Bauern als Siedlungsland abzugeben. Bolschewismus nennt. Im Gegenteil wird das Christentum niemals der Gottlosenbewegung Herr werden, wenn es nicht die Landfrage kräftig aufgreift und sie im Sinne des Gemeinwohls löst. Wenn wir im Osten nicht in absehbarer Zeit eine bedeutende Zahl von kleinen Siedlungen gründen, dann wird dieses Gebiet auf die Dauer der hereindrängenden polnischen Invasion nicht widerstehen können. Wir müssen heute kämpfen für die großen Ideen der Freiheit, des Rechtes, der Staatsautorität, der internationalen Verständigung, und man braucht für das Christentum auf die Dauer nicht zu fürchten, wenn es diese Ideen auf seine Fahne schreibt.

*

In diesem Augenblicke möchte ich erinnern an ein tiefes Erlebnis, das mich gerade in diesen Zeiten so sehr ergriffen hat. Ich sollte am Abend in Trier sein, wo die Borromäusvereine der Diözese einen großen Arbeitstag hatten. Um das eben zu bemerken, dieser Tag verlief großartig und lagte wieder tig gekommen, aber da war die Heuernte. Ein breiter Wagen nach dem andern schwankte über die nicht immer breite Straße. Nichts zu machen! Liebe Geduld! Rege dich nicht auf über den friedlichen Moselbauern. Seine Arbeit ist doch wichtiger als alle Literatur. Gut, daß es noch Wagen gibt, die langsam fahren. Gut, daß es noch Menschen gibt, die im ruhigen Rhythmus der Natur leben. Ich konnte ihnen nicht zürnen, obwohl solch eine Verspätung schrecklich ist.

Im Bestibül des Priesterseminars in Trier befindet sich ein Denkmal für die im Weltkriege gefallenen 25 Seminaristen, wie ich noch keines gesehen habe. Unter dem Bilde des hl. Sebastian steht man die Namen der Gefallenen verzeichnet, die so jung und das Herz so voller Ideale hinübergegangen sind. Auf dem Altare des Vaterlandes sind sie geopfert worden, die sich selbst dem Altare Gottes geopfert hatten. „Obiatur oblatius Christi milites periae . . ." Wie schön verbindet dieses Wort den Begriff des Soldaten mit dem des Gottesstreiters, so wie es bei mittelalterlichen Rittern der Fall war. Wie sinnvoll faßt es die geheimnisvolle Verbindung des irdischen Vaterlandes mit dem himmlischen aufleuchten. Kann man denn überhaupt dem irdischen Vaterlande besser dienen als dadurch, daß man in ihm lebt als ein Bürger des himmlischen, dem man in treuer Pflichterfüllung zustrebt! Unter den Tafeln war ein Brünnlein, von Grün überrankt. Auch ein Lämpchen bemerkt man, das die Stimmung der Andacht und Feierlichkeit noch erhöht. Als ich am andern Morgen an dem Denkmal vorbeikam, brannte dieses Lämpchen, und der Brunnen floß leise und unermüdlich. Beides geschieht an den Todestagen eines der Gefallenen, so daß man an sie auf die lebendigste Weise erinnert wird. Es ist kein totes Denkmal, sondern eines, das fortwirkt von Generation zu Generation. Dieses Brünnlein scheint in seinem ständigen Fließen sagen zu wollen, daß das Opfer jener jungen Priestersoldaten nicht vergeblich war. Daß es die Heimaterde erneuert im Geheimnis immer neuer Fruchtbarkeit. Das Lämpchen aber, das dazu brennt, erinnert daran, daß sie auch fortleben da drüben, wo alle Wunder strahlen am verklärten Leib und wo keine Träne mehr fließt. Das sind die Stellen, an denen das heimliche Deutschland lebt. Hölderlin und Parzifal reichen sich hier die Hand . . .

Katholikentag in Frankfurt/Oder

In Gegenwart des apostolischen Nuntius Cesare Orsenigo fand am 18. und 19. Juni im Stadion von Frankfurt an der Oder der 30. Märkische Katholikentag statt. — Unser Bild zeigt den imposant wirkenden Festgottesdienst im Stadion. Festredner war der Generalvikar Prälat Dr. Paul Steinmann.

Die Geißel der Arbeitslosigkeit quält auch Holland

Auch Holland hat seine Arbeitslosigkeit. Die Finanzen des holländischen Staates sind nicht in der Lage, den Arbeitslosen das zu geben, was ein Mensch zur Erhaltung seiner Existenz benötigt. Große Demonstrationszüge wogen sich durch die Hauptstraßen der Regierungsstadt. — Unser Bild zeigt einen solchen Zug, in dem erschüttert Alt und Jung, Männer und Frauen vereint sind. Unter den Demonstranten befindet sich auch der holländische Arbeiterführer Wibaut.

Zeugnis dafür ab, wie lebendig zur Zeit das Leben in diesem mächtigen Vereine pulst, der allzeit kompromißlos die katholische Idee vertreten hat. Während so viele kommunale und staatliche Bibliotheken nur noch ein kümmerliches Dasein fristen, während heute die übelsten Leihbibliotheken wahre Suchenherde der Verseuchung geworden sind, steht das Bibliotheksinstitut der Borromäusvereine in herrlicher Jugendkraft da, ist überhaupt das stärkste Bibliotheksinstitut, das es gibt, ein sicherer Beweis dafür, was wir vom Christentum aus leisten können, wenn wir tüchtig an die Arbeit herangehen. Daß diese Arbeit für das gute Buch heute besonders wichtig ist, wird jeder einsehen. Denn nur wer die geistigen Positionen und Bastionen beherrscht, wird auch in politischen und wirtschaftlichen Fragen etwas bedeuten. Niemals entscheidet der Mammon, sondern immer der Geist, und so wird ein Wolf genau so viel leisten, als es im Schafspelz und vollen Sinne des Wortes getötet ist. Nun also, ich sollte nach Trier und bin das erste Mal in meinem Leben nicht zeitig zum Vortrag gekommen. Natürlich bin ich unschuldig und der Autofahrer ist es auch, der mich gütigerweise mitgenommen hatte. Aba, so denkt da jemand, die sind durch das Moseltal gefahren, und da ist ja links und rechts vom Wege manch prächtiger Weinberg, und da haben sie sich denn aufgehalten bei „manchem Wirte wundermild". Diesen allen will ich verraten, daß die Versuchung nicht gering war, daß wir uns aber trotzdem auch nicht ein einziges Schöppchen des spritzigen Getränkes zu Gemüte geführt haben. Wir wären auch gei- Ach, daß in meiner Tasche noch das Blatt stecken mußte mit dem furchtbaren Satz, der irgendwo aus „nationalem" Munde in den Wahlkampf geworfen wurde: „Wenn wir an die Macht kommen, regieren wir mit lutherischen Methoden. Die schwarzen Pfaffen jagen wir aus Deutschland hinaus. Sie mögen sich in Madagaskar ein Asyl aufschlagen . . ." Nun, sie werden diesen Marterer Sebastian und die Tafel der 25 gefallenen Priesteramtskandidaten dorthin mitnehmen und in dem Asyl fortfahren zu beten für das deutsche Land und für die Verfolger in den heimischen Gauen . . . Reichen wir doch einander die Hand, wie es 1914 geschehen ist. Da gab es nur noch Deutsche. Man trage die Bilder der Gefallenen durch das Land. Ihr Erbe heißt Friede. Und nationalez kann man nicht sein, als jene, die ihr Leben für das Vaterland dahingaben. Deutschland erwache! Erwache zur Zucht, zum Frieden unter deinen Bürgern, zur Ordnung, zur Freiheit, zum Ideal, zur Religion deiner Väter, zu allem Hohen und Schönen, was deine Dichter gesungen und deine Helden geträumt haben . . .

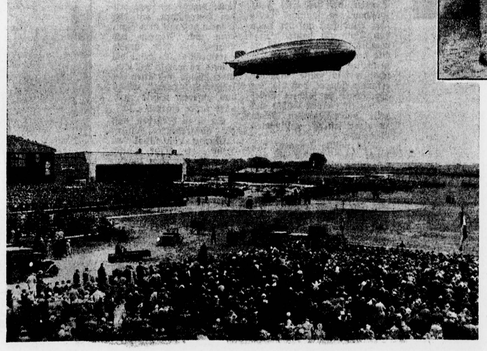
Der Mann im Monde.

Gedichte, die den Mahatma nicht erreichen

Daß Bismarcks Name dereinst mit dem Inder Gandhi auf poetische Weise verknüpft werden würde, hat sich sicherlich weder der Altreichskanzler noch irgend jemand aus den Millionenheer seiner Verehrer jemals träumen lassen. Jedenfalls ist bisher nicht bekannt geworden, daß der asiatische Freiheitskämpfer oder der Schmied des Deutschen Reiches sich im Versschmieden versucht habe. Aber eine Nichte des Fürsten besitzt den Ehrgeiz, dichterische Lorbeeren zu erringen und ein Zweiglein davon auch dem Mahatma zu verehren. Dieses im Interesse einer bisher noch nicht sehr weit gediehenen kulturellen Annäherung zwischen den beiden Völkern gewiß durchaus zu begrüßende Bestreben offenbarte sich kürzlich anläßlich einer Wiener Gerichtsverhandlung, in der Dr. Brahmanand Aanibotri, ein indischer Gelehrter, von der Gräfin Nora Sekerka für die Uebersetzung ihrer Gedichte ins Sanskrit eine Vergütung von dreihundert Mark verlangte. Man darf dem Kläger glauben, wenn er es als ein recht schwieriges Unterfangen bezeichnete, die deutschen Verse in indische Strophen umzugießen. Die Gräfin bestritt jedoch, für diese Tätigkeit eine Bezahlung in Aussicht gestellt zu haben. Und sie erhebt auf unbedingte Glaubwürdigkeit Anspruch, da sie eine Nichte des Fürsten Bismarck sei. Uebrigens genieße sie den Vorzug, mit dem Mahatma persönlich bekannt zu sein; sie habe ihm schon einmal ein Käppi genäht. Sein Name stehe in ihrem Gästebuch, und sie brauche es nicht einmal dem gelehrten Herrn aus Hindostan zu glauben, daß er wirklich ihre Gedichte und nicht etwas ganz anderes, beispielsweise den „Max und Moritz" in das Sanskrit übersetzt habe. Ob es der dichtenden Nichte des eisernen Kanzlers gelingen wird, in dem Rechtsstreite obzusiegen, steht noch dahin.

Volkstypen aus Tibet

Zu der Nachricht aus Nanking, nach der tibetanische Truppen ganz plötzlich die chinesische Grenze überschritten und die chinesischen Truppen in der Provinz Sitschau angegriffen haben.



Von der Hollandfahrt des Luftschiffs „Graf Zeppelin"

Von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge erwartet, erscheint das deutsche Luftschiff über Waalhaven.

Durchs deutsche Land

Deutsche Städte am Elbstrom

Auf ihrer großen Wanderung durch das deutsche Land, die sie in fast süd-nördlicher Richtung macht, trifft die Elbe gar verschiedene Städte und Menschen an. Und es sind nicht unbedeutende Städte, die sich an ihren Ufern entwickelt haben. Dresden und Meißen, zwei der bedeutendsten Städte Sachsens, durchströmt sie. In Dresden, der ehemaligen Residenz Sachsens, reichen sich Vergangenheit und neueste Neuzeit

zu schöner Harmonie die Hände. Wundervolle Kunstschätze birgt die Stadt, von denen hier besonders die Porzellansammlung, die im Johanneum untergebracht ist, und die Sixtinische Madonna von Raffael, die im Zwinger, einem Barockbau, der ursprünglich als Vorhof zu einem prächtigen Schlosse gedacht war, untergebracht ist, genannt seien. — Die Meißener Porzellanmanufaktur genießt weit über die Grenzen des Reiches hinaus einen sehr guten Ruf. Es gibt wohl kaum einen Menschen, der nicht schon einmal staunend vor den unendlich feinen und künstlerischen Figuren und Täßchen gestanden hätte.

Auf ihrem weiteren Wege kommt sie durch Magdeburg und Wittenberg. Magdeburg, die alte Handelsstadt, ist wohl hauptsächlich durch ihre wechselvollen Geschicke im Dreißigjährigen Kriege bekannt geworden. Nannte man sie doch damals „Unseres Herrgotts Kanzlei". Ein Meisterwerk ist der Dom der Stadt, der um 1207 begonnen wurde und dessen Einweihung 1363 durch den Erzbischof Dietrich erfolgte. Wittenberge soll seinen Namen von den großen weißen Sandbergen haben, die in seiner unmittelbaren Umgebung lagen, jetzt aber zum größten Teil abgetragen sind. Man kann die Geschichte der Stadt bis auf das Jahr 819 zurückverfolgen, in dem zum erstenmal in einer Urkunde der Stadt Erwähnung getan wurde. Durchfährt man heute die Stadt, so hat man den Eindruck einer modernen Großstadt, nicht einer Fabrikstadt von ungefähr 28 000 Einwohnern. Erwähnenswert ist noch der Hafen, an dem sich große Reparaturwerkstätten für den Bootsbau und Fischereien befinden.

Und am Ende ihrer Wanderung, kurz bevor sie sich in das Meer ergießt, hat sie ihre größte Aufgabe zu erfüllen. Wer kennt nicht Hamburg mit seinem großen Hafen und die wichtige Bedeutung, die die Elbe hier als Verbindung zwischen Hafen und dem offenen Meer hat.

So ist die Elbe nicht nur einer unserer gewaltigsten und schönsten Ströme, sondern mit vollem Recht kann man von ihr sagen, daß sie wohl auch einer der wichtigsten, wenn nicht überhaupt der wichtigste Strom Deutschlands ist.

Festspiel...

Sommerliches Intermezzo

Der Sommer lockt. Auch der, der mit Sorge und Kummer hinterm Ofen hockte, spürt ein Aufatmen, eine Befreiung. Uebernächtig ist der Drang nach neuem Leben da, aus der gewohnten Umgebung, aus dem Alltag, aus der Enge, ins Freie, in die sonnige Weite, ins Schöne, Erfrischende. Den Ausferies verlangt nicht nur der Körper, er recht Geist, Herz und Seele.

Die Poesie, die sonst aus unserem Leben verbannt scheint, im Sommer kommt sie zu ihrem Recht.

Mensch und Mensch begegnet sich auf einer anderen Ebene, in diesem Zustand der Gehobenheit empfänglich für das Schöne, Wahre, Gute, für das Festliche. Fest: Das ist der besondere körperlich-seelische Raum, die besondere Art der Gemeinschaft, die besondere innere und äußere Haltung. Fest und Spiel ist eins: Das Jenseitsleben vom Alltag, von Zweckgebundenheit, von Unterlanenschaft gegenüber den Dingen.

Festspiele und Tänze sind Ausdruck sommerlicher Stimmung, sommerlicher Erlebnisse.

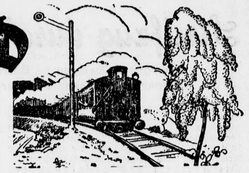
In der Nachkriegszeit sind die vielen Jugend- und Laienbühnen, die historischen Festspiele und Naturtheater in unseren Tagen entstanden. Der Gedanke, der sich ist aber auch von der hohen Kunst aufgenommen. Das künstlerische Spiel in sommerlicher Landschaft stimmte zum nationalen Festspiel geworden. Das Theater bestimmt sich auf seine festlichen Motive, es besinnt sich auf seine höchste, auf seine poetische Berufung. Auch das Theater wendet aus den dunstigen Häusern der Großstadt und siedelt sich an auf der freien Höhe des Berges. Niemand war stärker durchdrungen von dieser Berufung des Theaters als Richard Wagner, der das erste Festspielhaus in sommiger deutscher Landschaft auf der Höhe von Bayreuth baute. Niemand erkannte klarer als er, wie das Motiv des Spieles in diesem festlichen Raum beschaffen sein müsse, niemand erkannte sicherer, daß die Zuhörerschaft zu solchem Spiel gesammelt werden müsse aus weit unterliegenden Gauen zu einer festlich gestimmten Gemeinde.

Wer wollte leugnen, daß heute viel stärker als zu Wagners Zeiten die Aufgabe, ja die Notwendigkeit des Festspieles sich aus der seelischen Situation des Volkes wie der Kunst ergibt. Die Grauheit des Alltags, die Kleinheit des täglichen Lebens und die Verlaufung durch den täglichen Betrieb lastet viel mehr auf uns als auf unseren Vorfahren, und viel, viel stärker ist demenstprechend die gebeime, aber heiße Sehnsucht nach Freiheit, Freude, Reinheit, Aufschwung, nach sommerlichem Leben, nach der Begegnung mit höchsten menschlichen Werten.

Mit tiefster Dankbarkeit muß es heute von allen lebensbejahenden Menschen empfunden werden, wenn die wenigen Stätten in deutschen Landen, die dem Beruf der Festspielbühne dienen, allen Gefahren und zerfetzenden Einflüssen zum Trotz erhalten bleiben. Hier, im Westen Deutschlands, besitzen wir die Festspielbühne auf dem Schloßberg zu Marburg, als Schauspielbühne sogar die einzige in ihrer Art im ganzen Deutschen Reiche. Aus einem ganz eigenen künstlerischen Gedanken ist sie als Schöpfung des Gründers und Leiters der Spiele, Dr. Fritz Budde, entstanden, eine ganz eigenartige Form hat sie geprägt. Programmschriften hat sie nicht in die Welt geschickt, aber durch ihr Dasein, durch ihre Wirkung, durch den Erfolg hat sie überzeugt, hat sie Freunde gesammelt, hat sie viele Tausende von Nah und Fern, von In- und Ausland als Zuschauer herbeigerufen. Nichts konnte die ihr innewohnende Kulturgesinnung, nichts ihre künstlerische Bedeutsamkeit schlagkräftiger beweisen als die Tatsache, daß jetzt, wo die Not der Zeit die Initiative der öffentlichen Körperschaften lähmt, die Universität mit ihren Angehörigen und Freunden, mit ihren Studenten und Professoren, die Führung übernommen und mit opferwilligen Kreisen der Bürgerschaft sich verbunden hat, um diese Stätte echt deutscher Kunstgesinnung in ihrem Bestand und in ihrem Entwicklungswillen zu erhalten.

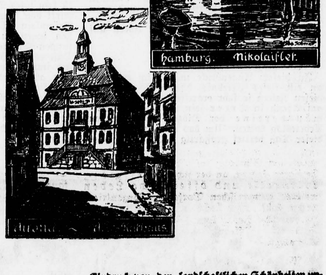
Das angekündigte Programm dieses Sommers zeigt, daß auch in diesem Jahre wieder Neues versucht und geboten werden soll von dieser Bühne, die uns noch jedes Jahr vor eine neue und beglückende Ueberraschung gestellt hat. Neben dem „Sommernachtstraum" und dem „Faust" wird eine Aufführung des „Till-Eulenspiegel" (von Harry Vosberg) geboten, einer Dichtung, die schon seit Jahren vorliegt, die aber aus dem besonderen Formwillen der Marburger Festspielbühne nun erst zu ihrem eigentlichen und vollen Leben erweckt werden ist. In der Sphäre des Humors bildet sie das Gegenstück zum „Faust" als Volksfestlied im besten Sinne des Wortes, das darum auch nicht der Durchblutung aus heimatlichen, aus lokalen Wurzeln entbehrt.

Auch in diesem Sommer werden also die Marburger Festspiele denen, die es nach einer Erfrischung für Sinn und Geist, für Aug und Ohr, für Kopf und Herz ungleich verlangt, wieder einen lohnenden Zielpunkt geben.



Das neue Reichsbäder-Adreßbuch

Die 7. Ausgabe des bekannten Nachschlagewerkes für den Fremdenverkehr, gültig für die Saison 1932 und 1933, ist erschienen. Da sich infolge der weitgehenden Einschränkung der Auslandsreisen das Interesse des deutschen Publikums in stärkerem Maße als bisher den deutschen Bädern und Kurorten zuwenden wird, kommt dem Reichs-Bäder-Adreßbuch in diesem Jahre erhöhte Bedeutung zu. Eindringlich, geschickt und wirkungsvoll wirbt das Reichs-Bäder-Adreßbuch für den Besuch unserer deutschen Bäder und Kurorte und vermittelt einen lebendigen



Eindruck von den landschaftlichen Schönheiten unseres Vaterlandes durch nahezu 1000 Illustrationen in Kupfertiefdruck. Die absolute Zuverlässigkeit und Gründlichkeit des Gesamtinhalts werden durch amtliche Ueberprüfung durch die Kur- und Badeverwaltungen und die maßgebenden Verbände gewährleistet. Das Buch ist seit Jahren gut eingeführt und wird in allen Reise- und Verkehrsbüros zu Auskunftserteilungen gern benutzt. Man verlange das Reichs-Bäder-Adreßbuch in jedem Reisebüro zur Einsichtnahme. Der Preis ist wiederum herabgesetzt und beträgt jetzt für das über 1000 Seiten starke Buch im Lexikonformat 7,50 RM. zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage des Reichs-Bäder-Adreßbuches, Berlin SW 68.

Lautenthal

(Oberharz)

Steigt man hinter der alten Kaiserstadt Goslar die von gewaltigen Bergwaldsenerien gesäumte alte Straße empor, hinein in die wehende, die Wälderherrlichkeit, immer den brausenden, rauschenden Bergbach, die Innerste, zur Seite, die über Geröll und Gestein zu Tale stürmt, so grüßt uns als erste der sieben Bergstädte der unter roten Ziegeldächern weithin funkelnde

Hohenluftkurort Lautenthal.

Hat der Schöpfer einmal hier gefeiert und sein erdberauschtes Herz auf goldener Laute hineinklingen lassen in die stille, heilige Bergwelt, die sich hier zauberisch und wonnig vor ihm auftat? Alles Erdenweh, alle Sorge sinkt dahin, unsere Seele, in die Saiten der Gottesliebe gesaugubert, singt mit den Bergbächen, mit den Vögeln und mit dem Rauschen und Raunen der Bäume. — Der uralte Harzspruch: „Es grüne die Tanne, es wachse das Erz, Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!" wächst aus unserem Blute und wird unser eigenes „Ich".

Es ist zu verstehen, daß der aufstrebende Höhenluftkurort Lautenthal von Jahr zu Jahr neue Freunde erwerben konnte, denn von den 2344 Einwohnern Lautenthals sind rund 18 Prozent 60 Jahre und älter. Ein besserer Beweis für die gesunden klimatischen Verhältnisse läßt sich wohl kaum führen. — Die stets Morgen große moderne Freibadeanlage Lautenthals gilt als mustergültig und wird von allen Besuchern als eine der schönsten Bergstreibadeanlagen des Harzes bezeichnet.

Ein germanisches „Rom" am Teutoburger Wald

Von Hermann Franke-Paderborn

Wenige von den Ausflüglern, die des Sonntags mit der Pesag von Paderborn in die Sommerfrischen und Waldrestaurants des Teutoburger Waldes hinausfahren, ahnen, welche Merkwürdigkeiten und Rätsel geschichtlicher Art dieses schöne Fleckchen deutscher Erde bietet. Daß man hier wirklich deutsche Erde vor sich hat, daran erinnert ja immer wieder der monumentale Ausdruck deutscher Art, der eherne Hermann auf der Grotenburg bei Detmold. Unabhängig von der rechten Beantwortung nach dem eigentlichen Schauplatz der Varusschlacht, gibt er den Bergen und Wäldern der Teutoburger Wald-Landschaft eine ganz eigene germanische Seele. Hinzu kommen die sagenumwobenen, uralten Orts- und Feldnamen an den südlichen Osningbahngen, die geschichtlichen Tatsachen der Anwesenheit römischer Heere an den Ems- und Lippequellen und fränkischer Heere bei Altenbeken und Driburg, das Zusammenstoßen von sechs Germanenstämmen an dieser Stelle, an der sich die alten Stammesgrenzen der Angrivarier, Bructerer, Marser, Sugambrer, Chatten und Cherusker berührten.

Das Geheimnisvolle, das über dieser „germanischen" Landschaft — germanisch auch durch ihre prächtigen Eichenwaldungen und Buchenhaine, ihre uralten Hünengräber und Findlinge in einsamer Heide, ihre charakteristischen sächsischen Bauernhäuser, — das Geheimnis, das auf ihr ruht, hat man oft zu lichten versucht. Von besonderem Interesse sind da die Forschungen von Wilhelm Teudt in Detmold, die er in den letzten Jahren angestellt und z. T. auch veröffentlicht hat: — „Germanische Heiligtümer" (2. Auflage 1931 Diederichs, Jena.) Teudt behauptet, daß dem Gebiet um Schlangen, Kohlstädt und Horn als heiliger Bezirk unserer Vorfahren eine besondere Bedeutung beizumessen sei. Auf Grund seiner bisherigen Untersuchungen glaubt er diesem Bezirk eine hohe kultische Bedeutung zuschreiben zu müssen, ähnlich wie den Bezirken von Delphi, Olympia u. a. heiligen Gebieten der antiken Völker. Er spricht den alten Germanen eine reich entwickelte geistige Kultur zu, und macht den Stildang des Osning zu einer geheiligten Stätte, an der sich das religiöse, kulturelle und öffentliche Leben unserer germanischen Vorfahren konzentriert haben soll. Hier sucht und findet er uralte germanische Heiligtümer, Festplätze und eine Feststraße, Pflegestätten der Gestirnkunde, Rennbahnen usw.!

Man muß schon sagen, daß der Eindruck, den man empfängt, wenn man zum ersten Male die Weite dieser einsamen und stimmungsreichen Landschaft betritt, ungemein ehrfurchterweckend ist! Unsere mit der Natur so fest verwachsenen Vorfahren könnten sehr wohl in der Feierstille der Sonnenvorgegend, in den rauschenden Eichenhainen bei Kohlstädt und im Angesichte der stummen Felswunder an den Externsteinen in Ergriffenheit dem höchsten göttlichen Wesen den Tribut der Verehrung dargebracht haben! Auch der Gedanke, heute nach 2000 Jahren diesen „heiligen" Boden wieder betreten zu können, — heilig insofern, als hier unsere Vorfahren ihrer im Grunde ja doch den einen Gott meinenden religiösen Ehrfurcht Ausdruck verliehen, wenn diese auch heidnisch, und abgelegt war! — hat etwas ungemein Reizvolles an sich. Dennoch müssen wir bei einem Rundgang durch diese neuentdeckten „germanischen Heiligtümer" vorsichtig und mit größter Sachlichkeit die Anzeichen prüfen, die vielleicht so gedeutet werden können. Wenn man etwas gern möchte, kann sehr leicht der Wunsch der Vater eines Gedankens werden! Und Teudt selbst hat vielleicht, indem er allzu kühn und voreilig Vermutungen zu Schlüssen verdichtete, der an und für sich großen Sache — denn das wäre die hier vorliegende Frage unbedingt, wenn sich Teudts Ansichten als richtig erweisen würden! — vielgeschadet. Seine lebhafte und reiche Phantasie baut zuerst eine Theorie von irgendwelchen germanischen Einrichtungen, und sucht diese Einrichtungen dann zu finden und zu erweisen. Diesem Arbeiten fehlt die wissenschaftlich-exakte Methode! Vor allem verzichtet Teudt auf jede Spatenforschung und meint, das merkwürdige Zusammenstimmen der zu Tage liegenden Einzelheiten sei in seiner Gesamtheit schon Beweis genug. Darum sind seine Gedanken oft recht einnehmend und bezaubernd, bei näherem Zusehen nicht hieb- und stichfest.

Statten wir diesem angeblichen geistigen Mittelpunkte Germaniens nun einen kurzen Besuch ab.

Das astronomische Rätsel von Oesterholz

Von der prachtvollen Fürstenallee, einer etwa 35 Meter breiten, mit vier, stellenweise fünf Reihen Jahrhunderte alter Eichen und Buchen bepflanzten Straße, die den Ort Schlangen mit der Försterei Kreuzkrug verbindet, zweigt linker Hand ein Weg nach dem alten Gutshof Oesterholz ab. Daß hier schon zu Zeiten Ludwigs des Frommen, also im 9. Jahrhundert eine Siedlung bestanden hat, ist eine Tatsache, die sich urkundlich nachweisen läßt. Teudt geht aber noch weiter zurück, und versucht auf astronomischem Wege die germanische Existenz der Siedlung zu erweisen. Er geht dabei von der eigenartigen Gestalt und der merkwürdigen Umbegung des heutigen Gutshofes aus. Die ganze Anlage, bestehend aus 32 Morgen Waldungen, Gartenland, Wiesen und einem Teich, mit einem Wohnhaus und sonstigen Gebäuden, wird von einer wallartigen Umbegung umschlossen. Die Erdwälle sind stellenweise noch außen durch Mauerwerk gestützt. Das wäre an sich nichts außergewöhnliches, würde sogar einer gewissen Notwendigkeit entsprechen. Denn das Mauerwerk dürfte frühestens im 17. Jahrhundert entstanden sein, in einer Zeit also, in der eine Abgrenzung des Unwesens gegen damals in Massen vorhandenes Wild noch eine Notwendigkeit war. Tatsächlich ist auch urkundlich erwiesen, daß im Jahre 1696 der damalige Besitzer des Hofes, der Jägermeister Krecke, einen Pfannen- und Baumgarten neu angelegt und mit einem „Zaun" umgeben hat, der von den Taxatoren auf 150 Taler abgeschätzt wird.

Merkwürdig ist nur die Gestalt des Hofes, wie sie durch diese Umbegung geschaffen ist. Mauern und Wälle bilden ein unregelmäßiges Sechseck, was an sich allerdings gar nicht auffällig zu sein braucht. Teudt hat jedoch durch Berliner Astronomen feststellen lassen, daß die sechs Linien dieses Sechsecks mit den Azimuten (= Winkel, den der Vertikal- oder Höhenkreis eines Stern-Auf- und Untergangs mit dem Meridian einschließt) mythologisch wichtiger Gestirne übereinstimmen! Die Astronomen errechneten die Azimute aller einigermaßen bedeutsamen Sterne des Sternhimmels an dieser Stelle, wie sie sich in dem Zeitraum von 1000 nach Chr. bis 4000 vor Chr. geändert haben, und fanden dabei, daß die Oesterholzer Linien mit der Sirius-, Kapella-, Orion- und Kastorlinie des Jahres 1850 vor Chr. übereinstimmen. Dazu kommen die anderen drei Linien als Meridian-, südl. Mondextrem- und nördl. Mondextremlinie, die zeitlich nicht genau festgestellt sind. Teudt erklärt es als ausgeschlossen, daß diese Uebereinstimmung rein zufällig sei.

Man steht hier allerdings vor einer im Augenblick geradezu verblüffenden Tatsache. Teudt hat folgende Erklärung zur Hand, die allerdings nicht empirisch gefunden, sondern vorher bei ihm schon fertig gewesen zu sein scheint (!): Die Anlage von Oesterholz fällt in das zweite vorchristliche Jahrtausend. Die alten Germanen haben die Orientierung der Grenzen nach den Gestirnen vorgenommen, weil die Stätte zu einer Pflegestätte der germanischen Gestirnkunde dienen sollte. Daß dies nur eine „Annahme" sein kann, liegt auf der Hand, da auch die Tatsächlichkeit einer astronomischen Orientierung noch kein wissenschaftlicher Beweis für das Vorhandensein einer germanischen Schule der Sternkunde und Kalenderwissenschaft darstellt. Immerhin richten die Teudtschen Feststellungen unser Augenmerk auf dieses weitabgelegene Fleckchen, dessen germanischer Ursprung ja nicht ausgeschlossen ist. Sollte es gelingen, hier wirklich überzeugende Beweise zu erbringen, so würde unsere Kenntnis von der germanischen Urzeit, insbesondere von dem geistigen und kulturellen Leben unserer Vorfahren in ein ganz neues, bisher ungeahntes Licht gestellt werden!

Die Aufbehung dieser germanischen Sternstätte verlegt Teudt (wiederum ohne Beweise) in die Zeit, als das Christentum zu den Sachsen kam. Ueberraschend ist dann die Behauptung, daß zu dieser Zeit die Klostergründung Ludwigs des Frommen, die er mit Mönchen aus Corbeja in der Paderborner Gegend vornahm, nach Oesterholz zu verlegen sei. Die Mönche gründeten, wie urkundlich bezeugt, das Kloster Hethi = Haide, im Sachsenlande, das sie aber bald wieder aufhörten, um nach dem heutigen Corvey überzusiedeln. Hethi soll nach bisheriger Annahme, die aber noch einer genaueren Nachprüfung bedürfte, bei Neuhaus im Solling gelegen haben. Teudt läßt jetzt die Mönche auf dem Sternhof Oesterholz einziehen, wo sie „durch kirchliche Verwertung, eine Hauptstätte des alten Glaubens unschädlich machen" sollten! Das Spukhafte und Geheimnisvolle dieses Ortes soll dann der Grund ihres plötzlichen Abzuges gewesen sein!

Anfänglich sind die alten Berichte über Hethi des Lobes voll, um dann plötzlich, ohne eigentliche Begründung, in das Gegenteil umzuschlagen. Für Teudts Ansichten über die Lage von Hethi spricht insbesondere eine Stelle des historischen Berichtes über den Auszug der Mönche, wo gesagt wird, daß die Mönche auf ihrem Wanderwege einmal übernachten mußten! Teudt weist nach, daß der Weg von Neuhaus im Solling sich bequem in zwei bis drei Stunden machen läßt, also keine Uebernachtung erfordert, während die Entfernung zwischen Oesterholz und Corvey 49 Klm. beträgt.

Warum sollte es nicht so gewesen sein? Gewiß! Aber Teudt, kann eben auch nicht viel mehr als Vermutungen in dieser sicherlich hochinteressanten Frage beibringen.

Das Heiligtum der Göttin Ostara

Teudt ist ein Seher eigener Art. Vor exakte — Schaudes Ganzen eigen. Vor seinem Geiste schwebt das Bild eines großen germanischen, heiligen Bezirkes am Osning, mit Heiligtümern, Opferstätten, heiligen Wegen und Straßen, Renn- und Kampfbahnen, Weihsagestätten usw. Mit wahrhaft dichterischer Vorstellungs- und Gestaltungskraft, mit großer Liebe zu Volk und Heimat hat er sein Werk geschrieben. Folgen wir weiter seinen Deutungen.

Die Oesterholzer Straße schneidet unweit des Hofes eine 5 Klm. lange Straße, die seit alters den Namen „Aschenweg" führt, und den Zugang zu zahlreichen Hünengräbern bildet. Teudt läßt auf diesem Aschenwege die Prozessionen der Germanen mit der Asche ihrer toten Könige und Großen nach dem heiligen Grabherzirk dahinziehen. Diese Annahme gewinnt durch das Vorhandensein der Grabfelder auch einige Wahrscheinlichkeit.

Auf diesem Aschenwege gelangt man zu einem eigenartigen Hügelgebilde, das in tiefer Heideeinsamkeit feierlich und geheimnisvoll am Eingang der Senne liegt. Auf einem 12 Meter hohen Hügelrücken erheben sich, durch kleine Entfernungen voneinander getrennt, 1,50 Meter hohe abgestumpfte Kegel. Der Durchmesser des Plateaus beträgt jeweils 7 Meter. Hier stehen wir unzweifelhaft vor von Menschenhand künstlich geschaffenen Erdwerken aus vorgeschichtlicher Zeit. Teudt malt uns denn auch das farbenprächtige Bild einer germanischen Kultstätte der Ahnen- und Götterverehrung.

Er stützt sich dabei auf die Worte eines im 17. Jahrhundert zu Lemgo lebenden Rechtsgelehrten Wasserbach, der in seiner Dissertation von „lucos ac nemora consecrata diis apud Colstede et fanum Osterae deae prope Osterholz" spricht; von „den Göttern geweihten heiligen Hainen und Wäldern bei Kohlstädt und einem Heiligtum der Ostaragöttin bei Oesterholz"!

Dieses „fanum" (Heiligtum) glaubt Teudt in dem „Dreihügelheiligtum" gefunden zu haben. Ostara war eine urgermanisch-keltische Frühlingsgottheit. Ihr und dem Wodan und Thumar zu Ehren läßt er die Sachsen auf den heiligen Hügeln zur Frühlingszeit heilige Feuer abbrennen, und sieht eine Bestätigung dafür darin, daß noch auf dem mittleren der drei Hügel alljährlich ein Osterfeuer entzündet wird. Aus drei nahen Teichen habe man das etwa erforderliche Osterwasser genommen!

Ein Geheimnis schwebt um diese Hügel, das der einsame Besucher, der diesen Gedanken nachgeht, unter der Einwirkung der erhabenen Landschaft ungemein stark auf sich wirken fühlt. Daß diese Gegend auf die mit der Natur so eng verbundenen Germanen einwirken mußte, und ihnen zur Vornahme kultischer Handlungen wie geschaffen schien, leuchtet ohne weiteres ein. Verfasser und ein Begleiter fanden bei mehrmaligem Besuche der Hügel, von denen man im vergangenen Herbst die Heidevegetation abgeschält hat, (hoffentlich nicht, um durch „Kultivierung" ein vorgeschichtliches Denkmal zu zerstören!), auf dem ersten Hügel mehrere Tonscherben offenbar germanischen Ursprungs und eine kleine Eisenspitze, die von einem Messer, einem Schwerte oder einer Lanze herrühren könnte. Dazu noch weitere Eisenteilchen, die jedoch noch nicht gedeutet wurden.

Warum hat hier die Spatenarbeit des Archäologen noch nicht eingesetzt? Die engere Heimat scheint uns dafür wichtiger zu sein, als Grabungen im Ausland.

Zu solchen festlichen Opferfeiern gehörten bei allen alten Völkern auch festliche Spiele.

Teudt glaubt auch ihre Spuren gefunden zu haben. Im unmittelbar an die drei Hügel angrenzenden Langelau, einem Forst, der durch Erdwälle abgegrenzt ist, vermutet er die Renn- und Kampfbahn, wo „zu Ehren der Götter und der toten Helden das begehrte Schaufpiel der Spiele und Kämpfe sich abrollte. Man kämpfte zu Fuß, zu Wagen und auf den Rossen, die durch die Trift am Eckelau der Rennbahn zugeführt waren".

„Lau" oder „Loh" bedeutet Hain. „Lange" bringt Teudt in Zusammenhang mit unserm „anlangen" — am Ziel (der Rennbahn) anlangen. Der Umwallung entlang läuft in Langelau eine terrassenartige Stufung des Geländes; vor ihm eine Senke, nicht mit Hainbuchen bestanden: die Arena? Auf einem erhöhten Hügel, der sich im Nordosten findet, standen, so meint Teudt, die Fürsten und Edlen und sahen den Spielen zu!

Nicht weit davon liegt der ebenfalls umwallte Königslau, dessen „Deutung" Teudt aber noch nicht so recht gelingen will. In dem etwas entfernteren ehemals fürstlichen Sennegefilt Loyshorn sieht er die altgermanische Zucht- und Pflegestätte für die heiligen Rosse, die man bei den kultischen Handlungen benötigte.

Da es naheliegt, daß eine solche konzentrierte Anlage von kultischen Einrichtungen einen besonders festlichen Zugang gehabt hat, erklärt Teudt die prachtvolle Fürstenallee als kultische Feststraße. Freilich, solches Mutmaßen hat manches für sich! Es ist z. B. nicht recht erklärlich, welchem Zweck sonst eine derartige Prachtstraße gedient haben soll. Man denke an die bereits erwähnten Ausmaße, an die feierliche Symmetrie der „Schiffe" — die Seitenschiffe gehen genau in den Mittelschiff auf. Dem Alter der Eichen nach zu urteilen, kommen wir immerhin auf ein Alter von 600 bis 700 Jahren. Wozu eine solche Prachtstraße, wenn sie erst im Mittelalter angelegt worden ist, in dieser einsamen Gegend? Man hat weiter festgestellt, daß das „Paulinenholz" hinter dem Kreuzkrug ehedem „Gudenslau" = „heiliger Hain des Wodan" geheißen hat. Hier mündet die „Feststraße", deren Ursprung sich in Andertracht dieser Umstände wohl kaum durch die Annahme einer festlichen Zaadstraße oder dergl. wird erklären lassen. Merkwürdig ist auch, daß diese Straße genau auf die Grotenburg (Hermannsdenkmal) ausgerichtet ist, wenngleich von Kreuzkrug aus die anschließende Straße durch das Gebiege nicht geradlinig weiter führt.

Der Kranz der „Germanischen Heiligtümer" in der Oesterholzer Mark schließt sich. Manches von dem was wir gesehen haben, mag sich in das phantasievolle Bild einfügen lassen, das meiste aber bleibt eben vorerst mehr Dichtung als Wahrheit.

(Ein zweiter Artikel wird von den geheimnisumwobenen Externsteinen erzählen).

200 Jahre Salzburger in Ostpreußen

Unter starker Beteiligung der Bevölkerung fand in Gumbinnen die Feier der 200 jähr Wiederkehr der Einwanderung der Salzburger in Ostpreußen statt. — Unser Bild zeigt einen alten Wagen der Salzburger, so wie sie bei der Uebersiedlung benutzt wurden, im Festzug in Gumbinnen.

H. Junghermann:

Ich klettere zu den letzten Reihern

Eine schwierige Expedition zu den Horsten der Fischreiher im niederrheinischen Naturschutzgebiet

Im Schweiße deines Angesichts sollst du photographieren. — Ein Zoovertreter wird ohnmächtig. Die Jungen sind angriffslustig — Wer viel trifft, muß viel ... — Die sterbenden Reiher breiten die Flügel aus

Die Mode hat es auf dem Gewissen, daß die Reiher zu den aussterbenden Vögeln gehören. Seit Jahrhunderten ließ man sie ihrer Federn wegen morden. Zuletzt wurden sie im Rheinland während der Besatzungszeit von französischen Offizieren abgeschossen oder gar mit Nest und Jungen dadurch ausgerottet, daß man einfach ganze Waldungen niederlegte, in denen Reiherhorste vorkamen. Heute kennen wir außer den hier beschriebenen Beständen am Niederrhein nur noch einzelne Horste an der Weser zwischen Höxter und Hameln sowie in der Nähe der großen westfälischen Talsperren.

Pfalzdorf (Kreis Kleve), im Juni 1932.

Ein prachtvoller Morgen liegt über der niederrheinischen Landschaft. Ich breche von Pfalzdorf auf — einer kleinen Ansiedlung der Pfälzer, die einst nach Amerika auswandern wollten und dann aus Heimweh hier stehen blieben. Meine Begleiter sind nur der Förster und zwei angeheuerte Waldarbeiter, die uns helfen sollen.

Auf dem Weg zu den Horsten — die in den allerhöchsten Kiefern liegen und nur mit Kletterzeug oder besonders erbauten Gerüsten und Leitern erreichbar sind — erzählt mir der Förster, daß beim letzten Mal ein Zoovertreter, der junge Reiher mitnehmen wollte und einen der Horste erkletterte, ohnmächtig zusammenbrach, als er heil wieder unten ankam. Nette Aussichten für mich.

Ich konnte dem betreffenden Vertreter diesen Ohnmachtsanfall aber schon nach einer halben Stunde nachfühlen, als ich mich vergeblich abmühte, in etwa 15 Meter Höhe einen widerspenstigen Ast zu überklettern, der als regelrechtes Verkehrshindernis im Wege stand. Ein Glück, daß ich den Rettungsgurt umgeschnallt hatte, in den ich mich bei Schwächeanfällen immer wieder einhängen konnte. — Ein große Schwierigkeit bestand auch darin, daß es sehr oft dick und einen herunterregnete; hätte ich nicht auf fachmännische Anregung eine Autobrille aufgesetzt, würden mir die Vögel mit ihrem Geschmeiß bald die Augen verkleistert haben. Die Menge, die sich da ständig in Sträuchern ergießt, dürfte ausreichen, um die ganzen umliegenden Felder zu düngen.

Auch der Försters, eine Erfrischung mitzunehmen, war unbegahlbar. Denn nach einer Stunde, als ich in 20 Meter Höhe im Gurt hing und meinen verlängerten Rücken in eine Astspalte klemmte, um wenigstens leidlich zu sitzen, stellte sich ein wütender Hunger ein, und die Zunge klebte mir am Gaumen; so hatten die Anstrengung und die heiße Sonne mir die Kehle ausgedörrt.

Noch sind die Horste 10 Meter entfernt, und Ameisen kommt in die Bäume, deren Aeste immer dünner werden, Bewegung. Man fühlt sich wie auf dem Meere, wie auf dem Mast eines Schiffes. Gleichmäßig wiegt sich die Krone der Bäume hin und her, hin und her. Man könnte die Seekrankheit kriegen. Aber es geht noch einmal gut. Die jungen Reiher liegen jetzt ringsum aus den Horsten und ducken sich dann wieder, sobald sie mich erkennen — aber nur, um plötzlich die Hälfte lang zu recken und mit dem langen spitzen Schnabel zuzustoßen. O ja, die sind sehr angriffslustig. Die Alten, die mit schnarrem Flügelschlag über die Wipfel hinziehen und ängstlich zuschauen, was mit ihren Kindern geschieht, haben ihre Wut gut erzogen — obwohl sie selbst nicht den Mut aufbringen, gegen den Frechling vorzustoßen, der sich bis in ihre luftige Wohnung vorwagt.

Eine Anzahl der jungen Reiher ist schon weit entwickelt. Sie wagen sich auf den Nestrand und werden wagehalsig, was nicht allen gut bekommt. Davon legen die zahlreichen Reiherleichen Zeugnis ab, die den Waldboden unter den Bäumen bedecken. An einer Stelle liegen sogar fünf tote Vögel. Da muß ein ganzer Horst heruntergepurzelt sein. Die Reiher sind verhältnismäßig kunstlos aus Reisig gebaut, und ein starker Windstoß ist schon imstande, sie hinunterzuwerfen.

Von entfernter stehenden Bäumen ertönt ständig das Gekecker der Alten, die unbekümmert ihre Jungen weiter füttern. Sie haben viel Arbeit, besonders acht Tage vor dem Flüggewerden sind die Jungen unersättlich. Was da an Fischen und Aalen von der hungrigen Brut verschlungen wird, ist fast unglaublich. Und wenn es den Alten zu bunt wird, werfen sie nach dem Neapel der Störche alles aus dem Nest, was über drei zählt, natürlich die schwächsten zuerst — ein Radikalmittel, aber hier nichts weiter als eine Existenzfrage.

Was dann aus dem Nest purzelt und sich nicht gleich den Kopf zerschmettert, das verhungert elendig auf dem Acker oder auf dem Waldesboden. Denn kein Reiher kümmert sich um die Abgestürzten.

Beim Abstieg entdecke ich in dem Astwerk auch noch einen ausgewachsenen Reiher tot, der die großen Flügel im letzten Augenblick ausgebreitet hat. Wahrscheinlich ist er von Wilderern erschossen worden. Reiher haben die Angewohnheit, in dem Augenblick, in dem sie den Todesschuß spüren, sofort die Flügel auszubreiten — so daß es selten einem Wilderer gelingt, einen Vogel auf Erde zu bringen; es sei denn, er habe ihn auf einem freien Himmelsstück und nicht in der Nähe eines Baumes geschossen.

Neben den toten Jungvögeln, denen der Förster inzwischen ein Grab geschaufelt hat, liegen hohle Eierschalen. Sie sind auf eine merkwürdige Art geöffnet worden. Hier haben die Krähen gearbeitet, deren Horste heute noch am Niederrhein zu Tausenden liegen. Sobald die Krähe merkt, daß die Reiher gelegt haben und sich für einige Minuten von ihrem Gehege entfernen, ist sie zur Stelle, schlägt die Eier mit dem Schnabel auf und trinkt sie aus. Kehrt das Reiherpaar gerade in dem Augenblick zurück, wirft die Krähe das Ei zum Nest hinaus und fliegt eilig davon, um sich dann auf dem Waldboden über die Beute herzumachen.

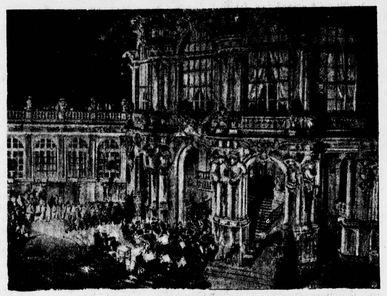
Wir packen unsere Apparate zusammen und ziehen los. Mir ist leicht schwindlig, ich habe etwas unsicher in den Knien. Aber wenn auch manche Horste so mit Aesten und Nadeln verdeckt gewesen waren, daß meine Kamera sie nicht erreichte — die Ausbeute, die ich heimbringe, und das Erlebnis, bei den letzten Fischreihern Deutschlands eine Abschiedsvisite gemacht zu haben, hat die Strapazen aufgewogen.

Das erste Röntgen-Museum der Welt in Lennep-Rhein land. Zu Ehren des berühmten Forschers und des Entdeckers der Röntgenstrahlen, des größten Sohnes der Stadt Lennep, wurde am 18. Juni in Lennep ein Museum eingeweiht. Unser Bild (links) zeigt das Museum.

Sonne, Luft und Haus für Alle. Unter diesem Titel findet zurzeit in Berlin eine Ausstellung statt, deren Aufgabe es ist, den Großstädter näher an die Natur heranzuführen, wofür das Wochenendhaus und der Kleingarten die besten Mittel sind. Unser Bild (rechts) zeigt ein Wochenendhaus im modernen Stil aus Holz erbaut, das 3000 RM kostet.

Nachtmusik vor dem Gebäude des Dresdener Zwingers

Die sommerlichen Nachtmusikveranstaltungen vor dem Dresdener Zwinger haben begonnen. Kein schönerer Rahmen ist für Mozarts Nachtmusik denkbar, als dieser herrliche Rokokobau. Das Konzert und der Rahmen, der ihm gegeben wird, lockten gleich bei der ersten Veranstaltung cirka 4000 Besucher an



Der Empfehlungsbrief

Eine Humoreske von O. L. d'Or

(apf) Ein junger Mann mit blassem Gesicht, im zerschlissenen Rock trat in mein Zimmer und überreichte mir einen geschlossenen Brief:

„Ich komme von Alexandrow", sagte er, bescheiden lächelnd.

Mit Alexandrow, einem prominenten Schauspieler, war ich seit Jahren befreundet. Ich war über sein Schreiben sehr erfreut, riß das Kuvert nervös auf und las folgende Zeilen:

„Lieber Freund!

Ich empfehle Dir aufs wärmste den Ueberbringer dieser Zeilen. Er ist ein talentierter Dichter, der ausgezeichnete Feuilletons und Leitartikel schreibt. Außerdem kennt er sich in der Buchhaltung aus und spielt Geige. Verschaffe ihm bitte irgendeinen Posten. Du hast ja große Beziehungen in der Künstler-, Zeitungs- und Kapitalistenwelt. Ich bin fest überzeugt, daß Du das für mich tun wirst.

Es umarmt Dich in alter Freundschaft

Dein Alexandrow."

Während ich diesen Brief las, saß der junge Mann mir gegenüber und schielte dickrot. „Kennen Sie Alexandrow schon lange?" fragte ich ihn.

„Alexandrow?" fragte erstaunt der junge Mann. „Alexandrow? Ich kenne ihn seit gestern."

„Seit gestern? Es scheint aber, als kenne er Sie seit Ihrer Kindheit. Wer hat Sie mit Alexandrow bekanntgemacht?"

Der junge Mann schnitte mich etwas verlegen an. Ließ dann den Blick zu Boden sinken und sagte gedämpft:

„Hm, das ist eine ganze Geschichte. Darf ich noch eine Zigarette nehmen?"

„Bitte, bedienen Sie sich", und ich schob ihm die Schachtel zu.

Der junge Mann suchte sich eine Zigarette aus, zündete sie an, und begann:

„Vor etwa drei Wochen bin ich aus der Provinz hierhergekommen. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an einen Landsmann. Der Landsmann nahm sich meiner in sehr liebenswürdiger Weise an, bot mir Tee sowie ausgesuchte Zigaretten an und sagte: „Ich bin ein kleiner Geschäftsmann, ein einfacher Börsenmakler. Ich kann nicht viel für Sie tun. Aber ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief an einen guten Bekannten, einen Polizeioffizier, geben. Der Mann hat einmal durch mich sehr günstig Papiere gekauft und ist mir zu Dank verpflichtet. Er wird meinetwegen für Sie sicher alles tun."

Mein Landsmann schrieb einen reizenden Empfehlungsbrief an den Polizeioffizier, mit dem ich zu diesem hinachen sollte. Als der Polizeioffizier den Brief gelesen hatte, rief er aus: „Sehr erfreut, leider aber sind bei uns momentan alle verfügbaren Posten besetzt. Ich weiß wahrlich nicht, was ich tun soll. Aber warten Sie, ich gebe Ihnen einen Empfehlungsbrief an den Theaterdirektor Antonow. Vielleicht hat er eine freie Stelle. Für mich wird er alles tun."

Der Direktor des Theaters empfing mich außerordentlich freundlich und sagte, nachdem er den Brief gelesen hatte, voll Bedauerns: „Für den Polizeioffizier bin ich bereit, alles zu tun, doch im Augenblick weiß ich nicht, was. Ah, ich habe eine Idee!" Er schlug sich mit der Hand auf die Stirn: „Wissen Sie was?! Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief an unsere Primadonna Elvira geben. In dieser Beziehung bin ich Banker berieht. Eine geniale Idee! Elvira wird für mich alles machen."

Die Primadonna empfing mich sehr zuvorkommend. Sie gab mir Tee, belegte Brötchen, bot mir Zigaretten an, fuhr sogar mit ihrer zarten Hand über meine Haare und sagte leise: „Sie haben ein so junges Gesicht und schön graue Haare. Und mein Bankier hat ein altes Gesicht und pechschwarze Haare. Uebrigens," und sie lachte süß auf, „trägt er eine Perücke."

Dann fragte sie mich eine halbe Minute lang nach meinen Verwandten, nach meinem Leben und Treiben aus. Daraufhin setzte sie sich an den Schreibtisch und schrieb einen warmempfundenen Empfehlungsbrief, den sie mir mit diesen Worten überreichte: „Sie können vollkommen beruhigt sein. Der Bankier macht für mich alles."

Zuerst empfing mich der Bankier ein wenig barsch. Nachdem er aber den Brief Elviras gelesen hatte, bot er mich, Platz zu nehmen und ließ mir Likör und Zigarren reichen.

„Wie gerne möchte ich die Rolle Ihres Protektors übernehmen", sagte er. „Aber leider ist bei uns in der Bank alles überfüllt. Ich weiß wirklich nicht, was ich mit Ihnen anfangen soll!"

Ich wollte aufstehen und mich verabschieden, doch der Bankier hielt mich zurück, indem er mich bei der Hand packte: „Gehen Sie bitte nicht fort. Ich muß Elviras Wunsch erfüllen. Wissen Sie was? Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief an Alexandrow geben. Das ist ein Mann mit großen Beziehungen. Der macht für mich alles."

Alexandrow empfing mich sehr zuvorkommend. Er gab mir Tee und Zigaretten. „Ich helfe Ihnen natürlich!" rief er voll Pathos. „Aber leider haben wir keinen freien Posten beim Theater. Ueberall sind 20 Personen vorgemerkt. Wissen Sie was? Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief geben. . . ." Und er gab mir den Empfehlungsbrief an Sie.

Mir tat der junge Mann leid. „Man muß ihm helfen", dachte ich überlegend. Dann fiel mir das Richtige ein:

„Sie Glückspilz! Ich habe einen Bekannten, einen Unternehmer, einen Finanzmann. Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief an ihn geben. Mein Freund ist nicht reich, aber er hat gute Beziehungen zu Bankiersmannskreisen und ein gutes Herz. Mit einem Wort, Sie werden sehen, daß . . ."

Ich schrieb nervös einen Brief, steckte ihn in ein Kuvert, versiegelte es und gab ihn dem jungen Mann:

„Gehen Sie zu ihm, und ich bin überzeugt, daß Sie . . ."

In diesem Augenblick fiel der Blick des jungen Mannes auf die Adresse. Er lächelte ironisch.

„Kennen Sie diese Adresse?" — fragte ich erstaunt.

„Und ob! Das ist doch mein Landsmann, derselbe Börsenmakler, der mir den ersten Empfehlungsbrief gegeben hat. . . ."

—

Ich habe den jungen Mann nie wieder gesehen.

Mittel gegen Schwaben

Ossip Dymow:

In New York kann alles passieren. So passierte auch folgendes:

Ich saß arbeitend in meinem Zimmer. Da wurde mir gemeldet, ein Mann wolle mich sprechen.

„Wer ist es denn?"

„Er sagte es nicht. Er sieht aus wie ein Spanier."

„Ich laß bitten."

Es trat ein Mann ein, der tatsächlich wie ein Spanier aussah. Er begann ohne Umschweife:

„Sie waren in der vorigen Woche im Hause von Mr. Wool?"

„Ja."

„Sie haben den Leuten ein Mittel gegen Schwaben empfohlen."

„Kann sein. Ich weiß es nicht mehr . . ."

„Die Schwaben sind krepiert."

„Das freut mich."

„Ich werde Sie verklagen."

„Bitte, nehmen Sie Platz. Regen Sie sich nicht auf. Worum handelt es sich?"

„Ich werde Sie bei der „Union" (Gewerkschaft) verklagen. Ich bin Mitglied der Union."

„Wer sind Sie denn?""

„Exterminator."

„Sehr angenehm. Was bedeutet das eigentlich?"

„Ich vernichte in den Häusern Mäuse, Flöhe, Wanzen Schwaben . . ."

„Nun, ich habe bei Wools das gleiche getan."

„Sie taten es als Dilettant. Sie sind nicht Mitglied der Gewerkschaft."

„Nein."

„Mit welchem Recht haben Sie sich denn dazwischen gedrängt und meinen Platz eingenommen?"

„Ich habe ja keinen Cent dafür bekommen. Ich tat es umsonst, aus Freundschaft zur Familie Wool."

„Ja. Sie haben es unentgeltlich getan, ich aber bekomme Geld dafür. Das ist mein Broterwerb."

„Ich nehme ich Ihnen nicht fort."

„Doch. Sie haben es getan. Dessen beschuldige ich Sie in gerade."

„Ich verspreche Ihnen es in Zukunft nicht mehr zu tun."

„In Zukunft! In Zukunft! Vier Jahre lang bin ich dort Kammerjäger gewesen. Ich kam jede Woche am Freitag, ich gab den Schwaben mein Mittel, bespritzte die Wände und erhielt meinen Lohn."

„Aber, erlauben Sie mal. Seit vier Jahren beschäftigen Sie sich damit und die Schwaben leben immer noch? Was sind Sie denn für ein Kammerjäger?"

„Natürlich leben Sie noch. Und sie hätten noch weiter gelebt, wenn Sie nicht dazwischen gekommen wären. Ich bin nicht so dumm, das Ungeziefer zu vernichten und brotlos zu werden. Ich füttere sie ein wenig und — wollen Sie mir glauben? — Sie kannten mich schon und erwarteten mich jeden Freitag . . . Und schließlich hat mich das Futter auch Geld gekostet."

„Ich bezahlte ihm das Futter für die Schwaben und wir schieden als gute Freunde.

Nachdruck verboten

ROMAN VON HANS LEHR

3. Fortsetzung

„Ihre Schärfe hatte ich Ihrer begreiflichen Erregung zugute, Herr Doktor! — Ich habe den Auftrag erhalten, die Angelegenheit aufzuklären und muß demnach alle erforderlichen Maßnahmen ergreifen! — Einstweilen ist noch nicht erwiesen, daß Sie die Hand im Spiele haben, aber es sprechen schwerwiegende Momente gegen Sie! Es liegt an Ihnen, sie aufzuklären! Zunächst werde ich Ihr Zimmer durchsuchen! Bitte, machen Sie sich inzwischen fertig, damit wir nachher zur Vernehmung nach dem Werk hinübergehen können!"

Hartner sah finster vor sich nieder.

„Weshalb können wir das nicht hier erledigen, Herr Kommissar?! — Sie werden sich vorstellen können, daß der Gang für mich ein Spießrutenlaufen werden wird. Außerdem werden wir wohl Dinge besprechen müssen, die meine Privatangelegenheit sind! — Da Sie meinen akademischen Grad bereits kennen, wird das wohl nicht zu vermeiden sein?!"

„Ich bedaure, Herr Doktor! — Aber ich kann diesen Wunsch leider nicht erfüllen! Man wartet drüben bereits auf uns, und auf ihre persönlichen Verhältnisse, deren Dunkelhalten übrigens ein Verdachtsmoment gegen Sie ist, kann ich natürlich keine Rücksicht nehmen!"

Der Kommissar wollte die Tür hinter sich abschließen, doch Hartner antwortete in zorniger Erbitterung:

„Tun Sie also Ihre Pflicht, Herr Kommissar! — Aber bitte, schließen Sie nicht ab! — Ich werde Ihnen nicht davonlaufen! — Wenn mir diese Vorgänge auch keine Annehmlichkeiten sein werden, so habe ich zur Flucht doch keinen Grund!"

Wieder ließ der Kommissar prüfend den Blick über ihn gleiten. Nach einer Weile zuckte er nochmals bedauernd die Achseln und machte sich an die Durchsuchung des Zimmers.

Luy Hartner klebte sich fertig an. Seine Schläfennerven zuckten. Die Erregung, die kreuzte jedoch die Arme über der Brust und sah zu, wie der Kommissar den Schrank, sämtliche Schubladen und Koffer öffnete, das Bett durchwühlte und unter alle Möbel leuchtete.

Er rührte keine Hand, um ihm zu helfen. Nachsinnend zuckte er noch mehrmals geringschätzig und zornig die Achseln, dann kam in seine Augen plötzlich der Ausdruck entschlossener Hartnäckigkeit und trotziger Energie.

Der Kommissar staubte seine Kleidung ab, setzte den Hut wieder auf und sagte gemächlich, fast erfreut:

„Nichts! — Gehen wir also!"

Luy Hartner steckte sich eine Zigarette an und rollte seinen Koffer in die Treppe hinab.

„Sie wissen, Herr Doktor, daß ich schießen muß, wenn Sie das Bedürfnis zur Flucht bekommen sollten?!" mahnte der Kommissar auf der Straße.

„Das brauchen Sie nicht bemühen, Herr Kommissar, wie ich schon sagte!" antwortete Hartner kalt und abweisend.

Im Privatbüro Wieland Rhomberg verbarg er sich hinter seiner mit gesellschaftlicher Sicherheit. Stumm und nur mit kurzem Nicken erwiderte man seinen Gruß.

Wieland Rhomberg hatte die Hände auf dem Rücken geballt und sah sorgenvoll und mit düsteren Blicken nach dem aufgebrochenen Schrank hin, der zur Aufbewahrung der Pläne gedient hatte.

Dr. Cleff lehnte sich in den Stuhl zurück. Die Flügel seiner spitzen Nase vibrierten, und seine etwas ostbewohnen Ohren hatten sich hellrot gefärbt. Seine Augen waren nach den Fenstern gerichtet. Er schien entschlossen zu sein, Hartner keines Blickes zu würdigen.

Lanna Rhomberg stützte sich mit der Linken auf den großen Tisch; die Rechte krampfte sich in den weißen Arbeitsmantel. Ihr schönes Gesicht war von schwerem Ernst überschattet; ihre dunklen Augen waren verschleiert; ratlos und angstvoll sah sie Lutz Hartner in die Augen.

Luy suchte ihren Blick für Sekunden festzuhalten. Es gelang ihm auch; mit Bestürzung las er aus ihm heraus, daß in ihre Angst sich banges, hilfloses Fragen und quälender Zweifel mischten.

Mein Gott! — durchfuhr es ihn, sie wird, sie kann mich doch nicht für schuldig halten?! — Er kämpfte mit seinen Gefühlen. Aber nein, an ihrer Liebe hatte sich nichts geändert, sie war die alte geblieben, das war deutlich zu erkennen!

Aber dieser Zweifel?! — Sollte — sollte sie etwa denken, daß sein Vertrauen zu seiner Verbesserung wankend geworden war, daß er die Pläne gestohlen hatte, um Wieland Rhomberg eine Hinausschiebung des Ablieferungstermins zu ermöglichen?!

Er wollte mit beteuernden, eindringlichem Blick antworten, der sein Nichtverstehen und sein Unbeteiligtsein am Geschehen verraten sollte, doch Lanna hatte schon, um sein Aufsehen zu erregen, den Blick wieder sinken lassen.

12.

„Schön, Papi! Reisen wir also zum Dalai-Lama! Ich denke doch, daß ich die erste weiße Frau sein werde, die ihn zu sehen bekommt?!"

— Aber erst muß mein Film fertig und das schönste Bild aus ihm in den illustrierten Zeitungen erschienen sein!" sagte Maximiliane von Eib später, als Hermann Fahrensoll wieder erschien.

Fahrensoll antwortete zunächst nicht. Er ließ seine hochgewachsene Gestalt in den Sessel gleiten und deutete auf den nächsten.

„Bitte, Max!, nimm Platz!"

Angesichts des Ernstes, der sein Gesicht beherrschte, verstummte Maximiliane unwillkürlich. Sie setzte sich, ließ einen prüfenden Blick über seine Mienen gleiten, verzog dann ungeduldig und schmollend den Mund.

„Warum sagst du zist Max!, und nicht mehr Kind, Papi?"

Fahrensoll erwiderte ihren Blick, ohne sich jedoch von ihrem halben Lächeln zur Aufgabe seiner Position verleiten zu lassen.

„Ich möchte mir diese herzliche Anrede lieber für geeignetere Momente reservieren, Max!"

„Gott, wie feierlich, Vaterpapa! — Was ist denn?! — Ich begreife deinen Mangel an Verständnis für mein Vorhaben nicht! Man muß doch mit der Zeit gehen und versuchen, ihren Anforderungen und Bedürfnissen gerecht zu werden! — Und, vor allen Dingen, Papi, die Frauen meiner Generation sind berufen, sich nicht von der Entwicklung schieben zu lassen, sondern ihr freudig und führend voraus zu eilen!"

Ein leiser Seufzer entschlüpfte Fahrensoll. Maximiliane sah in ihm sofort das Signal, wieder schmollend zu lachen und ihm einen erwartungsvoll munteren Blick zuzuwerfen, um nach seiner eventuellen freundlichen Aufnahme prompt in überflutendes Plappern ausbrechen zu können.

Fahrenfalls Mund jedoch blieb streng geschlossen; er schüttelte den Kopf.

„Meine liebe Max!" — Wir werden jetzt keine modernen Frauenprobleme erörtern, sondern versuchen, daß wir uns über diese Sache vernünftig verständigen!"

„Das heißt, Papa, daß du meinst, ich soll unter „vernünftig verständigen" die Annahme deines Standpunktes verstehen? Ich fürchte, daraus wird nichts, Papa!"

Sie reckte ihre ebenmäßige und schlanke Gestalt und warf die Locke zurück, so daß sie den Scheitel bedeckte und ihr hübsches, jetzt aber gar nicht mehr jungenhaft, sondern sehr entschlossen erscheinendes Gesicht freigab.

„Daraus wird nichts, Papa!" — wiederholte sie mit Bestimmtheit. „Ich bin ein selbständiger Mensch und lasse mir mein Recht auf freie Meinung und unbehinderte Aeußerung nicht nehmen und auch nicht beschneiden!"

In ihren Blick kam eine distanzierende Kühle und Fremdheit. Fahrensoll drängte sich das Gefühl auf, daß sie in diesen Augenblicken nicht Vermund und Bizevater, sondern den Mann in ihm sah.

Ich hatte lange Jahre mit dem, was man zivilisierte Welt nennt, keine Berührung gehabt, Max!" erwiderte er ernst wie vorher.

„Ich habe in dieser Zeit zweifellos den Kontakt mit den Zeitströmungen verloren, aber ich denke, daß mir etwas geblieben ist, was mir wichtiger erscheint — mein gesunder Menschenverstand!"

„Willst du mir den meinigen etwa abstreiten?!" fiel Maximiliane fast heftig ein.

„Nein, Max!" antwortete er mit leisem Lächeln, „aber was ich dir abstreite, ist das Gefühl für mögliches, erreichbares, das Gefühl für Grenzen, mein Kind! Erschüttert hat auf mich eingewirkt, daß du vorhin nur von Rechten sprachst, nicht aber auch von Pflichten! Und eine solche Pflicht, Kind, scheint mir darin zu bestehen, die Würde der Frau zu wahren!"

Maximilianes Gesicht färbte sich vor Verlegenheit feuerrot; ihr Kopf sank tiefer, ihr Blick mied denjenigen Fahrensolls, und ihre Zähne begannen an der Unterlippe zu kauen.

„Mein Gott, Papa, auch exzentrische Menschen haben ein Recht auf ihr Wesen, ihre Art und ihre Persönlichkeit!" erwiderte sie endlich; ihr Blick jedoch blieb gesenkt. Mehr entschuldigend als herausfordernd zuckte sie die Achseln.

In Fahrensolls Mienen wollte sich ein Lächeln drängen, doch er unterdrückte es, weil er fühlte, daß er Maximiliane damit nur tiefer in ihre Opposition mit eingelernten Schlagworten hineintreiben und sie zum Widerspruch um des Widerspruchs willen reizen würde. Bedächtig öffnete er die gefalteten Hände.

„Max, Kind, bitte, verrenne dich nicht in Trotz und auch nicht in den Wunsch, um jeden Preis als Siegerin aus diesem Wortgefecht hervorzugehen. Du siehst, ich nehme dich ernst! — Und ich gebe dir auch zu, daß der Geschmack eine persönliche Angelegenheit ist; bekanntlich läßt sich ja über nichts so sehr streiten, wie gerade über Geschmack!" —

Er erhob sich, lächelte verbindlich und streckte Maximiliane die Hände entgegen.

Maximiliane kaute noch immer an der Unterlippe.

Geschmack, Geschmack hat er gesagt! — Sie war mehr auf sich selbst wütend als auf Fahrensoll. Ich weiß selbst nicht, was mir dabei gestochen hat, daß ich mich mit dem früher Gesagten hat zu verstehen geben wollen! —

In Trotz und Widerspenstigkeit wehrte sie sich noch immer gegen die Wirkung seiner Worte, auf die sie keine Antwort mehr zu finden wußte, aber als Fahrensoll mit unbefangenen, bestimmten Schritten näher kam und sie schließlich seinen herzlichen und gütig lächelnden Blick auf sich gerichtet fühlte, sah sie, noch verlegen und scheu, kurz auf, senkte jedoch sogleich danach wieder den Blick.

„Vertragen wir uns nun wieder, Kind?!" — Fahrensolls Worte und Wesen wußten die Brücke so leicht zu bauen, daß sie ein freudig aufloderndes Bedürfnis empfand, ihm entgegenzueilen, aber da war plötzlich etwas, was sie zwang, die Augen gesenkt zu lassen und auf ihr Herz zu horchen, das laut und beachtung heischend herauspolterte und ihr allmählich und dann schneller und schneller das Blut in die Wangen trieb.

„Ich lasse es also!" — flüsterte sie; sie verstand nicht, warum sie es so leise sagte, warum sie es nicht laut und jeden Widerstand überwindend erklingen ließ, wie das bisher gewesen war. Noch weniger verstand sie, warum sie nicht die Bedingung daran knüpfte, zu der sie vor wenigen Augenblicken noch entschlossen gewesen war: Daß sie die nächste Forschungsreise mitmachen dürfte.

Fahrensoll sah noch immer auf sie hinab, aber auch seine Mienen waren plötzlich ernster geworden, als er selbst es für nötig gehalten hätte, wenn er sich im Spiegel gesehen hätte. Verblüfft sah er Max! nach, als sie nach einem heftigen Erbeben aus dem Zimmer eilte.

„Verstehe einer diese Frauen!" — murmelte er kopfschüttelnd hinter ihr her.

1.

„Ich will das bereits Bekannte zur besseren Uebersicht noch einmal kurz skizieren!" begann Kommissar Kronstedt. „Sie sind vor zwei Stunden aus München zurückgekehrt, Herr Rhomberg. Sie waren so freundlich, mich im Flugzeug mitzunehmen, da ich den im Werk in der letzten Zeit vorgekommenen Materialdiebstählen auf den Grund gehen sollte.

Wir fanden das Fenster dieses Raumes eingedrückt, aber ohne Fingerabdrücke; ein Beweis dafür, daß der Einbrecher Handschuhe getragen haben muß, um einer Entdeckung vorzubeugen. Der Schrank war erbrochen und beraubt. Auch an ihm waren nur die Fingerabdrücke von Ihnen selbst, Herr Rhomberg, von Ihrem Fräulein Tochter und von Herrn Chefingenieur Doktor Arthur Cleff zu finden, also nur Abdrücke von denjenigen Personen, die tagtäglich mit dem Schrank zu arbeiten haben.

Bitte, Herr Rhomberg, wollen Sie mir zur Vervollständigung meiner Notizen noch sagen, weshalb Sie gestern nach München geflogen sind?" —

„Der Bevollmächtigte der Handelsdelegation der Sowjetunion hatte mich zu einer Besprechung gebeten, Herr Kommissar!"

„Können Sie mir über den Inhalt dieser Unterredung etwas sagen?!" —

„Durchaus! Es ist bereits allgemein bekannt, daß die russische Handelsdelegation das Flugschiff „Ikarus XI" der Rhombergwerke gekauft hat. Der Bevollmächtigte bat mich nochmals dringend, den Ablieferungstermin mit Bestimmtheit einzuhalten!"

Kommissar Kronstedt betrachtete scheinbar abwesend das vor ihm liegende Notizpapier; er schien die Worte unbewußt in sich aufzusaugen.

„Bestand denn," flüsterte er mehr als er laut sprach, „die Möglichkeit, daß der Termin nicht eingehalten werden würde?!" —

Betroffen hob Wieland Rhomberg den Kopf. Seine Brauen zogen sich zusammen, und seine gütigen Augen verfinsterten sich ablehnend und zurückweichend.

„Vorgestern allerdings noch, gestern jedoch schon nicht mehr!" — antwortete er in bedächtigter Kühle. „Die letzte technische Schwierigkeit ist gestern früh in den ersten Stunden endgültig behoben worden!"

„Mein Gott! — durchfuhr es Lanna. Es kann doch nur eine aufs genauste orientiert gewesene Person die Pläne gestohlen haben! — Sollte Vater vielleicht vorher, vor der Gewinnung der Lösung, in seiner Ueberreiztheit, Erschöpfung und quälenden Sorge, den Termin nicht einhalten zu können, am Finden des Fehlers verzweifelt und irgend jemand beauftragt haben, die Pläne zu beseitigen, um noch Zeit zu gewinnen?! — Ist er vielleicht gerade gestern abgereist, um nach der Gewinnung der Lösung den fingierten Einbruch noch zu verhindern, aber zu spät gekommen?! —

Die Qual und der Zweifel trieben tiefe Röte in ihr Antlitz. Sie stemmte den Kopf in die Hände, um sie zu verbergen und rang nach Ruhe und Fassung.

Der Kommissar starrte in die Luft; aus seinen Mienen war nicht herauszulesen, was in ihm vorging.

„Noch eine Frage, bitte, Herr Rhomberg!" Korrekt, aber scheinbar verstimmt, verbeugte sich der Konstrukteur.

„Wo befanden Sie sich gestern zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr?!" —

„In einem der besten Hotels in München, in angenehmer Gesellschaft mehrerer Herren aus der Industrie und Professoren der Technischen Hochschule!" —

„Danke, danke, Herr Rhomberg!" —

Der Blick des Kommissars blitzte unvermutet und scharf in die Augen des Konstrukteurs, in dessen Gesicht sich unter seiner Erwiderung wieder langsam die Röte der Erregung sammelte.

„Fräulein Doktor Rhomberg! — Wie Sie schon sagten, können Sie bestätigen, daß Sie das Geräusch des Aufbrechens des Schrankes von Ihrem Zimmer aus hätten hören müssen, wenn der Einbruch zu einer anderen Zeit geschehen wäre, als zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr?!" —

Lanna nickte; ihre äußere Ruhe verriet nicht ihre innere Unsicherheit.

„Sie waren zu dieser Zeit nicht anwesend, gnädiges Fräulein?!" —

„Nein, ich probierte meine neue Kleinmotschine im Nachtflug über dem Chiemsee aus!" —

„Wie erklären Sie es sich denn, Fräulein Doktor, daß die Dienstboten nichts wahrgenommen haben?!" —

„Sie wohnen nicht im Hause, sondern in dem kleinen Gebäude am Eingang des Parkes. Es handelt sich zurzeit nur um zwei Personen, den Diener und die Wirtschafterin!"

„Ist das nicht ungewöhnlich, daß beide so früh das Haus verlassen haben?!" —

„Allerdings, aber nur auf den ersten Blick. Ich selbst habe sie nämlich heim zu ihren Familien geschickt!"

Der Kommissar stutzte; sein Blick blitzte in Lannas Augen.

Was ist das?! — dachte Wieland Rhomberg betroffen. Weshalb ist Lanna so unsicher?! — Sollte sie aus einem sicher bedeutsamen Grunde heraus den Einbruch fingiert haben?!

Lanna atmete tief auf; ihr Gesicht spannte sich unter dem Zwange der Beherrschung.

Ich erkenne zwar das von Ihnen verfolgte Ziel nicht, Herr Kommissar, kann Ihre unausgesprochene Frage aber prompt beantworten: Da mein Vater abwesend war und ich niemand mehr brauchte, der Diener und die Wirtschafterin durch andauernde nächtliche Ueberbeanspruchung in letzter Zeit aber erschöpft waren, ergab die Veurlaubung sich für mein Gefühl von selbst!" —

„Danke, Fräulein Rhomberg!" — Die Augen des Kommissars glitten und bohrten. Dachten Sie nicht daran, daß das Haus mit den überaus wichtigen Plänen auf diese Weise ohne Bewachung blieb?!" —

„Ich konnte einen Einbruch nicht erwarten, Herr Kommissar!" — Aus Lannas Stimme heraus erklang jetzt Gereiztheit, die sie nicht mehr unterdrücken konnte.

Unerträglich, diese Quälerei! — dachte Wieland Rhomberg erbittert; fast heftig fiel er ein:

„Die Werkwächter haben Order, das Haus von Zeit zu Zeit zu kontrollieren! — Der Diebstahl muß zwischen zwei Kontrollgängen ausgeführt worden sein!" —

„Auf jeden Fall also von jemand, der mit den Verhältnissen genau vertraut war!" — erwiderte der Kommissar; zum ersten Male klang eine gewisse Schärfe aus seinem Ton heraus.

Wieland Rhomberg zuckte die Achseln.

„Den Eindruck macht es allerdings!" bestätigte er.

Der Kommissar wandte sich Dr. Cleff zu, der den Verhandlungen mit vor Erregung hochrotem Kopf gefolgt war; auch jetzt noch trommelte er unbewußt auf die Tischplatte.

„Wann verließen Sie das Haus, Herr Doktor?" —

Der Chefingenieur zuckte unter der plötzlichen Frage zusammen; seine Augenlider vibrierten nervös, und seine Lippen verschwanden fast völlig zwischen seinen Zähnen.

„Es mag einhalb einundzwanzig Uhr gewesen sein!" —

„Weshalb blieben Sie so lange?!" —

Dr. Cleff reckte den Körper und sandte dem Kommissar einen Blick zu, der seine Verärgerung nicht verbarg.

„Herr Kommissar, Sie haben eine Art zu fragen! — Ihr Benehmen macht den Eindruck, als ob Sie einen von uns nach dem anderen verdächtigen wollten. Meiner Anschauung nach liegt die Sache doch bereits ganz klar! Weshalb machen Sie so lange Umstände?!"

„Ich bitte um die Beantwortung meiner Frage, Herr Chefingenieur!" — Ungerührt und kühl blickten die grauen Augen des Kommissars zu Dr. Cleff hinüber.

„Zu hatte zu arbeiten, Herr Kommissar!" — antwortete dieser gereizt. „Ich hatte Herrn Rhomberg zu vertreten, und ich wäre wahrscheinlich noch länger hier geblieben, wenn ich nicht drüben im Werk noch Unterschriften zu leisten gehabt und Kontrollen hätte erledigen müssen!" —

„Und es war alles in Ordnung, als Sie gingen, Herr Chefingenieur?!" — Die grauen Augen des Kommissars schienen sich in den Mienen Dr. Cleffs festbohren zu wollen, unbestimmert um dessen zu neuen Ausbrüchen bereite Heftigkeit.

„Herr! — Sie fragen in den Schornstein hinein! — Glauben Sie denn, daß ich gegangen wäre, wenn etwas nicht in Ordnung gewesen wäre?! — Ich werde weitere Fragen dieser Art nicht mehr beantworten! Wozu überhaupt dieses Hin und Her, frage ich noch einmal?! — Die Sache liegt doch vollkommen klar!"

Dr. Cleff hieb mit der Faust auf den Tisch und wandte sich brüsk an Lutz Hartner:

„Wo haben Sie, Hartner, gestern, gestern abend zwischen einhalb einundzwanzig und einhalb dreiundzwanzig Uhr?!"

„Herr Doktor Cleff!" — In schneidender Schärfe fuhr die Stimme des Kommissars auf den Chefingenieur zu. „Ich verbitte mir Ihr Benehmen! — Sie haben hier nichts zu fragen! — Die Untersuchung wird von mir geführt — und ich stelle diejenigen Fragen, die ich für geeignet halte, um die Angelegenheit aufzuklären und die gestohlenen Pläne wieder herbeizuschaffen!"

Wieder hieb Dr. Cleff auf den Tisch.

„Und ich lasse mich von Ihnen nicht beleidigen, Herr Kommissar Kronstedt, auch wenn Sie amtliche Kapazität für Einbruchs- und Diebstahlsangelegenheiten sind!" —

Auch Kommissar Kronstedts Gesicht färbte sich jetzt rot; aber noch immer bedächtig legte er den Füllfederhalter auf den Tisch. Er erhob sich und ließ danach seinen glühenden Blick zu Dr. Cleff hinschießen, der unter halb gesenkten Lidern her auf den Tisch starrte und mit nervösen Fingern ein Blatt Zeitungspapier nach dem anderen verdarb.

„Herr Chefingenieur! Ich ersuche Sie, das Zimmer zu verlassen! Ich verspreche mir von Ihrer Mitwirkung keine weitere Hilfe bei der Klärung des Falles!"

Unsicher zuckte Dr. Cleffs Blick wieder auf, aber sogleich erhob er sich, mit geringschätzigem Achselzucken und herausforderndem Hohn in den Mienen.

„Sie sind nicht die letzte Instanz in dieser Angelegenheit, Herr Kommissar Kronstedt! Ich werde mich beim Polizeipräsidenten über Sie beschweren!" —

„Bitte!" —

Da Dr. Cleff die Türe nicht hinter sich geschlossen hatte, erhob sich der Kommissar, schloß sie bedächtig und prüfte danach Lutz Hartners Mienen und Haltung mit langem, eindringlichem Blick.

Als sei nichts geschehen, setzte er sich endlich wieder.

Lutz Hartner betrachtete das scharfe Profil des über die Papiere gebeugten Kopfes. Scheinbar mechanisch griff der Kommissar in die Tasche. Unversehens zog er die Hand jedoch blitzschnell wieder heraus, ließ sie im gleichen Tempo unter Hartners Augen gleiten und sich dann erst öffnen.

„Was ist das?!" — fragte er mit überrumpelnder Schärfe.

14.

In der einfach ausgestatteten Wohnung des Fürsten Trufanoff, einige Stockwerke über dem „Bunten Kakadu", saß Iwan, der Diener, vor dem Küchenherd. Der kleine Mann hatte den graubaarigen Kopf in die Hände gestützt und weinte; oft strich er die Tränen aus dem dichten Bart.

In seiner Versunkenheit bemerkte er nicht, daß der Fürst die Wohnung betrat; erst als er seine gedrungene Gestalt vor sich spürte, hob er erschreckt den Kopf und sah danach rasch wieder zur Seite, um seine Bewegung nicht erkennen zu lassen.

Der Fürst jedoch hatte seine Verfassung bereits erkannt. In seinem Gesicht verschärfte sich der Ausdruck der Bitterkeit; seine sonst herrisch gereckte Gestalt schien jetzt nur unter der Strenge seines Willens die gewohnte Haltung zu bewahren. Gütig und tröstend klopfte er Iwan auf die Schulter.

„Nun sind wir allein, mein Freund!" sagte er nach einer Weile in wehmütiger Resignation.

Iwan suchte seine Ruhe zurückzugewinnen, doch er konnte ein letztes Schluchzen noch nicht unterdrücken.

Der Fürst versuchte zu lächeln.

„Lassen wir uns nicht niederwerfen, Iwan! — Ich erinnere dich an das, was du selbst mir in verzweifelten Situationen oft gesagt hast: „Das Leben besteht aus einer Kette von Widerwärtigkeiten und schmerzlichen Erlebnissen; die frohen Stunden sind rar und vom Schicksal nur bewilligt worden, damit man unter den neuen Belastungen nicht zusammenbricht!"

„Unser gutes Mütterchen hat uns verlassen!" — klagte Iwan, als könnte er das Geschehene noch immer nicht fassen.

Fürst Trufanoff preßte die Lippen fester zusammen, der Widerschein der Entschlossenheit kehrte in seine Mienen zurück.

„Nein, Iwan — du darfst dich in diesem Punkt nicht irren! Nicht mich, nicht uns hat die Fürstin Trufanoff verlassen, sondern ich habe mich von ihr getrennt! — Die Rücksicht auf ihre Gesundheit — und auf meine Aufgaben und Verantwortungen erzwangen das Opfer!" —

Ein müdes und schmerzliches Lächeln prägte die Züge des Fürsten. Er fuhr sich über das Gesicht, wie um sich von ihm zu befreien.

„Sagen wir, Iwan, was wir seit zwölf Jahren schon so oft, wahrhaft unzählige Male hatten sagen müssen: Das Schicksal hat es nicht anders gewollt!"

Iwans Blick glitt scheu, fast angstvoll über das Antlitz des Fürsten; er sah in ihm schon immer erschüttert, und was seine Seele gefangen genommen hatte wie diejenigen der Freunde des Fürsten. Endgültige, sich selbst zu opfern bereite Entschlossenheit — den über die Person hinausgewachsenen Willen. — —

„Durchlaucht! — Vergebung — aber es tut weh — auch wenn man erkennen muß, daß es nicht anders sein kann!" —

„Es tut weh!" — wiederholte der Fürst leise, in wehmütiger Andacht.

„Iwan!" — unterbrach er nach einer Weile sein Denken und die lastende, schmerzschwangere Stille.

„Euer Durchlaucht?!" —

„Weißt du noch, Iwan — wir sprachen schon seit Jahren nicht mehr darüber, da wir keine Möglichkeit zur Verwirklichung unserer Gedanken und Wünsche finden konnten — weißt du noch, daß wir die Besitzer eines Geheimnisses sind, dessen Realisierung uns zu den reichsten Männern der Erde machen würde?"

In die Augen des Fürsten kam ein Leuchten und Glühen, und seine Mienen straften sich zur fortreißenden Ueberzeugungskraft und suggestiven Siegessicherheit des Führers.

Iwan faltete die Hände über dem langen, grauen Bart und blickte hingebend, ehrfürchtig und gläubig zum Fürsten auf.

„Durchlaucht, Herr — wenn es uns gelänge! — Aber wie sollen wir nach Sibirien gelangen können, ohne von der Tscheka verhaftet zu werden?! — Und dann, wie sollen wir die alte Schwierigkeit überwinden können, wegen der wir den Gedanken an eine Hebung des unermeßlichen Schatzes ja bisher schon nicht haben verfolgen können?! — Wie sollen wir die riesigen und schweren Eisenbeinzähne aus dem Mammutgrab aus Rußland, aus Sibirien herausbringen?! — Wir würden eine Menge Leute, bedeutende Transportmittel und viel, viel Geld benötigen!"

Der Fürst nickte, aber dann schüttelte er energisch den Kopf.

„Die Hauptschwierigkeit war bisher der Mangel an Geld! Jetzt aber besitze ich mehr als zwei Millionen Mark. Sie werden ausreichen, um das Unternehmen finanzieren zu können. Leute haben wir genügend. Ich schätze, daß wir fünfzig erprobte und tüchtige Männer brauchen werden. Sie stehen zur Verfügung — in meinen Freunden, ehemaligen russischen Offizieren und anderen Emigranten; sie werden sich mit Freuden für dieses Unternehmen einsetzen!" —

Iwans Augen leuchteten auf.

„Ihr werdet auch die letzten Hindernisse, die Reise- und Transportschwierigkeiten, überwinden, Durchlaucht!"

„Ich werde sie überwinden, weil ich sie überwinden will und muß! —

Es war die Hand des Schicksals, die uns leitete, damals, als die Roten unsere Truppen vom Ob zum Jenissei zurückwarfen, als wir zwei gefangen genommen wurden, unter unsäglichen Gefahren entflohen und danach monatelang unter den härtesten, unvorstellbaren Entbehrungen durch die sibirischen Wälder hindurch irrten und wanderten, bis nach der Tundra und an die Wasser der Chotanga, wo vor ungezählten Tausenden von Jahren eine Naturkatastrophe eine Herde von Mammuts niedergeschmettert haben muß! — Die Hand des Schicksals war es, die uns den Weg zum Friedhof der Mammuts, zu diesen ungeheuren, unermeßlichen Reichtümern zeigte! — Ich will und muß auch das letzte Hindernis beseitigen! — Wir werden den Schatz heben! — Unserer Bewegung werden ungeheure Mittel zufließen! — Unser Kampf muß in eine neue, entscheidende Phase eintreten!"

15.

Lutz Hartner betrachtete verblüfft die Hand des Kommissars und den kleinen Gegenstand auf ihrer Fläche.

„Ein Radiergummi! — Mein Radiergummi!" — antwortete er, durchaus ruhig.

„So, so, Ihr Radiergummi?! — Wie kommt dieses Radiergummi vor diesen erbrochenen Schrank?! — Hatten Sie Zutritt zu diesem Zimmer?!" —

Hartner sah betroffen vom Kommissar zum Schrank und wieder zurück.

„Das kann ich mir nicht erklären, Herr Kommissar, wie das Gummi in dieses Zimmer kommt. Zutritt hatte ich keinen!"

Der Kommissar ließ Lutz Hartner nicht aus den Augen. Auch Wieland Rhomberg beugte sich scharf forschend näher heran. Lanna Rhomberg erschrak; ihre Augen weiteten sich vor Ueberraschung und Bestürzung.

Doch angesichts des ruhig gebliebenen Gesichtes Hartners riß sie sich resolut zusammen; ihre Mienen spannten sich.

„Um des Himmels willen, Herr Kommissar, Sie werden doch darauf den Verdacht nicht gründen wollen?! — Vorgestern nacht, während des Gewitters, schlug der Blitz in die Werkhütte 4 ein. Wir arbeiteten noch hier an einer technischen Aenderung, für die wir die Lösung nicht finden konnten. Natürlich begaben wir uns an die Brandstelle und von dort aus später noch der Haupthalle, zum „Kasus XI". Daselbst hatte Herr Hartner Wache. Seine Zeichnungen und Pläne lagen noch auf dem Tisch. Zufällig sahen wir sie im Vorbeigehen, und bei dieser Gelegenheit entdeckten wir, daß Herr Hartner die Art der Behebung unser technischen Schwierigkeiten bereits gefunden hatte."

Die Aufmerksamkeit des Kommissars verschärfte sich. Lutz Hartner lauschte verwundert und verständnislos.

„Wirklich waren wir über alle Maßen überrascht und freudig erregt," fuhr Lanna eifrig fort. „Und, Herr Kommissar, beim genauen Ueberprüfen der Zeichnung habe ich in Gedanken das Gummi zu mir gesteckt, wie man oft Streichholzschachteln nur anderes solch kleines Ding an sich nimmt. Ich wollte das Gummi gestern schon zurückgeben, vergaß es aber und habe es wohl hier verloren!"

Wieland Rhomberg nickte, überzeugt und bestätigend.

„Es geht mir selbst ebenfalls so! Andauernd stecke ich Zeichenstifte ein, die mir nicht gehören!" —

Kommissar Kronstedt nickte im Ueberlegen.

„Dieser nichtigste Punkt wäre also geklärt!" sagte er nach einem nochmaligen, unvermutet scharfen Prüfen der unverändert ruhig gebliebenen Mienen Hartners. „Doch Sie müssen mir einige Fragen noch genau beantworten!"

Lanna atmete im geheimen auf. Wie kommt dieses Gummi hierher?! — quälte sie sich jedoch gleichzeitig zu ergründen. Der Dieb muß den Versuch gemacht haben, mit ihm den Verdacht auf Lutz zu lenken! — Sie fand keine andere Erklärung.

Lutz Hartner sah vor sich nieder. Der Kommissar bemerkte es, zuckte aber nur ungerührt die Achseln.

„Ich kann's nicht ändern, Herr Doktor, aber ich muß Sie fragen, weshalb Sie als Monteur in die Rhombergwerke eingetreten sind?!" —

„Doktor — — —?!" wiederholten Wieland und Lanna Rhomberg verblüfft.

Der Kommissar achtete nicht auf sie.

„Sie geben zu, Herr Doktor Lutz Hartner, daß Sie der Sohn des in Wiesbaden und Düsseldorf wohnhaften bekannten Großindustriellen und Wirtschaftsführers Werner Hartner sind, in Berlin und München studiert, die Staatsexamina absolviert haben und Inhaber verschiedener Pilotenzeugnisse und mehrerer Flugauszeichnungen sind?!"

Lutz Hartner starrte finster in die Luft; sein Gesicht war blaß geworden.

„Jawohl!" — preßte er hervor.

„Ich habe mich vorhin auf dem Wege zu Ihnen von München her telephonisch über Ihre Personalien informieren lassen!" — sagte der Kommissar; er schien die Qual Hartners zu genießen und jetzt das Bedürfnis zu einer Abschwächung der eigenen dienstlichen Strenge zu empfinden.

„Weshalb also sind Sie, Herr Doktor Hartner, als Monteur und nicht als Ingenieur bei den Rhombergwerken eingetreten?"

„Das ist doch sehr einfach, Herr Kommissar!" — Hartners Stimme klang wie vorher gezwungen und verriet unterdrückten Zorn. „Ich hatte mich als Ingenieur beworben, konnte aber nicht ankommen, da alle Ingenieurstellen besetzt waren. Die Akten müssen das ausweisen. Wenn ich meinen Wunsch, in den führenden Flugzeugwerken der Welt zu arbeiten, durchsetzen wollte, so mußte ich eben versuchen, wenigstens als Monteur eingestellt zu werden!" —

Wieland Rhomberg hatte überrascht und angenehm berührt gelauscht.

„Aha, daher die glänzende Technik, Herr Doktor?!" sagte er wohlwollend, fast herzlich.

„Und weshalb haben Sie sich bei dem, man darf wohl sagen, sehr bedeutenden Vermögen Ihres Herrn Vaters als Werkstudent hochgearbeitet? — Sie müssen schon entschuldigen, Herr Doktor, aber ich muß auch danach fragen, um mich davon zu überzeugen, daß nicht vielleicht eine — eine — sagen wir mal finanzielle Unregelmäßigkeit von Ihrer Seite aus Ihrem Herrn Vater gegenüber vorgekommen ist?!"

Lutz Hartner konnte seine Erregung kaum mehr verbergen; er atmete schwer, seine Augen blickten finster, und sein Mund hatte sich fest zusammengepreßt. Er schien schroff auffahren zu wollen, doch er zwang seine Erregung auch jetzt wieder nieder.

(Forts. folgt.)

Gott und Heimat

Von Ernst Bergfeld

Im Heimatboden wurzelt unsre Stärke . . .
Jahrhunderte bezeugen uns das Wort
in diesem und in jenem hohen Werke,
von dem ein Segen ausgeht fort und fort.
Die Heimat aber ist an Gott gebunden.
Sein Odem gibt ihr Seele und Gestalt.
Er heilt des Winters tiefgeharschte Wunden
und grünt im Lenz den heimatlichen Wald.
Zum Domgewölbe schließen sich die Kronen
der hohen Bäume. Und im weiten Feld
strahlt Gottes Allmacht aus Himmelszonen,
daß unser Herz sich preisend ihm gesellt.
Gott und die Heimat . . . Eines lebt im andern.
Die Heimat gibt durch Gott uns Kraft und Mut,
die stärksten Erdenstürme zu durchwandern,
weil sie in seinen Schöpferarmen ruht.
Ein Drang zum Leben strömt und wahrhaft'
aus dieser engen Gottverbundenheit. [Lieben
Und hat das Schicksal uns hinausgetrieben,
drückt irgend in der Fremde uns ein Leid:
Dann gilt der Heimat unser stilles Sehnen.
Wir flüchten uns zu Gott und wissen kaum,
daß wir zutiefst die Brüder suchen, denen
die Heimatscholle blieb als Lebensraum.
Gott und die Heimat! Jeden Tag aufs neue
erhalten wir durch sie zum Dasein Kraft,
wenn ihnen unser Herz bewahrt die Treue
in allem, was es fühlt und denkt und schafft.

Neues vom Film

Katholische Filmarbeit

Wichtig für Vereine und Schulen

Zu einem beachtlichen Faktor in der katholischen Filmarbeit hat sich die 1929 von der Leo-Film A.-G., München, und dem Jugendhaus, Düsseldorf, gegründete Bild- und Film-Zentrale, G. m. b. H., Köln, Apostelnstr. 15—17 (heute meist „Bifa" genannt) emporgearbeitet. Die dritte Wintersaison ist nun vorüber. Wir bringen nachstehend einen kurzen Ueberblick über die bisherige Entwicklung. Der 1930 in ganz bescheidenen Maße aufgenommene Theaterbetrieb hat sich im letzten Winter gut entwickelt. An Stummfilmen brachte die Bifa die Leofilme „St. Elisabeth in unseren Tagen", „Das heilige Schweigen" und „Wenn die Abendglocken läuten", sodann den ersten Tonfilm der Leo-Film „Der bebende Berg". Letzterer hat besonders beim Theaterbesitzer und Publikum guten Erfolg. Eifrig propagiert wird z. Zt. der neue lustige Tonfilm „Skandal im Grandhotel", ein Leo-Film, der fast fertig gestellt ist und ein sehr großes Geschäft zu werden verspricht. Viele und große Verträge konnte die Bifa auf diesen Film bereits einholen. Als ganz besondere Neuheit zur Belebung des Beiprogramms bringt die Bifa sodann 12 lustige Wupp-Groteske, Puppenfilmszene der Leo-Film, in denselben der Hauptdarsteller die lebende, sprechende und singende Filmpuppe „Wupp".

Eine Hauptaufgabe der Bifa war stets die Betreuung der kath. Pfarr- und Vereinskinos. Trotz der schlechten Wirtschaftslage konnten verschiedene solcher Kinos neu ins Leben gerufen werden, eine ganze Anzahl bestehender stellte auf Tonfilm um. In der vergangenen Saison war der Verleih von Stumm- und Tonfilmen sehr lebhaft und die Anzahl der im vorigen Jahre verliehenen Filmprogramme konnte noch um 20 Prozent überschritten werden. Der der Firma beigegebene Kulturbeirat prüft seit Monaten fast ausschließlich Tonfilme, so daß die Bifa im Herbst auch mit einer umfangreichen Tonfilmliste an die Pfarr- und Vereinskinos herantreten kann. Mit besonderem Erfolg wurde von der Leo-Film auf der Reichstagung des katholischen Jungmänner-Verbandes in Trier 1931 gedrehte Film „Feuer von Trier" verliehen und teilweise in den größten Theatern in Stadt und Land zur Aufführung gebracht.

Die filmtechnische Abteilung der Bifa konnte erheblich vergrößert werden. Zahlreiche Vereine, Schulen, Kirchengemeinden und nicht zuletzt auch die gewerblichen Lichtspielhäuser bedienten sich der fachmännischen Beratung dieser Spezialabteilung und zählen heute zu dauernden, treuen Abnehmern. Neben dem Betriebe von Bildbändern fremder Herstellung wurde der eigene Verlag von Bildbändern gepflegt und manch guter Stehfilm herausgebracht.

Seit Anfang des Jahres schenkt die Bifa ihre Aufmerksamkeit der Schmalfilmbewegung. Wenn auch der Schmalfilm niemals in das große Kino eindringen kann, so hat er doch sicher die Zukunft in allen Vereinskinos und Schulen, besonders auf dem Lande. Fast sämtliche Apparate-Typen konnten in der Bifa ausprobiert werden, und es wurde hierbei festgestellt, daß mit guten Apparaten heute ein voll ausgeleuchtetes Bild bis auf eine Entfernung von 20 Metern und eine Breite von 3,50 Metern erzielt werden kann. Besondere Vorzüge des Schmalfilms sind billige Vorführungsapparate, niedrige Leihgebühren und leichtere Beschränkung in der Vorführung durch Staat oder Polizei. Die Bifa hat in den letzten Wochen eine Prüfung des gesamten vorhandenen Schmalfilm-Materials vorgenommen und kann nunmehr mit einer umfangreichen Schmalfilmliste von ca. 370 Filmen, welche für die katholischen Vereine besonders geeignet sind, aufwarten. Bei der schlechten Wirtschaftslage bietet sich hier eine Möglichkeit für die vielen Vereine und Pfarrgemeinden, die sich ein kurzes Kino für Normalfilm nicht leisten können.

Norma Shearer — Clark Gable

Robert Montgomery — Jackie Cooper

Die Aufmerksamkeit des Kommissars verschärfte sich. Lutz Hartner lauschte verwundert und verständnislos.

„Wirklich waren wir über alle Maßen überrascht und freudig erregt," fuhr Lanna eifrig fort. „Und, Herr Kommissar, beim genauen Ueberprüfen der Zeichnung habe ich in Gedanken das Gummi zu mir gesteckt, wie man oft Streichholzschachteln nur anderes solch kleines Ding an sich nimmt. Ich wollte das Gummi gestern schon zurückgeben, vergaß es aber und habe es wohl hier verloren!"

Wieland Rhomberg nickte, überzeugt und bestätigend.

„Es geht mir selbst ebenfalls so! Andauernd stecke ich Zeichenstifte ein, die mir nicht gehören!" —

Kommissar Kronstedt nickte im Ueberlegen.

„Dieser nichtigste Punkt wäre also geklärt!" sagte er nach einem nochmaligen, unvermutet scharfen Prüfen der unverändert ruhig gebliebenen Mienen Hartners. „Doch Sie müssen mir einige Fragen noch genau beantworten!"

Lanna atmete im geheimen auf. Wie kommt dieses Gummi hierher?! — quälte sie sich jedoch gleichzeitig zu ergründen. Der Dieb muß den Versuch gemacht haben, mit ihm den Verdacht auf Lutz zu lenken! — Sie fand keine andere Erklärung.

Lutz Hartner sah vor sich nieder. Der Kommissar bemerkte es, zuckte aber nur ungerührt die Achseln.

„Ich kann's nicht ändern, Herr Doktor, aber ich muß Sie fragen, weshalb Sie als Monteur in die Rhombergwerke eingetreten sind?!" —

„Doktor — — —?!" wiederholten Wieland und Lanna Rhomberg verblüfft.

Der Kommissar achtete nicht auf sie.

„Sie geben zu, Herr Doktor Lutz Hartner, daß Sie der Sohn des in Wiesbaden und Düsseldorf wohnhaften bekannten Großindustriellen und Wirtschaftsführers Werner Hartner sind, in Berlin und München studiert, die Staatsexamina absolviert haben und Inhaber verschiedener Pilotenzeugnisse und mehrerer Flugauszeichnungen sind?!"

Lutz Hartner starrte finster in die Luft; sein Gesicht war blaß geworden.

„Jawohl!" — preßte er hervor.

„Ich habe mich vorhin auf dem Wege zu Ihnen von München her telephonisch über Ihre Personalien informieren lassen!" — sagte der Kommissar; er schien die Qual Hartners zu genießen und jetzt das Bedürfnis zu einer Abschwächung der eigenen dienstlichen Strenge zu empfinden.

„Weshalb also sind Sie, Herr Doktor Hartner, als Monteur und nicht als Ingenieur bei den Rhombergwerken eingetreten?"

„Das ist doch sehr einfach, Herr Kommissar!" — Hartners Stimme klang wie vorher gezwungen und verriet unterdrückten Zorn. „Ich hatte mich als Ingenieur beworben, konnte aber nicht ankommen, da alle Ingenieurstellen besetzt waren. Die Akten müssen das ausweisen. Wenn ich meinen Wunsch, in den führenden Flugzeugwerken der Welt zu arbeiten, durchsetzen wollte, so mußte ich eben versuchen, wenigstens als Monteur eingestellt zu werden!" —

Wieland Rhomberg hatte überrascht und angenehm berührt gelauscht.

„Aha, daher die glänzende Technik, Herr Doktor?!" sagte er wohlwollend, fast herzlich.

„Und weshalb haben Sie sich bei dem, man darf wohl sagen, sehr bedeutenden Vermögen Ihres Herrn Vaters als Werkstudent hochgearbeitet? — Sie müssen schon entschuldigen, Herr Doktor, aber ich muß auch danach fragen, um mich davon zu überzeugen, daß nicht vielleicht eine — eine — sagen wir mal finanzielle Unregelmäßigkeit von Ihrer Seite aus Ihrem Herrn Vater gegenüber vorgekommen ist?!"

Lutz Hartner konnte seine Erregung kaum mehr verbergen; er atmete schwer, seine Augen blickten finster, und sein Mund hatte sich fest zusammengepreßt. Er schien schroff auffahren zu wollen, doch er zwang seine Erregung auch jetzt wieder nieder.

(Forts. folgt.)

Anekdoten um den ‚Tollen Einfall'

Die lustigen Verwirrungen, die sich im „Tollen Einfall" ergeben, kommen von der tollen Idee her, die Willy Fritsch ausführt, indem er die Villa seines verreisten Onkels als Kurhotel ausgibt.

Nachdem gerade wieder eine der Szenen mit schlagfertigster Situationskomik gedreht ist, sagt Max Adalbert, der Fritschens Famulus bei diesem Streich ist: „Weißt du, Willy, die Sache ist eigentlich ganz knorke. Heute, wo so viele Villen leerstehen, könnte man auf diese Weise ganz nett eine kleine Fremdenpension aufmachen."

Dann starrt er Fritsch eine Weile an und fügt hinzu: „Nein, es ginge doch nicht, weil du nämlich nicht mit dir. Dich kennen sie ja alle."

Bei den Aufnahmen in St. Moritz wollten die lieben Darsteller ihren verehrten Regisseur Kurt Gerron auch einmal etwas Gutes antun.

Willy Fritsch und Berdow gaben eines Abends im Hotel die Weisung, daß Gerron am nächsten Morgen um 5 Uhr geweckt werden wolle, um mit ihnen gemeinschaftlich eine Tour zu unternehmen.

Die Sache geriet aber etwas daneben.

Als Gerron abends durch die Halle kam, sagte der Portier zu ihm: „Morgen wird wohl nicht gebraft, wenn Sie schon um 5 Uhr früh eine Tour machen. Die Herren Fritsch und Berdow haben bestellt, Sie um diese Zeit zu wecken." Gerron läßt sich nichts merken und sagt: „Gut, daß Sie davon sprechen. Wir haben anders disponiert, wir wollen früher aufbrechen. Fritsch und Berdow möchten schon um vier Uhr geweckt sein. Mich brauchen Sie nicht wecken zu lassen, ich wache von selbst zu jeder vorgenommenen Zeit auf."

Fritsch und Berdow waren ziemlich erstaunt, daß sie um vier Uhr in der Frühe herausgetrommelt wurden.

Gerron meinte beim Frühstück zu ihnen: „Na, wenn Ihr Euren Regisseur hineinlegen wollt, könnt Ihr nicht früh genug aufstehen."

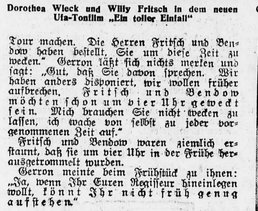
Dorothea Wieck und Willy Fritsch in dem neuen Ufa-Tonfilm „Ein toller Einfall"

Camilla Horn und Willy Fritsch in dem Ufa-Tonfilm „Der Frechdachs" (Produktion Alfred Zeisler)

„Ich falle Willy Fritsch zu Füßen"

Von Rose Barsony

Glauben Sie mir, ich bin noch nie einem Menschen zu Füßen gefallen. Geschweige denn einem Mann, und nun gar erst Willy Fritsch! Aber sage und schreibe: Es ist geschehen! Natürlich unfreiwillig, unbeabsichtigt, so aus dem Stegreif! Ich durfte nicht einmal darüber zornig werden, sondern mußte gute Miene zum



Buster Keaton — Marie Dressler

— heiteren Spiel machen. Diese peinliche Angelegenheit ist mir nämlich bei meiner ersten Tonfilmrolle in „Ein toller Einfall" widerfahren. Und zwar in St. Moritz. Dort wurden bekanntlich die Außenaufnahmen gedreht. Wir hatten Glück: das Wetter war prachtvoll! Und in diesem Paradies von Eis und Schnee, von märchenhaft kristallenen Bergen und sorglos lachenden Menschen sollte ich als Debütantin meinen Fußfall vor Fritsch vollbringen. Willy grinste schadenfroh. So kann er manchmal sein. Ich ärgerte mich furchtbar. Aber ich sagte ihm sehr überzeugt: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" Unser Regisseur Kurt Gerron tröstete mich mit den verheißungsvollen Worten: „Laß man, dein Knutsch wird ja nur zehn Meter lang!"

Und dann ging's los. Auf herrlich spiegelblanker Fläche — für Sonja Henie wie geschaffen! Laut Manuskript durfte ich als übermütige und nicht zu knapp schwindelnde Fritsch-Freundin nicht Schlittschuh laufen können. So entschied ich „Anita", denn höchst bequemlich und mit so rasender Geschwindigkeit die glatte Bahn entlang, als könne ich es kaum erwarten, Willy Fritsch zu Füßen zu sinken. Er, der Herrlichste, stand gerade im reizenden Gespräch mit einer jungen Dame — Ellen Schwanneke —, die aber nach meiner seltsamen Ankunft sofort empört verschwand. Sie können sich denken, daß er „Anita" unter diesen Umständen nicht gerade liebevoll behandelte. Aber als sie dann mit wahrer Duldermiene log, sie habe sich den Fuß verstaucht und könne daher jetzt unmöglich gehen, mußte er sie wohl oder übel auf den Rücken nehmen und forttragen.

Nach der Aufnahme nahm ich scheinheilig meinen Partner beiseite und bat ihn, mit mir privatim recht schön im Holländerschritt über das Eis zu laufen. Selbstverständlich erfüllte er sofort meinen Wunsch. Ich verwickelte den Ahnungslosen in eine lebhaftes Gespräch, machte ihn auf diesen, oder jenen in imposanter Höhe vor uns liegenden Berg aufmerksam, so daß er seine schlittschuhblauenden Beine vollständig vergaß zu haben schien. Plötzlich geschah es, daß mein linkes Bein sein rechtes so arg kreuzte, daß Willy Fritsch — fiel. Jawohl, er sank mir zu Füßen. Da lachte ich — rachegestillt! Fritsch erhob sich gemächlich, schüttelte mir kräftig die Hand und meinte: „Das hast du reizend gemacht, mein schönes Kind! Aber wie du ja selbst dorhin sagtest: Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" Sprach's und lief lachend mit sicherer Eleganz davon.

Phot. Ufa

Ein neues Gesicht: Rose Barsony, die Gegenspielerin Willy Fritschs, in dem Ufa-Tonfilm „Ein toller Einfall"

Phot. Ufa

Magda Schneider und Jan Kiepura in dem Cine-Allianz-Tonfilm der Ufa „Das Lied einer Nacht"

Greta Garbo und Ramon Novarro in dem neuesten Metro-Goldwyn-Mayer-Film „Mata Hary"

Camilla Horn (Photo: Ufa)

Eine Seite Kurzweil

Die Nachtigall

Das glingt so fiese durch de Frieblingsnacht.
Wenn änne Nachtigall ihrn Singsang macht.
Manchmal, da fleetense ooch gleich im Gor
In unsereens schteht diesgerichtet drvor.

's is schon was andres wie a Schwärlingsschrei,
Da schtimmt mir sicher jeder Gönner bei.
Wer kraacht sich, wobie hat das gleene Vieh
Bloß so viel Sinn fier änne Melodie?

Lene Voigt.

Sauerbraten

„Hier riechts je so gud . . ."
„Das is der Sauerbradn."
„Sie gochn mibdn in de Woche so was Elegantes? Haben Sie Geburtsdaach?"
„Nein. Sieß wäjn meinem Mann. Der had ännen Minderverdicheidsgnumbfer."
„Was issn das für änne Krankheid?"
„Das is änne geistdsche Krankheid."
„Abr Mann is doch nich ebvas drehmännsj?
Das schlagen Sie den mal lieber in änne schdaadlsche Glabbsmühle — das is das beste in so ännem Falle!"
„Neja! Mein Mann is doch gar nich verrisch."
„Sie saachdn avr doch, er hädde änne geistdsche Krankheid."
„Das iss nich? Haben Sie denn vorschrn nich 's Radio angeschdellt gehabd? Da schbrach einer iber Minderverdicheidsgumblexe. Das war fürchdbar indressand."
„Wann war denn das?"
„Um fimfe rum!"
„Nein — da war ich grade beim Wägar. Das habe ich nich gehderd. Was saachde der denne?"
„Der saachde, daß wir alle ännen Minderwerdichgeidsgumbler haben."
„Was issn das?"
„Das habe ich vergessen. Jedenfalls had mir mein Mann ein in die Fresse gehauen und gesaachd, ich wäre an seinem Minderwerdichgeidsgumbler schuld. Ich dädde ihn einleichdern."
„Sähn Se!"
„Und damid daß der mir das nich noch ämal nachsaachn garn, habe ich heude Sauerbradn gegaufd. Das is nämlich seine Lieblingsmahlzeid. Hoffendlich wird er da nu den Gumbler los. Aaaach du lieber Godd, was hads moderne Hausfrau schwer! Fährd muß nur sogar das Middaachbrod noch auf wissenschaftlicher Grundlaache herschedeln . . ."

Kurt Miethke.

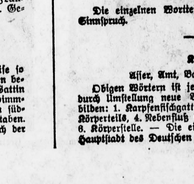
„Sitzt mein Hut richtig, Walter?"
„Nein, er sitzt ganz schief!"
„So, dann sitzt er ja richtig!"

Nur in der Statistik.

Eines Tages wird Filser vom Finanzamt aufgefordert, eine genaue Viehzählung vorzunehmen und entsprechend an die Behörde zu berichten. Er hat Fragebogen auszufüllen und schreibt bei den Rindern folgendes:

Die Bauern — dann folgen die Namen —, die gleichen Viecher wie im vorigen Jahr. Betreff der Anzahl der Schafe: Gehorsamste Schafanzeige. Einem hohen Finanzamt wird hiermit mitgeteilt, daß die hiesige Gemeinde aus 350 Schafen besteht, worunter ein räudiger Bock. Der Bürgermeister Filser.

Im Examen.



„Was ist das Deutsche Reichsgericht, Herr Kandidat?"
„Sauerkraut mit Spek, Herr Professor!"

Rabattmarken.

Wenn Filser in die Stadt fährt, geht er immer in ein bestimmtes Geschäft, um Lebensmittel und Sonstiges zu kaufen. In diesem Geschäft werden den Kunden Rabattmarken ausgehändigt. Filser bekommt die Rabattmarken überreicht.

„Na, na!" die mag i nimmer — die habn koan Wert!" meint Filser entrüstet.

„Was?" antwortet der verblüffte Geschäftsmann. „Keinen Wert? Die haben freilich einen Wert. Ihr müßt sie halt aufkleben."

„Das is es ja grad!" entgegnet der noch immer entrüstete Filser. „Die Brief' sind alle wieder zurückkommen!"

Hilfsbereit.

„Hans — warum schreit denn dein Schwesterlein so?"
„Ach, wegen nichts! Ich zeige ihm nur, wie es seinen Apfel essen muß."

Köbes: „Et es direk fabelhaft, wie ähnlich du minger Frau bes, — natürlich dä Schnäuser (Schnurrbart) usgenommen!"
Tünnes: „Kevver, Köbi, ich han doch gar keine Schnäuzer."
Köbes: „Du nit, ävver minga Frau!"

*

Gast: „Das Bier schmeckt aber heute fürchterlich."
Wirt: „Da irren Sie sich, mein Herr. Den schlechten Geschmack kann höchstens der Schmutz in der Leitung haben, aber das Bier ist unbedingt gut."

*

„Freund, tu mir den Gefallen und gehe mit mir, ich will um die schöne Else anhalten."
„Was soll ich denn dabei?"
„Vielleicht nimmt sie mich eher, wenn sie dich sieht."

DAS NEUESTE FÜR DEN BRIEFMARKEN-SAMMLER!

MITGETEILT VOM BEHRENS NEUHEITENDIENST, BRAUNSCHWEIG

Philippinen

Auf den Philippinen, der amerikanischen Besitzung vor der Ostküste Asiens, bereitet sich eine neue Ausgabe in Landschaftsbildern vor. Für die Uebergangszeit gingen einzelne Werte der bisherigen Ausgabe zu Ende, deshalb wurden inzwischen ungezähnte Marken verausgabt.

Mexico

Die Erhöhung des Flugpostportos in Mexico hat nun noch ein Provisorium gebracht. Im Jahre 1931 war eine große Luftpost-Ausstellung, zu der eine Sondermarke zu 25 cent. verausgabt wurde. Hiervon sind noch 450 000 Stück übrig geblieben, die jetzt verwertet werden. Sie wurden mit dem Aufdruck 20 cent. versehen

Italien

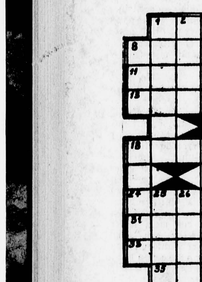
Die vor einigen Wochen erschienenen Garibaldi-Gedenkausgabe wird durch zwei Flugpost-Expreßmarken ergänzt, die beide mit einem Aufschlag verkauft werden. Die Marke zeigt links das Bild Garibaldis, in der Mitte ein Wasserflugzeug und rechts ein Denkmal Anita Garibaldis.

Belgien

will dem Kardinal Mercier ein Denkmal errichten für seine Verdienste, die er sich im Kriege erworben hat. Es ist ja noch allgemein bekannt, daß Kardinal Mercier unter Nichtbeachtung seiner neutralen geistlichen Stellung alles getan hat, den Deutschen in Belgien zu schaden. — Denkmäler zu bauen kostet Geld. Da soll nun die Philatelie helfen. Eine Gedenkserie, die mit einem enormen Aufschlag verkauft wird, gelangt zur Ausgabe. Die Werte 10, 50, 75 cent., 1 fr. kosten mit Aufschlag 55.— frs. Die übrigen Werte bei einem Nominalwert von 22.25 frs. aber 90.— frs.

Denken Sie nach

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bezeichnen:
Waagerecht: 1. Größter Strom Siams, 5. Kurort in Belgien, 8. Jeweiliger Heitzeitzmast, 9. Stadt in Schleswig-Holstein, 11. Wurfbeil, 12. Gläubiger der Zwietracht, 13. Titelheldin einer Bürgerschen Ballade, 15. Abgekürzter Frauenname, 16. Hafenstadt in Algerien, 18. Griechische Insel, 20. Russischer Staatsmann, 22. Gleichklang, 24. Kleine Sundainsel, 27. Hafenstadt in Kastilien, 31. Name eines nordamerikanischen Sees, 32. Laubbaum, 33. Oesterreichischer Walzerkomponist, 34. Fluß im Harz, 35. Obstteil, 36. Lob, Schmeichelei. — *Senkrecht:* 1. Stadt in Italien, 2. Norddeutscher Künstler, 4. Zeichnung im Holz, 5. Himmelskörper (Plural), 6. Hautöffnung, 7. Kuchenwürze, 8. Kennzeichen, 10. Erdteil, 14. Blume, 17. Frauenname, 18. Deutscher Historiker im 10. Jahrhundert, 19. Morgenland, 21. Titelheldin einer Wagner-Oper, 23. Fluß in Frankreich, 25. See in Rußland, 26. Abgekürzter Frauenname, 28. Biblischer Berg, 29. Viehfutterbehälter, 30. Gewässer.

Diamantenrätsel.

Die Buchstaben sind in gleicher Weise so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Buchstaben, 2. Gattin Jakobs, 3. einen Raubvogel, 4. einen Schwimmvogel, 5. einen Evangelisten, 6. einen südfranzösischen Küstenfluß, 7. einen Buchstaben. Die senkrechte Mittelreihe lautet gleich der entsprechenden waagerechten.

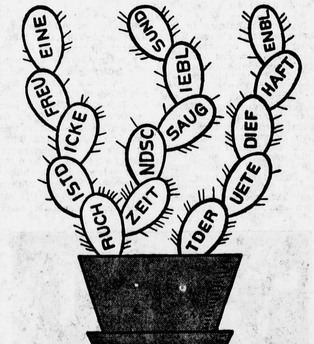
```
        a
      a a a
    a d e e e
  i k k l l l l
    n n p p r
      r s u
        v
```

Ergänzung.

—amie—, —rem—, —ai—, —bos—, —al—, —de—, —ern—,
—ur—, —che—, —el—.

Die Striche sind durch die Buchstaben b, c, d, e, e, e, e, e, e, f, g, g, h, l, l, n, n, n, r, s zu ersetzen, so daß aus den Bruchstücken zehn Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben je eine sächsische Stadt ergeben.

Kartenrätsel.



Die einzelnen Wortteile, richtig geordnet, ergeben einen Sinnspruch.

Kombination.

Aiser, Amt, Band, Biel, Damme, Bela.

Obigen Wörtern ist je ein Buchstabe beizufügen und dann durch Umstellung neue Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Karpfenfischgattung, 2. Name, 3. örtlicher Tod eines Körperteils, 4. Nebenfluß der Elbe, 5. spiritistische Mittelsperson, 6. Körperteile. — Die eingeschalteten Buchstaben nennen die Hauptstadt des Deutschen Reiches.

Silbenrätsel.

a, bi, bi, e, ei, en, fen, fu, gi, is, ju, le, lam, le, mant, men, ne, ni, nje, pi, ri, ris, se, son, ter, to.

Aus obigen Silben sind zwölf Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. einen Planeten, 2. einen Raubvogel, 3. einen Edelstein, 4. eine griechische Göttin, 5. einen bekannten Berg der Schweiz, 6. einen Nebenfluß der Aller, 7. eine Religion, 8. einen Fluß in Rußland, 9. eine griechische Göttin, 10. nordische Geister, 11. einen weiblichen Namen, 12. einen Planeten. — Die Anfangs- und Endbuchstaben, letztere rückwärts gelesen, ergeben ein Sprichwort.

Füllaufgabe.

Mit den Buchstaben a, a, a, a, c, e, e, e, e, e, h, l, l, l, m, n, n, n, n, o, p, r, r, s, t, u sind die Felder der Figur so zu belegen, daß die senkrechten Reihen a—e einen Stern im Sternbilde des Fuhrmann, c—d ein großes tropisches Säugetier und die Diagonalen a—d ein mythisches Geschlecht, b—e einen deutschen Volksstamm bezeichnen.

Auflösungen aus Nummer 12

Lösung des Zahlenrätsels: 1. Vokal, 2. Salem, 3. Raben, 4. Benin, 5. Wille: Karoline.

Lösung des Logorraphs: Almeria, Amalie, Lamia, Arie, Ale, Le.

Lösung der Schach-Aufgabe.

Weiß	Schwarz
1. Sg3—f1 Bg2×fD oder Bg2—g1D	1. Sg3—f1 Bg2×h1D
2. Th1×f1(g1) beliebig	2. Sf1—d2 beliebig
3. Tf1—l5(Lg5)#.	3. Sd2—b3 oder Sd2—c4#.

Lösung des Kreuzworträtsels:

Waagerecht: 1. Leber, 4. Rahel, 7. Bora, 8. Ala, 10. Sfau, 11. Karotte, 14. Rebus, 16. Irene, 19. Trave, 20. Marne, 23. Regie, 26. Orangen, 28. Peer, 30. Goa, 31. Dose, 32. Stala, 33. Seele.

Senkrecht: 1. Loge, 2. Baku, 3. Rar, 4. Rai, 5. Heer, 6. Lahn, 9. Locarno, 12. Alter, 13. Tiere, 14. Rom, 15. Bar, 17. Erz, 18. Ebe, 21. Kred, 22. Nora, 24. Ende, 25. Ilse, 27. Aga, 28. Gad.

Lösung des Streichholzrätsels:

Lösung des Visitenkartenrätsels: Eltern und Geschwister.
Lösung des Bilderrätsels: Wer einmal einen tiefen Schmerz erlebt, ist nicht mehr jung.
Lösung des Logorraphs: Reuse. Ether. Linie. Fetzen. Gaben. Dis. Land. Indult. Pipe. Greif. — Stille Wasser sind tief.

HEIM UND HOF

Die einfachste Wasserleitung im Hausgarten

Die Wasserfrage ist in der warmen Jahreszeit so wichtig, daß sie unbedingt eine befriedigende Lösung finden muß. Aber nicht jeder Gartenbesitzer ist in der angenehmen Lage, sich gleich eine richtige Rohrleitung legen zu lassen, die an vielen Stellen des Gartens Zapfstellen hat. Auf der anderen Seite ist es nicht damit getan, daß man irgendwo einen Wasserhahn oder eine Pumpe hat. Dann, wenn der Garten einigermaßen groß ist, wird das viele Wasserschleppen im Sommer bald zu einer richtigen Plage, wenn man die Pflanzen alle mit dem nötigen Naß versorgen will. Wieviel Zeit mit dem Wassertragen vergeudet wird, ist direkt erstaunlich. Immer wieder geht es mit Kannen und Eimern hin und her. Dabei könnte doch diese wertvolle Zeit zu anderen Arbeiten viel besser verwendet werden.

Abbildung 1
Teil einer einfachen Wasserrinne

Abbildung 2
Schnittzeichnung der Wasserrinne

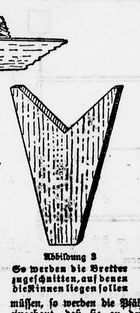


Abbildung 3
So werden die Bretter zugeschnitten, auf denen die Rinnen liegen sollen

Abbildung 4
Die Pfähle werden oben so zugeschnitten

Es muß also ein Ausweg geschaffen werden, und dieser ist der Bau einer eigenen, wenn auch einfachen, Wasserleitung. Es ist dies das Aufstellen von Wasserrinnen, die von der Pumpe oder dem Wasserhahn aus bis in die entlegensten Winkel des Gartens führen können. Notwendig ist nur, daß der Wasserhahn oder der Auslauf der Pumpe etwas hoch liegt, damit das unbedingt nötige Gefälle gegeben ist. Wird das nur gleich beim Anlegen der Wasserstelle berücksichtigt, so hat man weiter nichts nötig, als die Wasserrinnen im Garten entsprechend aufzustellen.

Diese Wasserrinnen werden aus einfachen Brettern zusammengenagelt, die eine beliebige Länge und eine Breite von 10 bzw. 11 cm haben müssen. Die Abbildung 1 zeigt einen Teil einer solchen Wasserrinne. Die Abbildung 2 aber stellt die Schnittzeichnung dar, aus der auch die Maße in Zentimetern eingezeichnet sind. Im rechten Winkel werden die Bretter stumpf zusammengenagelt. Damit sich die Wasserrinne oben nicht auseinanderbiegen kann, werden, wie dies die Abbildungen 1 und 2 erkennen lassen, 14 cm lange Leisten eingenagelt, die deren Enden entsprechend abgeschrägt sein müssen. Vorher muß aber die Rinne wasserdicht gemacht werden. Das erreicht man, indem man einen Streifen Dachpappe, der möglichst die Länge der ganzen Rinne haben soll, innen so annagelt, daß er die Bretter fast ganz bedeckt. So hat man eine stabile, wasserdichte und leicht transportierbare Wasserrinne gebaut. Nun wird man aber gleich eine ganze Anzahl dieser praktischen Rinnen herstellen müssen. Dies richtet sich natürlich nach der Größe des Gartens bzw. nach den Entfernungen, die überbrückt werden müssen.

Zum Aufstellen der Rinnen braucht man noch Stützen. Man schlägt Pfähle in die Erde, an deren oberen Ende ein Brett angenagelt wurde, das einen rechtwinkeligen Ausschnitt besitzt, sonst aber so zugeschnitten werden kann, wie dies die Abbildung 3 erkennen läßt. Die Pfähle selbst müssen oben so zugeschnitten werden, wie dies die Abbildung 4 zeigt, damit sich das Brett leicht und fest annageln läßt. Unten werden die Pfähle etwas zugespitzt, damit sie sich leichter in den Erdboden eintreiben lassen. — Da nun die Wasserrinnen Gefälle haben müssen, so werden die Pfähle so in die Erde eingebaut, daß sie an der Wasserstelle weit aus dem Erdboden herausreichen, also hoch sind, um nach dem Ende des Gartens zu immer niedriger zu werden. Man wird also schon beim Zuschneiden der Pfähle beachten, daß man verschiedene Längen braucht.

Vorteilhaft ist es nun, an verschiedenen Stellen des Gartens Fässer in die Erde einzugraben, die als Schöpfstellen beim Gießen benutzt werden sollen. Nach diesen Fässern müssen die Wasserrinnen gelegt werden. Wenn dann gerade einmal Zeit übrig ist, werden diese Fässer mit Wasser gefüllt, zumal sich abgestandenes Wasser viel besser zum Gießen eignet. Man braucht also, wenn man z. B. eine Pumpe hat, nur zu pumpen. Den Weg legt das Wasser ganz allein zurück. Hat man einen Wasserhahn, so ist die Sache natürlich noch einfacher. Der Hahn wird aufgedreht, und das entfernt im Garten aufgestellte Wasserfaß füllt sich von selbst.

Die hier beschriebene Wasserleitung für den Garten ist jedenfalls einfach und mit geringen Kosten zu erbauen. Ihre Haltbarkeit ist bei einiger Pflege unbeschränkt, und die Unterhaltungskosten, von Zeit zu Zeit wird man sämtliche Holzteile mit Karbolineum anstreichen müssen, sind so gering, daß sie überhaupt nicht ins Gewicht fallen. Die großen Vorteile des natürlichen Betriebes sind aber unverkennbar, so daß ein Nachahmung, wo die Verhältnisse es verlangen, schon zu empfehlen ist.

Etwas vom Schweinefutter

Von Ackermann

Sowohl für Zucht- als auch Mastziere ist Trockenfütterung das allerbeste. Breiiges Futter gibt weichlichen Speck, ist auch umständlich zuzubereiten und wird außerdem nicht voll ausgenutzt, da es nicht gut eingelpeichelt wird. In hunderten von Betrieben wird zu vollster Zufriedenheit nur mit Kartoffeln gefüttert und gemästet, die Tiere erhalten bis zur Sättigung gedämpfte Kartoffeln und Kraftfutter. Müssen aus wirtschaftlichen Gründen die Kartoffeln gekocht werden, dann kann man bis 400 g Kartoffeln und 2 kg Kraftfutter verfüttern. Bei dieser Fütterungsart muß Fischmehl im Kraftfutter enthalten sein, sonst ist die Kot der Tieren nicht schmackhaft genug. Freilich kann man mit dieser Fütterung keine Zunahme von 800 bis 900 g erhalten, wohl aber erzeugt diese Wirtschaftsmast im Durchschnitt immerhin eine 700 bis 750 g. Kartoffeln und Rüben müssen wegen der ungleich langen Kochzeit getrennt gedämpft werden; auch wird das Dämpfwasser der letzteren gerne von den Schweinen genommen, das Kartoffelwasser aber ist giftig, zum mindesten ungesund. Ueberhaupt soll das Futtergemisch nicht trocken, ja nicht als Brei verabreicht werden. Empfehlenswert ist folgende Art: Wasser als Tränke vor dem Futter, dann bis zur Sättigung gedämpfte Kartoffeln und 1 kg Kraftfutter (69% Getreideschrot, 30% Fischfuttermittel-Fischmehl, Fleischmehl usw., 1% Schlämmkreide) oder Rübendämpfwasser als Tränke, bis zur Sättigung halb und halb gedämpfte Rüben und Kartoffeln und 2 kg Kraftfutter (94% Getreideschrot, 15% Eiweißfuttermittel-Fischmehl, Fleischmehl usw., 1% Schlämmkreide). Bemerkt sei, daß Rüben allein kein Mastfutter sind. Alle Arten davon, am einfachsten roh verabreicht, sind ein Vitamin-, aber auch wasserreiches Erhaltungsfutter für Zuchttiere, sie bilden wie Grünfutter darmweitend, könnten allenfalls jungen Zugängern (Läufern) als Vorbereitungsfutter gegeben werden.

Will man frühreife und kernige Schlachttiere erzielen, dann ist es vorteilhaft, die Ferkel mit zehn Wochen von der Sau zu nehmen und unter Mitzugabe die schon ans Fressen gewöhnten sogleich auf Mast zu stellen, um sie nach fünf Monaten mit 110 bis 120 kg schlachten zu können, eventuell früher mit entsprechend geringerem Gewichte. Nur wenn man schweres Speckschwein, z. B. zur Herstellung von Dauerware will, ist es empfehlenswert, die Tiere einige Monate durch Weidegang, Rübenfütterung usw. vorzubereiten und sie dann erst zu mästen. Hierzu eignen sich sehr gut gesunde Sauen, die schon zwei- bis dreimal geferkelt haben. Bei den erstgebren Zieren muß aber auch die Rasse berücksichtigt werden, besonders wenn man nicht nur für den Hausbedarf, sondern auch für den Markt mästen will.

Bergessen darf bei der Mast nicht werden, daß junge Schweine nicht nur fett werden, sondern auch noch wachsen sollen, die Futtergaben sind also stufgemäß zu bergrößern. — Schweine sollen gnor stets ganz satt sein, aber die Mahlzeit soll auch ganz aufgezehrt werden, der Trog soll stets „blankgeputzt" sein. Zwei große Mahlzeiten im Tage sind vorteilhafter als drei kleinere mit einer Mittagsfütterung. Junge Tagesdnhe sind schlechte, trockene Streu wird sehr schnell auf den Fleischansatz, und die verminderte Arbeit erhöht den Gewinn, soweit heute bei einer Mästung aber den Hausbedarf hinaus überhaupt von einem solchen die Rede sein kann. „Ruhe und Rast sind halbe Mast!"

Der Anbauwert der Soja- oder Ölbohne

Von Dr. A. Sinecke

Die Soja- oder Mandschurei bohne steht zur Zeit im Vordergrund des landwirtschaftlichen Interesses, und der eine oder andere Landwirt überlegt vielleicht, ob ein versuchsweiser Anbau für ihn von Nutzen sein könnte. Wir raten: Abwarten!

Zweifellos richtig ist, daß die Sojabohne von allen in Kultur befindlichen Bohnenarten die nährstoffreichste und daher wertvollste ist, denn eingelne unter den zahlreichen Sorten enthalten außer etwa 38% Eiweiß bis zu 18% vollwertiges Oel. Aus diesem Grunde wird sie auch Oelbohne genannt. Zusammen mit Reis gilt sie in ihrer Heimat, der Mandschurei, und in übrigen östlichen Teilen Japans und Chinas als ein hochwertiges und dabei sehr billiges Nahrungsmittel für die arbeitende Bevölkerung.

In Deutschland werden seit Jahren besonders die Preßrückstände der auf Oel verarbeiteten Bohnen, das Sojabohnenschrot, sehr geschätzt. Es gilt als gern aufgenommenes und preiswertes Mastfuttermittel für Schweine. Das abgepreßte Oel wandert hauptsächlich in die Margarinefabriken. In der menschlichen Ernährung spielt die Oelbohne, trotz verschiedener Bemühungen ihr auch hier den Weg zu bereiten, bisher keine Rolle. Sch sollte auch meinen, wir müßten unsere einheimische Bevölkerung mit Kartoffeln, Erbsen oder Buschbohnen, Speck und Butter ebenso billig und auskömmlich ernähren können wie mit Sojabohnen.

Die Pflanze wird sowohl grün wie als Heu von allen Haustieren stets gern gefressen. Rehe, Hasen, Kaninchen müssen Sojakulturen schnell zu finden, weshalb ein Anziehen dieser Pflanze in freier Feldlage größte Aufmerksamkeit erfordert. Die reifen Körner locken die Mäuse und Hamster aus der ganzen Gegend zusammen.

Da die Sojabohnen Stickstoffsammler sind, kann man sie auch zur Gründüngung verwenden. Zu beachten ist: Will man lohnende Erträge haben, so muß das Saatgut mit Sojaknollenbakterien geimpft werden!

Es gibt braun-, schwarz- und gelbschalige Sorten. Die gelbschaligen haben die längste Vegetationszeit und reifen früher seltener und kann auch nur schlecht aus. Ob die jetzt angebotenen Neuzüchtungen in der Ausreife verbessert worden sind, muß sich erst zeigen.

Von den Züchtern wird behauptet, daß man bis zu 26 dz Bohnen vom Hektar ernten könne. Das dürften aber nur Ausnahmeerträge sein, die im feldmäßigen Anbau nicht gewonnen werden. Im Durchschnitt wird man in der Feldlage 8 bis 12 dz je Hektar ernten können. Die bisherigen wiederholten Einbürgerungsversuche sind stets an den unbefriedigenden und unsicheren Erträgen der Sojabohnen gescheitert.

Wer trotzdem einen Anbauversuch durchführen will, achte auf folgende Umstände:

Die Sojabohne gedeiht am besten auf Mittelboden. Kalk muß vorhanden sein, etwas Humus und eine gewisse Frische sind erwünscht.

Frage und Antwort

Ein Ratgeber für jedermann

Bedingungen für die Beantwortung von Anfragen: Der weitaus größte Teil der Fragen wird schriftlich beantwortet, da ein Abdruck aller Anfragen räumlich unmöglich ist. Deshalb muß jede Anfrage die genaue Adresse des Fragestellers enthalten. Anonyme Fragen werden grundsätzlich nicht beantwortet. Außerdem ist jeder Frage ein Ausweis, daß Fragesteller Bezieher unseres Blattes ist, sowie als Portowerte der Betrag von 50 Rpf. beizufügen. Für jede weitere Frage, auch desselben Fragestellers, sind gleichfalls 50 Rpf. mitzusenden. Anfragen, denen zu wenig Porto beigefügt ist, werden zurückgelegt und erst beantwortet, wenn der volle Portowert erstattet wird. Unter der Rubrik „Frage und Antwort" werden nur rein landwirtschaftliche und unmittelbar einschlägige Fragen behandelt. Unsere Ratschläge geschehen ohne jede Verbindlichkeit. Sämtliche Anfragen sind zu adressieren an den Verlag „Der 7. Tag" (Fragekasten), Pederborn. Die Schriftleitung.

Frage: Sechsjähriger Wallach hat jeden Morgen Durchfall, besonders wenn er am Abend vorher 15 Liter Wasser bekommen hat. Wenn er nicht genügend Wasser erhalten hat, frißt er sehr schlecht oder gar nicht. Sehr stark ist der Durchfall, wenn er einen Tag im Stall gestanden hat, auch wenn er dann wenig Wasser bekommt. Wenn er zwei Stunden in Bewegung gewesen ist, läßt der Durchfall nach. Als Futter bekommt er Häcksel, Hafer, Klee- und Wiesenheu. Wie kann ich den Durchfall erfolgreich beseitigen? U. B. in N.

Antwort: Wenn Sie wissen, daß der Wallach am nächsten Tage im Stall bleibt, müssen Sie ihm am Abend vorher nur wenig Wasser geben. Außerdem müssen Sie eine Zeitlang gerösteten Hafer füttern. Sollte das noch nicht helfen, müssen Sie ihm dreimal täglich ein bis zwei Eßlöffel voll Heskimal aufs Futter geben. Auf alle Fälle würden wir raten, den Arzt des Pferdes einmal unterlichen zu lassen.

Frage: Melde im Kartoffelacker. In meinem Kartoffelacker, den ich jedes dritte Jahr mit Kartoffeln, jedes erste und zweite Jahr mit Roggen bestelle, findet sich überaus stark die Melde, während die angrenzenden Aecker nur wenig Melde aufweisen. Wie kann ich die Melde erfolgreich vertilgen? G. S. in W.

Antwort: Der Grund für die übermäßige Vermehrung Ihres Kartoffelackers durch Melde liege darin, daß Sie wahrscheinlich durch ungenügende Bekämpfung dieses Unkrautes immer wieder für Anreicherung ihres Ackers mit Meldesamen sorgen. Die Samen der Unkräuter besitzen eine sehr große Lebensdauer, sie können jahrelang im Boden liegen, ohne ihre Keimkraft zu verlieren. Die Melde liebt nur gute, tiefe Kultur und reiche Düngung, wie sie der Acker zu Hackfrüchten aufweist, dann keimt ein Teil der im Acker vorhandenen Samen und das Unkraut erscheint in großen Mengen. Hier heißt es nun, restlos jeden Stengel zu vertilgen, bevor derselbe Samen trägt. Es genügt nicht nur das Ausreißen des Unkrautes, dasselbe darf auch nicht auf dem Acker liegen bleiben, denn die etwa schon angesetzten Samen reifen dort nach, es muß vielmehr auf Haufen getragen und verbrannt oder mit Kalk oder sonstigen Beizmitteln zerstört werden. R.

Frage: Wie sind jetzt Ostergloche und Tulpen zu behandeln? Sind sie im Topf zu lassen oder in die Erde zu pflanzen? Wann müssen dieselben geteerdt werden? U. B. in N.

Antwort: Nach der Frage handelt es sich jedenfalls um im Topf getriebene Tulpen und Narzissen, die nach der Blüte in den Garten kommen sollen. Dazu müssen alle Zwiebel- und Knollengewächse nach dem Abblühen noch weiter gepflegt werden, damit die Blätter Nährstoffe bilden können, die in die Zwiebeln wandern. Diese Nährstoffe sind notwendig für den Austrieb im nächsten Jahre. Die Pflanzen werden also am besten im Topfe so lange weiter gepflegt, bis die Blätter von selbst vergilben. Die Zwiebeln werden dann an einem trockenen kühlen Ort aufbewahrt und im Herbst, etwa im September, 5 bis 10 cm tief in die Erde gesetzt. So können sie hier noch manches Jahr Blüten hervorbringen. Schd.

Nach Stallmist steht sie am besten in zweiter Tracht. Von Kunstdünger sollte man je Hektar 3 dz eines phosphorsäurereichen Düngers geben, dazu 1,5 dz 40prozentiges Kalisalz und etwa 80 bis 100 kg schwefelsaures Ammoniak. Als beste Saatzeit gilt die Mitte des Aprils und später. Die Saatdichte ist nicht frostempfindlich, braucht aber zum Keimen mehr Wärme, weshalb eine zu frühe Aussaat zwecklos ist. Man rechnet je Hektar 60 kg Saatgut. Die Saat sollte gebeizt und mit Knöllchenbakterien geimpft werden. Man drillt auf 50 cm Reihenweite und sollte in der Reihe nicht mehr als zehn Pflanzen je laufendes Meter stehen haben, eher etwas weniger. Die Pflege besteht in zweimaligem Hacken. Da die Jugendentwicklung langsam ist, wird man mit einer Hacke nicht auskommen. Krankheiten sind selten. Die Reife liegt etwa Mitte September. — Die Hülsen schließen fest; der Verlust durch Aufspringen ist sehr gering. — Die nährstoffreichen Blätter gehen beim Trocknen so lange in der gut heißen Butter unter öfterem Umwenden gebraten, bis sie etwas steif geworden sind. Dann werden sie entweder mit großhieriger Scheibe durch die Hackmaschine gedreht oder mit dem Wiegemesser nicht zu fein gewiegt. In der vorher erhitzten Bratbutter, der man noch etwas frische zugeben kann, röstet man erst das zur Soße nötige Mehl goldbraun, rührt den Fleischbrei noch kurze Zeit mit, kocht alles unter stetem Rühren mit dem nötigen heißen Wasser zu einem dicklichen Hackfaes, würzt pikant mit Salz, Pfeffer, Zitronensaft oder Essig und vollendet den Geschmack mit 10 Tropfen Maggi's Würze. Der Nierenbrei soll mit der Soße nur so lange kochen, bis das Mehl ausgekocht ist. A. Sp.

Allerlei Neues aus Feld und Garten, Stall und Hof, Haus und Keller, Küche und Blumenzimmer

Das Gießen im Gemüsegarten. Wie wir alle wissen, ist zur Förderung des Pflanzenwachstums beim Fehlen künstliche Wasserzufuhr durch Gießen oder Spritzen notwendig. Besonders müssen alle frisch gepflanzten Setzlinge durchdringend angegossen werden, wenn ein sicheres und schnelles Anwachsen erfordert wird, denn der Boden muß sich dicht an den Wurzeln lagern. Auch die übrigen Pflanzen müssen nach Bedarf mit Wasser versorgt werden, und soll man so viel Wasser geben, wie der Boden gutwillig aufnimmt. Aus diesem Grunde ist es erforderlich, wer einen größeren Garten hat und denselben nicht täglich ganz bewässern kann, denselben an jedem Tage halb oder wieder zu bewässern und an den andern folgenden Tagen wieder die nächste Fläche. Jedenfalls soll immer durchdringend bewässert werden, wenn man auf Erfolg rechnet. Die beste Zeit zum Bewässern sind die kühlen Tagesstunden, weil die Wasserverdunstung geringer ist und der Boden durch die Einwirkung der Sonne nicht so sehr austrocknet. Man verwendet Gießkannen in zweierlei Formen. Die neuere Form mit einem Griff ist der älteren Form, welche rund ist und zwei Griffe hat, vorzuziehen, weil dieselbe sich besser tragen läßt und mon zum Gießen nur eine Hand benötigt. Zum Gießen verwende man möglichst abgestandenes oder Regenwasser, weil dieses den Pflanzen weit bekömmlicher ist als frisches Brunnenwasser. Sa.

Will man besonders hohe Milchleistungen bei Weidegang erzielen, so wird eine Zufütterung von Kraftfutter nicht zu umgehen sein. Die Zufütterung stützt bei Weidegang, wenn kein Melkschuppen vorhanden ist, auf gewisse Schwierigkeiten. Man kann den Kühen entweder Freiheitet umbinden oder aber die Tiere werden gruppenweise gemolken. Hierbei wird eine Raufe aufgestellt und in diese Raufe das Kraftfutter für die betreffende Gruppe eingeschüttet. Man hat damit recht gute Erfolge gehabt. Eins ist noch ganz besonders bei Weidegang der Milchergiebigkeit zu beachten. Durch eine geringe Weide wird auch den trockenstehenden Kühen das nötige kräftigende Bewegungsquantum entzogen. Infolgedessen werden stets Kühe auf geringer Weide mit schlechten Leistungen einsetzen. Diese Kühe sind für die ganze Laktationsperiode verdorben und können keine Rente abwerfen. Deswegen muß gerade diesen Tieren eine besondere Sorgfalt zugewandt werden. Wo es sich einrichten läßt, müssen sie im Stalle zugefüttert werden oder überhaupt in die Ställe genommen werden. Auf diese Weise können die Tiere ganz anders vorbereitet werden. S.

Das Ausbleiben der Brunst bei den Schweinen kann durch die verschiedensten Ursachen bewirkt werden, z. B. durch Alter, abgetorbene Früchte oder Fremdkörper in der Gebärmutter, Schwächung der Konstitution, allgemeine und nervöse Krankheiten, krankhafte Zustände an den Geschlechtsorganen, z. B. Scheidenkatarrh u. a. m. Weiter kann die Brunst ausbleiben bei Ueberernährung, bei Verabreichung wasserreicher Futtermittel, die arm an aromatischen Stoffen und Vitaminen sind, nach enger und langdauernder Inzucht. Zur Behebung des Brunstmangels wird ausgiebiger Weidegang empfohlen. Mastfutter ist zu vermeiden. Bei Inzucht ist der Zucht neues Blut zuzuführen. Welterhin ist auf die Geschlechtsfunktion direkt einzuwirken, indem man die Sauen mit Ebern öfters zusammenbringt. Schließlich erhöht ein wiederholtes Bedecken in einer und derselben Brunstperiode die Sicherheit der Befruchtung. Gleichzeitig können auch einmal die üblichen, die Geschlechtslust anregenden Hausmittel versucht werden, wie z. B. Pfeffer, Paprika, Senfsamen, Wacholder. St.

Die neuzeitige Silagebereitung in Finnland. In letzter Zeit hört man viel von neuen gehelmnisvollen finnischen Einsäuerungsverfahren, das den großen Vorzug der Billigkeit hat, dabei ein hervorragendes Saftfutter gibt, bei dem vor allem das Eiweiß weitgehend erhalten bleibt. Bei der kurzen Vegetationsperiode und bei dem niedrigen Stand der Sonne ist in Finnland die Gewinnung von Winterfutter in Form von Heu oder Grummet sehr erschwert, andererseits aber sind bei der langen Stallfütterung erhebliche Mengen von Rauhfutter notwendig. Man war daher dort besonders eifrig bemüht, ein gutes, einfaches und billiges Verfahren zu finden, um die außerhalb der Hetzeit anfallenden Grünfuttermengen zu konservieren. Versuche mit den amerikanischen Silotürmen befriedigten nicht. Ohne Lösung des Problems hat, nach Berichten aus Finnland, Prof. Dr. A. J. Virtanen in Helsingfors gearbeitet und zum Ziele geführt. Sein Verfahren besteht darauf, daß durch den Zusatz von verdünnter Salzsäure die Zersetzung der Eiweißstoffe und andere unliebsame Gärungen verhindert werden. Das ganz frische, blattreiche Futter wird je nach dem Wassergehalt und dem Gehalt an Nährstoffen mit einer bestimmten Säurelösung, die im wesentlichen Salzsäure enthält, besprengt, und kommt dann in Gruben oder in in die Erde eingelassene Holzbehälter. Wenn alles sachgemäß gemacht wird, erhält man eine wertvolle Futterkonserve, bei der kaum Nährstoffe verloren gehen. Das Verfahren scheint sich leicht einzubürgern und hat anscheinend bereits eine starke Verbreitung gefunden. Zur Konservierung eignen sich alle Arten von Grünfutter, wie Wiesenheu, Klee, Luzerne, Kleegrasgemische, Erbsengemenge, Futterkohl, Rübenblätter sind. Gemischt noch vorhandene Kartoffeln werden später durch die Beifütterung von etwas Kalk, Kreide oder Soda unschädlich gemacht. Daß Vieh verträgt das Futter sehr gut, die Wirkung auf den Gesundheitszustand der Tiere, auf die Milch und Butter soll der von frischem Grünfutter entsprechen. Das Verfahren ist in Deutschland nachgeprüft und für gut befunden worden; es wird nun von Ostpreußen aus weiter verbreitet. Dr. Arcularius.

Landwirte, schützt eure Gebäude gegen Blitzschlag! (Mit zwei Abbildungen.) Hierzu wurde vor einiger Zeit in diesem Blatt eine ausführliche Abhandlung mit Abbildungen veröffentlicht, in der auf eine falsche und richtige Blitzschutzanlage bei Gebäuden hingewiesen wurde. Besonders wurde betont, daß bei einer richtigen Blitzschutzanlage die Schornsteinköpfe und die beiden Giebelspitzen des Hauses geschützt sein müssen. Ergänzend sei nun noch folgendes erwähnt: Für die Ausführung von Blitzableiteranlagen sind die Leitsätze des Ausschusses für Blitzableiterbau bestimmend. Es wird verlangt, daß Gebäude, wenn sie nicht länger als 20 m sind, mindestens zwei Dach- und zwei Bitzableitungen erhalten, wie es die beiden nachstehenden Abbildungen 1 und 2 zeigen. Besonders sei wieder darauf hingewiesen, daß auch die Regenabfallrohre in die Blitzableitung eingeschaltet werden müssen. Auch wenn die Dachrinnen mit dem Wiegemesser nicht zu fein gewiegt. In der vorher erhitzten Bratbutter, der man noch etwas frische zugeben kann, röstet man erst das zur Soße nötige Mehl goldbraun, rührt den Fleischbrei noch kurze Zeit mit, kocht alles unter stetem Rühren mit dem nötigen heißen Wasser zu einem dicklichen Hackfaes, würzt pikant mit Salz, Pfeffer, Zitronensaft oder Essig und vollendet den Geschmack mit 10 Tropfen Maggi's Würze. Der Nierenbrei soll mit der Soße nur so lange kochen, bis das Mehl ausgekocht ist. A. Sp.

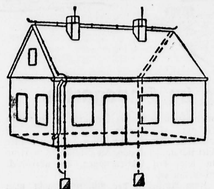


Abbildung 1. Richtige Blitzableitung mit eingeschalteten Regenabfallrohren

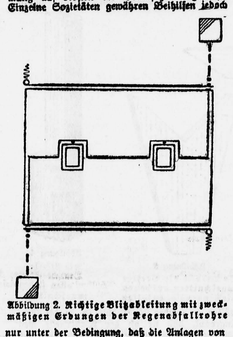


Abbildung 2. Richtige Blitzableitung mit zweckmäßigen Erdungen der Regenabfallrohre

nur unter der Bedingung, daß die Anlagen von zugelassenen Blitzableiterfirmen errichtet, daß dabei die Leitsätze des Ausschusses für Blitzableiterbau beachtet und nur genormte Zubehörteile verwendet werden. Es wird daher immer das beste sein, sich vor Anbringung einer Blitzschutzanlage mit der zuständigen Feuersozietät in Verbindung zu setzen. R.

Nierenhaschee. Gericht für vier Personen. Zutaten: 1 Kalbsniere oder 4 Schweinenieren, 60 g Butter, 1 bis 2 Eßlöffel Mehl, Salz, Pfeffer, Zitronensaft oder Essig, Wasser, 10 Tropfen Maggi's Würze. Zubereitung: Die gewässerten und vom Fett befreiten Kälber- oder Schweinenieren werden gut abgetrocknet, erstere noch der Länge nach gespalten und

Rhabarberspeisen.

Einfache Rhabarberspeise. In ein halbes Liter kochendes Wasser oder leichten Weißwein gibt man Zucker nach Belieben, den man mit einer Tasse Wasser angerührt hat, gleichzeitig 500 g in kleine Stücke geschnittenen Rhabarber, 250 g Zucker und etwas Zitronenschale. Man kocht den Pudding langsam gar, schüttet ihn in eine ausgespülte Form und läßt ihn erkalten. Man reicht dazu süße Sahne oder Vanillesoße.

Feine Rhabarbersuppe. Recht junger Rhabarber wird mit Zucker im eigenen Saft weichgeschmort, dann durch ein Sieb gestrichen und mit der gleichen Quantität Schlagsahne vermischt. Die Speise kann mäßig licht gleich aufgetragen werden. Will man diese Speise am Tage vorher bereiten, muß man den Rhabarberbrei mit aufgelöster Gelatine verrühren. Man rechnet auf ein Liter sehn Blatt Gelatine, halb rot, halb weiß. Fängt die Speise an zu erstarren, rührt man schnell die gleiche Menge Sahne darunter. Die man aus Sparsamkeitsgründen mit einigen steifgeschlagenen Eiweiß vermischen kann. Man rechnet dabei auf ein halbes Liter Sahne zwei Eiweiß.

Rhabarbersuppe. 500 g Rhabarber wird mit Wasser und Zucker weichgekocht dann durch ein Sieb gerührt und mit drei bis vier Eßlöffel Sago, Reis oder Grießmehl, aber man macht die Suppe mit etwas Kartoffelmehl dindig. Etwas Zitronensäure mitgekocht und zum Schluß mit Rotwein oder Rotwein dazu gegeben, erhöht den Wohlgeschmack.

Rhabarbergelee. 500 g abgezogenen Rhabarber zerhackt man mit einem viertel Liter Wasser zu Mus, dieses wird durch ein Sieb gestrichen und mit Zucker und zehn Blatt Gelatine, halb weiß, halb rot, hinzu, die vorher in einem achtel Liter Wasser aufgelöst wurde. Die Speise füllt man in eine Glasschale und serviert sie recht kalt mit süßer Sahne.

Rhabarberkompott. 500 g Rhabarberstengel werden kleingeschnitten und mit Zitronenschale und einem Liter Wasser ohne Umrühren weichgekocht. Dies alles wird langsam durch ein feines Sieb gestrichen, dann mit Zucker gesüßt und nach dem Erkalten mit dem Fruchtsaft noch Erdbeeren und Himbeeren vermischt. Man kann auch noch Apfelsüßmost hinzugeben.

Rhabarberkuchen. Recht junger Rhabarber wird in feine Stücken geschnitten und dick mit Zucker bestreut. Eine Springform wird mit mürbem Teig ausgelegt, der Rhabarber recht dick darüber geschichtet, ebenso der dritte Teil Zucker verteilt und dann wird der Kuchen im Ofen gebacken und noch einmal vor dem Auftragen gezuckert.

Rhabarbermarmelade. 5 kg Rhabarber werden von der harten Haut befreit und in Stücke geschnitten, dann mit wenig Wasser überbrüht und zum Abtropfen auf ein Sieb geschüttet. 2,5 bis 3 kg Zucker werden mit dem Rhabarber vermischt und bleiben über Nacht stehen. Vier Zitronen schält man recht fein, übergießt die Schalen mit einem Eßlöffel Alkohol, streut Zucker darüber und läßt das Gemisch zugedeckt bis zum nächsten Morgen stehen. Am nächsten Tage kocht man den Rhabarber weich, rührt ihn durch einen Durchschlag oder durch die Speise- oder Fleischmaschine und kocht ihn dann dick zu Marmelade ein. Die Alkohol- und Zitronenmischung wird zuletzt dazugegeben. Gegez.

Kleine Anzeigen für West- und Mittel-Deutschland

Anzeigenpreis: Jeder 1 mm hohe, 26 mm breite Raum kostet: bei Geschäftsanzeigen 27 Pf., bei Gelegenheitsschriften wird keine Gewähr übernommen. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Paderborn. Telegr.-Adr.: Volksblatt, Paderborn. ~ **Die hohe Auflage und weite Verbreitung** in West- u. Mittel-Deutschland gewährleistet volle Inserfolge. Bis Donnerstag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe. Postscheckkonto: Westf. Volksblatt, Paderborn, Hannover 1534.

St. Elisabeth-Heim
Bad Salzgitter (Harz), Frankfurter Str. 36
Erholungsheim: 1. Haus für Erwachsene, 2. Haus für Kinder. Gegenüber vom Badehause, 6 Minuten vom Bahnhof. Eine der stärksten Sole Deutschlands. Günstigst. Wirkung bei Rheumatismus, Herzleiden, nervösen Störungen, Skrotulose und Rachitis der Kinder. Neues Haus mit neuzeitlicher Einrichtung: Zentralheizung, kalt- u. warm fließendes Wasser, Zimmer mit 1 u. 2 Betten mäßige Preise. Keine Kurtaxe.
Leitung: Schwestern v. hl. Vincenz v. Paul
Auskunft und Prospekt durch die Oberin

Das seit fast 40 Jahren für die Aufzucht gesunder Kälber unentbehrliche
Thürpil ist billiger
zu liefern: 1/1 Dose zu RM 2.70, 1/2 Dose zu RM 1.44. Durch Tierärzte und Apotheker erhältlich, wenn nicht, schreibe man an C. L. Lageman Chem. Fabrik Aachen
Zul.: Extr. Gran rol. 12.0 Myr 10.0 Jod. q. s. f. t. 0.7 gr

Erholungsbedürftige Frauen
finden liebevolle Aufnahme bei d. Carlsausschwestern auf ruysburg b. Halberstadt. Tagessatz 3.20 RM. Meldungen dorthin.

Trotz zweimaligem Preisabbau noch immer so sparsam im Verbrauch, so mild im Geruch und so mühelos und schnell Hochglanzgebend wie früher! 1/1 Dose 63 Pfg. 1/2 RM. 1.20 mit wertvollen Marken zum Sammeln.

Erfinder - Vorwärtsstrebende
Hohe Geld-Belohnung
Näheres kostenlos durch
F. Erdmann & Co. Berlin SW 11

Akademiker sucht für seine Schwester, 48 J. alt, die sich in ihrem ziemlich, heim einsam fühlt und vielleicht schon in Ruhe lebend. Herrn nicht unbed. Akademiker, als
Gatten
kath., mit durchaus ehrenh. Charakter, mittelgroß, in gesicherten Verhältn. Sie ist ein froher, schlanker, musikalisch, tüchtige Hausfrau Naturfreund, vermögend, ev. stehend, liebevoll zu umsorgen. Aufricht. Zuschr. u. ausführl. Bilder erbeten unter Nr. W 1240 an Ver. 7. Tag", Paderborn.

Wer verkauft
Wohn- u. Geschäftshaus, Villa, Landwirtschaft, Gasthof, Bau- und Ziegel-Betriebe
Barenthin Hamburg
Glockengießerwall 1

Suche ein frohes, gesundes, gebildetes kath. Mädchen aus ihrem Heim, Stadt zwecks Gründung einer Existenz, Kolonialw. Gastwirtschaft oder Fahrradreparaturwerkstatt, u. baldig.
Heirat
kennen zu lernen. Bin Kaufmannssohn, 08 J. alt, kath., Handw., nette Erscheinung, 178 cm groß, arbeitsl., habe kleine Ersparnisse Zuschriften vertraul., u. Nr. W B 8086 a. „Der 7 Tag", Paderborn.
Seide
ist
Gold!
Durch Seidenraupenzucht können in 12 Wochen 1000 Mk und mehr verdient werden. Einfache leichte Zucht für Alle Prosp. Anleit. kosten 1.05. Rückporto erbeten. Verantwortl. f. deutschen Seidenb. Schiefel, 22 Weinböhla (Bez. Dresden)

Keine Blähungen mehr!
Carminativum Dr. Scholz / Blähungs- und Verdauungspulver / Frei von Chemikalien
Vorzüglich erprobtes Mittel bei Gefühl des Vollseins in der Magengegend, Spannung und Beengung im Leibe, Luftausstoßen, Aufstoßen, Beklemmung, Herzklopfen, Kopfweh, Schwindel, Unfähigkeit, klar zu denken, Gemütsverstimmung. Schlechte Verdauung wird behoben, übermäßige Unbildung verhindert. Blähungen auf natürlichem Wege aus dem Körper geschafft. **Preis Reichsmark 1.80**
Martin Eibl, Apotheker, Bad Wörishofen 6

Flechten,
juckende Hautausschläge bringen die davon Betroffenen nicht selten zur Verzweiflung. Ein bewährtes Mittel, Kraft, warm empf., ist **Zucker's Patent-Medizinal-Seife** Stück 54, 90 Pfg. und Mk. 1.35 (dazu Form). Dazu die gute **„Hufeisen-Creme"** (30, 45, 65 und 90 Pfg.). In allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Rundfunkprogramme
vom 26. Juni bis 2. Juli 1932

Langenberg

Gleichbleibende Werktags-Vortragsfolge. 6.45: Leibesübungen. ● 7 u. 8: Wetter, Zeit. ● 7.05: Konzert. ● 10: Erste Meldungen. Zeit, Wasserstand. ● 11.20 u. 12: Konzert. ● 12.50: Wetter, Meldungen, Zeit. ● 13: Konzert. ● 14.30: Funkwerbung. ● 15.30: Wirtschaftsberichte, Zeit. ● 15.50: Kinderfunk. ● 17: Nachrichten. ● 19: Wetter, Zeit, Wirtschaftsbericht, Sport. ● 19.55: Abendmeldungen. ● ca. 22: Meldungen, Sport.

Sonntag, 26. Juni
7.00: Choral. Gottes Macht und Vorsehung.
7.05: Bremer Hafenkonzert.
8.15: Landwirtschaftliche Rundfahrt.
8.30: H. Höfel: Die Portraitfotografie.
9.00: Morgenfeier. Menschen im Kampf.
10.25: Leipzig: Bach-Kantate: Siehe, ich will viel Fischer aussenden.
11.00: Woche des Rundfunks. Eröffnungsfeier, Festrede: Se. Magnifizenz Rektor der Universität Köln, Prof. Dr. Kuske.
12.00: Altena (Westf.): Konzert des Stadtverbandes Altenaer Männerchöre aus Anlaß des Deutschen Liedertages.
12.35: S. Ebert: Musik der Woche.
13.00: Mittagskonzert.
14.30: Schachfunk.
14.50: Gutsbesitzer Baumann: Wie sehen wir unsere vermehrte Freizeitgestaltung im zweckmäßig ab?
15.10: W. Lewedüller: Martin Andersen-Nexö.
15.40: Dr. Jande: Sprache als Verständigungsmittel.
16.00: Wh. fehnt: Gedichte.
16.10: Gelsenkirchen: 50 Jahre Evangelische Arbeiterverein.
16.50: Hamburg-Horn: Deutsches Derby.
17.00: Bielefeld: Volkstänze und Volkstänze. Uebertragung vom Westfälischen Volkstanzfest.
18.00: Eine heilige Stätte im Ruhrtal. Am Hudgerus-Grab in der Stiftskirche zu Essen-Werden.
19.00: Hofrat Grube: Meininger Erinnerungen.
19.25: Sportnachrichten.
19.35: Eine Stunde Kurzweil.
20.15: Das Spitzentuch der Königin. Operette von Jos. Strauß.
22.00: Wetter, Nachrichten, Bericht über das geistige Leben, Sport.
22.20: Weltbedeutsame Schwimmwettkämpfe. Schallplattendersicht.
22.45: Tanzmusik. Dajos Bela und sein Orchester.

Montag, 27. Juni
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.15: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.30: Jugendfunk. Besuch der Vogelwarte in Elten.
12.00: Dr. Käthe Nadolny: Von Wesen und Bedeutung der Nachbarschaftsarbeit.
18.40: Elternstunde. H. E. Jansen: Mahnstubenkraft.
19.10: Hofrat Grube: Meininger Erinnerungen.
19.30: Dr. Antweiler: Krisis und Zukunft der Bäse.
20.00: Das neue Gebäude in der Hetzet Ausz.: Rieth (Restaurat), Mode (Bremen), Grape (Bezleitung). Verbindende Worte: Gehlo.
20.30: Reisen im Rollwagen. Hörbild von Hans Mensen.
22.20: Unterhaltungs-Quintett. Adelheid Bolz und Lore Schröder (Sopran), Selma Lindenberg (Mezzosopran), Helene Guermanova und Trude Fischer (Alt), Th. Schmitz (Begleitung).
22.45: Mitternachtsmusik. Die Funkfünf mit Alexander Laiglo und die beiden Melodo-Singers.

Dienstag, 28. Juni
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
10.00: Mensch und Welt. Gemeinschaftsempfang für Arbeitslole.
11.10: Schulfunk: Kindertumen mit Musik.
11.20: Schulfunk: Spanisch.
11.40: Jugendfunk. Vom Schälerrudern. — Von Unfällen im Wasser, und wie man sich dabei verhält.
18.00: Dr. Michaelsburg: Die moderne Jugend und das Pathos der Tradition.
19.20: Direktor Reinarz: Heilkräftenarbeit an Altbolttanten.
19.40: Englisch
19.15: Vom Tage
19.30: Prof. Dr. Mann: Die Bedeutung der Notverordnungen in der Finanzpolitik.
20.00: K. Warschauer: Schallplattenkuriola und Schallplattenbdchstleistungen.
20.30: Bad Aachen: Abendmusik des Kurorchesters
21.35: London: Rundfunk. Spricht: Walter Glynne (Tenor).
22.50: Tanzmusik der Kapelle Harry Blum

Samstag, 2. Juli
9.45: Hilde Bremus: Gymnastik für Frauen.
11.10: Schulfunk: Kinderturnen mit Musik.
11.30: Schulfunk: Von der Poesie des deutschen Waldes.
12.00: Feier aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Technischen Staatslehranstalt für Maschinen- und Hüttenwesen.
16.20: Hörspiel: Herwerx: Unser Garten im Juli.
16.40: Englisch.
18.00: K. Weinbeck: Drei kleine Wanderungen von Köln ins Bergische.
18.20: Dr. Käthe Nadrite: Von Wesen und Bedeutung der Nachbarschaftsarbeit.
18.40: Dr. Sander: Die Sprache als Schöpfung.
19.15: Funkfolge für Alle.
19.30: Prof. Dr. Mayerhen: Reisprmfragen des Schlichtungswesens.
20.00: Köln-Deutz: Oeffentlicher lustiger Abend zum Besten notleidender Künstler.
22.45: Frankfurt: Nachtmusik.
24.00: Messer des Jau.

Deutsche Welle

Deutsche Welle: Sonntag, 26. Juni
6.00: Funkgymnastik.
Anschl. Bremer Hafenkonzert.
7.00: Frühkonzert und praktische Winke für den Landwirt.
Anschl. Wochenrückblick auf die Marktlage.
8.20: Dipl.-Landwirt Möhring u. Dr. Hedwig Auspih: Hausfrau und Landwirt.
8.55: Morgenfeier.
10.00: Kurstein: Konzert auf der Feldenorgel. Ausf.: F. Heitmann.
10.05: Leipzig: Dr. Diesel: Thüringen.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Siehe, ich will viel Fischer aussenden.
12.05: Katharina Kolger: Jehn Minuten Ruhe.
12.15: Berlin: Mittagskonzert des Sinfonieorchesters.
14.00: Oberstud.-Dir. Dr. Reiste: Das Elternhaus als Pflegestätte unserer Jugend.
14.30: Dr. Michaelis: Aus dem großen Jahrhundert deutscher Prosa.
15.00: Lola Landau-Wegner: Aegyptische Bauernhochzeit.
15.30: Eine Stundenfolge mit den Hörerbriefen an den Gesprächen: Kollektivismus—Individualismus; Maschine u. Kultur. Mehrgeschrieb.
16.15: Gelsenkirchen: Ausschnitt aus der Veranstaltung: 50 Jahre evangelische Arbeiterbereine.
Anschl. Nachmittagskonzert. Musikkorps des 3. Balls. 9. Inf.-Regts.
16.45: Hamburg-Horn: Das Deutsche Derby.
18.00: Dresden: Die Walküre. 1. Akt. Ein Bühnenfestspiel von Rich. Wagner.
19.00: Dichterstunde: Alles Flegel liest eigene Dichtungen.
19.30: Stuttgart: Dämmerschoppen bei Lutter und Wegner. Eine Hörfolge um E. T. A. Hoffmann, von O. Berendt.
20.00: Surrout, der Freibeuter. Komische Oper von N. Planquette. Während einer Pause: Lutter- und Sportnachrichten.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Gerhard Hoffmann. Refrainsang: Alfred Brunert.

Deutsche Welle: Montag, 27. Juni
9.30: E. Jacobs: Alle Tage Herien.
10.10: Schulfunk: Eine Fahrt in die Dahrudsa.
10.40: Schulfunk: Rat und Tat des Preisausschreiben.
15.40: W. Gebhardt: Vom Bagabunden zum Menschheitsdichter: Jack London.
16.00: Oberlandrat Schlemmer: Fährerperlönlichkeiten im Unterricht.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Schneider: Die Kunst des Tierausdruckes.
18.00: Dr. Just: Musizieren mit unsichtbaren Partnern.
18.30: Spanisch für Anfänger.
19.00: Aktuelle Stunde.
19.20: Dr. Goetze: Die Bienenzucht im Dienste der Landwirtschaft.
19.35: Prof. Schmiedel: Die politische Situation der Zeit.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Hörversuch: Niederländisches Europa-Konzert.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Grenzberichte (Schallplatten).
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Adalbert Lutter.

Deutsche Welle: Dienstag, 28. Juni
10.10: Schulfunk: Ein Johannisfest im alten Nürnberg. Ein Volksspiel.
12.05: Schulfunk: Frauenhilfe für Vorfahrschritene.
15.05: 4—14jährige Kinder singen und spie in eigene Erfindungen.
15.45: Künstlerische Handarbeiten. Nachlild und Anschlid der Arbeitsgemeinschaft.
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert.
17.30: Schneider: Die Herkunft unserer wichtigsten Kulturpflanzen.
18.00: Prof. Dr. Mersmann: Das Thema in der Instrumentalmusik.
18.30: Englisch für Fortgeschrittene.
19.00: Dr. Roeleer: Vorschau auf das Juli-Programm.
19.10: Aktuelle Stunde.
19.30: Unterhaltungskonzert der Bergkapelle Borna.
20.40: Thema und Reimer werden noch bekanntgegeben.
21.10: Hamburg: Nordisches Potpourri.
22.10: Dr. Wüsicher: Politische Zeitungsschau.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
22.50: Hamburg: Tanzkonzert des Il. Marine-Orchesters.

Deutsche Welle: Mittwoch, 29. Juni
9.00: Schulfunk: Mit dem Mikrophon im Berliner Zoo.
9.30: A. Graf Stenbergermer: Siebenbürgische Volkskunst.
10.10: Schulfunk: Bei den altnordischen Riesen. Erlebnisse im Lande der Mitternacht.
11.05: München: Messe in D-Dur von P. Leo Schner.
15.00: Dr. Gerlach: Schwäbische Bauernhöfe, Wasserfälle u. Wälder.
15.45: Liselotte Kuehner-Gerhard: Handtuch und Weltwirtschaftskrise.
16.00: Dr. Mühlhausen u. Dr. Walt: Die Erforschung des deutschen Volkstums durch den Atlas der deutschen Volkskunde.
16.30: Hamburg: Nachmittagskonzert.
17.30: Landwirtschaftsdirektor Dr. Lehmann: Streifzüge durch das Bürgerliche Gesetzbuch.
18.00: R. Herwig u. Mitw.: Das Orchester und seine Instrumente.
18.30: Prof. Dr. Biermann: Kann Film Kunst sein?
19.00: M. Müller-Jabusch: Weltpolitische Stunde.
19.20: Prof. Peters: Die Beamtenschaft und das akademische Ueberfüllungsproblem.
19.40: Ob.-Ing. Reitz: Viertelstunde Funktechnik.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Köln-Deutz: Musikalisches Durcheinander.
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Berlin: Abendunterhaltung des Berliner Konzert-Vereins.

Deutsche Welle: Donnerstag, 30. Juni
9.00: Köln: Schulfunk: In einer Kölnischen Alt-Bierbrauerei.
15.00: Hofrat Neddens: Der kleine Lindenfleger.
15.45: Frauenstunde: Praktische Winke für die große Wäsche.
16.00: Prof. Bücher: Gegenwartsprobleme im französischen Bildungswesen.
16.30: Berlin: Nachmittagskonzert.
17.30: Prof. Dr. Sachs: Die Kulturgeschichte des Tanzes.
18.00: Marie Luise Könia u. Irmgard Beidt: Moderne Violinpädagogik.
18.30: Spanisch für Fortgeschrittene.
19.00: Dr. Renau: Bilder vom deutschen Rußland.
19.20: Stunde des Landwirts.
19.35: Prof. Dr. Gehrde: Die Wunderwelt der Stadien.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: Der Freischütz. Oper von Carl Maria v. Weber. Während einer Pause: Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Oscar Joost.

Deutsche Welle: Freitag, 1. Juli
15.00: Jungmädchenstunde: Wist Ihr, was ein Ferienheft ist?
15.40: Jugendstunde: Praktisches Naturforschen
16.00: Dr. Weber: Hat das Bild noch eine Berechtigung?
16.30: Leipzig: Nachmittagskonzert
17.30: Gabriele Hartenstein: Das Erbe von Bayreuth.
18.00: Der Streit zwischen Dand und Voltaire. Biblische Klaviersonate von Johann Kuhnau.
18.30: H. H. Hirschfeln: Schlagwerte zur Wirtschaftskrise.
19.00: Aktuelle Stunde
19.15: Wissenschaftlicher Vortrag für Aerzte.
19.35: E. Lend: Proletarierliete Schallplatter.
Anschl. Wetter für die Landwirtschaft.
20.00: München: Sinfonie-Konzert
21.35: London: Rundfunk. Singt: W. Glynne (Tenor).
22.30: Wetter-, Tages- und Sportnachrichten.
Anschl. Tanzmusik der Kapelle Georg Rettelmann.

Frankfurt

Sonntag, 26. Juni
6.15: Bremer Hafenkonzert. Das zu Gehörte vom Bremer Dom.
8.15: Aktet Maria Laach: Katholische Morgenfeier.
9.15: Stunde des Chorgelangs. Ausf.: Musikanten-Gilde, Wiesbaden.
10.00: Kurstein: Konzert auf der Heidenorgel. Ausf.: Prof. Fritz Heitmann.
11.30: Leipzig: Bach-Kantate: Siehe, ich will viel Fischer aussenden.
12.05: Mainz: Gutenberg-Feier. Ausf.: Erwerbslosen-Orchester und die Männergelangvereine von Groß-Mainz.
12.35: Konzert des Funkorchesters.
14.00: Jehnminutendienst der Landwirtschaftskammer Wiesbaden.
14.10: Stadträtin Dr. Tacke: Gesunde Frau, gesundes Volk. — Kann auch heute noch die Rentabilität in der bäuerlichen Gestaltung erreicht werden? Gespräch.
15.00: Stunde der Jugend: Ein bunter Blumenstrauß, zusammengestellt von Alle Kamniher. — Ein Sommerspiel, von Alice Pitzel.
16.00: Kurhaus Homburg: Konzert.
16.00: Eine Viertelstunde Lyrik: Alfons Paquet.
18.15: R. Hirschfeld: Das Trainingbeater.
18.30: Dreißig bunte Minuten.
19.00: Wetter für die Landwirtschaft.
Anschl. Sportnachrichten mit Bericht vom Leichtathletik-Vierverbändekampf in Wiesbaden.
19.30: Dämmerschoppen bei Lutter und Wegner. Eine Hörfolge um E. T. A. Hoffmann, von O. Berendt.
20.00: Konzert des Funkorchesters. Solist: Prof. Havemann (Violine).
21.05: Alt-Hannoveranische und Alt-Preußische Märsche.
22.00: Der Bäckerjagerle oder — Was Goethe einem armen Teufel gab, von R. J. Krug.
22.20: Zeit, Wetter, Nachrichten, Sport mit Bericht von der Frankfurter Regatta.
22.45: Köln: Nachtmusik der Kapelle Dajos Bela.

Montag, 27. Juni
16.30: Ein rheinischer Weberjunge erzählt. Improvisationen von P. Laven.
17.00: Nachmittagskonzert des Funkorchesters. Solistin: Pauline Fried. (Klavier).
18.25: Vortrag.
18.50: Englisch.
19.15: Dr. A. Goll: Frankfurt zu Goethes Jugendzeit. — Zu der Ausstellung in Bad Homburg 1932.
19.30: Dichterjerie: Eduard Reinacher. Einführung: Dr. Braun. Leseproben: Gerd Fride.
20.00: Eine heimliche Stunde in Lied und Dichtung. Ausf.: R. Zenke, Berlin (Tenor), Hedwig Capelle-Aper.
20.40: Bormundschaftsache Gerd Junker. Hörspiel von Kubitzky.
22.00: Kammermusik. Die

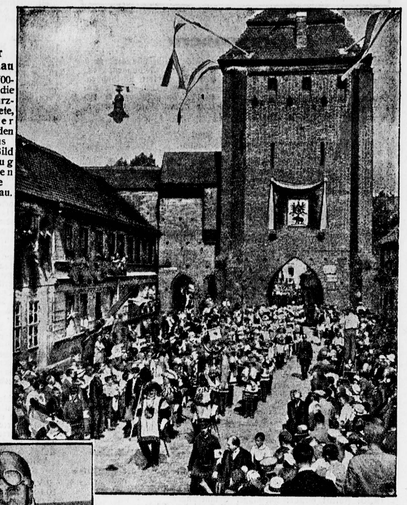
Bilder der Woche

Der „Vater der Seeleute" ist gestorben

Charlie Brown besaß in London eine Kneipe, die die Zufluchtsstätte aller Seeleute der ganzen Welt war. Charlie Brown kennt man ebensogut auf deutschen wie auf amerikanischen und chinesischen Schiffen. Jeder Matrose, der in den Londoner Hafen kam, besuchte Charlie Brown, der wie kein anderer die Seeleute verstand. Als „Vater der Seeleute" war Charlie eine in ganz London bekannte Persönlichkeit. Seine kürzlich erfolgte Beisetzung wurde zu einem Ereignis und aus aller Welt trafen Blumenspenden von Matrosen ein. Unser Bild zeigt den Trauerzug in den Straßen Londons.

700-Jahrfeier der Stadt Bernau

Im Rahmen der 700-Jahrfeier, die die Stadt Bernau kürzlich veranstaltete, fand ein großer Festzug in den Straßen Bernaus statt. Unser Bild zeigt den Einzug der Pankgrafen durch das alte Stadttor von Bernau.

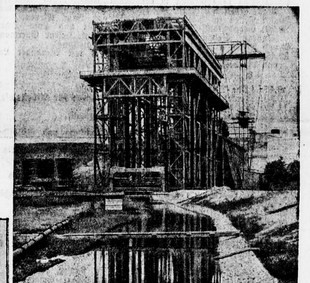


Salpetergewinnung in Chile

Der Hintergrund der jüngsten chilenischen Revolution ist sehr leicht zu erkennen: es ist die Krise in der Salpeterindustrie, unter der das Land besonders schwer leidet. Der Salpeter bildete Chiles ganzen Reichtum. Von seiner Ausfuhr konnte das Land sehr gut leben. Die Erfindung des künstlichen Stickstoffs beeinträchtigte jedoch das Geschäft sehr. Die schwindende Kaufkraft der Landwirtschaft tat ihr übriges, so daß heute Chile unverkäufliche Salpetervorräte besitzt, die um eine Million Tonnen über den normalen Umfang hinausgehen. Unser Bild zeigt die Zerkleinerung der Blöcke in einem chilenischen Salpeterbergwerk.

„Millionäre" der Luft

Eine besondere Ehrung ist drei Flugkapitänen der Deutschen Lufthansa zuteil geworden. Es sind dies die Flieger Noack, Kahlow und Polte (von links nach rechts), die als erste je eine Million Flugkilometer glücklich zurückgelegt haben und aus diesem Anlaß eine besondere Fliegernadel erhielten, die unser Bild unten in der Mitte zeigt.

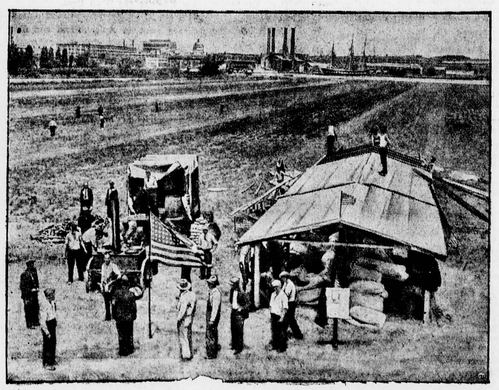


Das Schiffshebewerk bei Niederfinow vor der Vollendung

Ein Wunderwerk deutscher Technik bei Niederfinow (Brandenburg) geht seiner Vollendung entgegen. Um einen Niveau-Unterschied von 36 m, den der dortige Hohenzollernkanal aufweist, zu überwinden, wurde ein Mammut-Fahrstuhl konstruiert, der eine riesige Wanne von 80 m Länge samt dem zu befördernden Schiff und einer eingelassenen Wassermenge von 2,5 m Tiefe hinauf oder hinab fährt. Die Tragfähigkeit beträgt 4000 Tonnen.

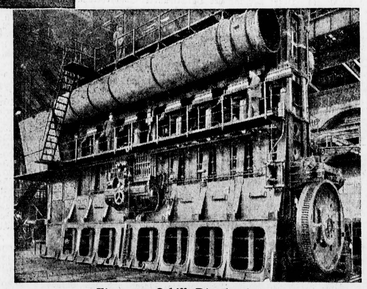
Ein Stahlhaus

Die Berliner Ausstellung „Sonne, Luft und Haus für Alle" hat zum ersten Male das Wohnhaus ganz aus Stahl gezeigt. Das Stahlhaus unseres Bildes besteht aus zwei Zimmern, einer Küche, einem Korridor, einer 20 qm großen Veranda und einem Bade bzw. Duschraum. Der Preis dieses Stahlhauses, einschließlich des Stein-Fundamentes, das rund 300 RM kostet, beträgt etwa 4500 RM.



Vom Marsch der amerikanischen Kriegsteilnehmer nach Washington

Ein provisorisches Nachtlager wird errichtet.



Ein neuer Schiffs-Dieselmotor

Die Verwendung des Dieselmotors für den Antrieb von seegehenden Frachtschiffen hat in den letzten Jahren derartige Fortschritte gemacht, daß die auf der Welt im Bau befindlichen Frachtschiffe fast ausschließlich mit Dieselmotoren ausgerüstet werden. Die Bevorzugung des Dieselmotors ist darauf zurückzuführen, daß er eine wirtschaftliche Ausnützung des Brennstoffes gestattet, die von keiner anderen Kraftmaschine erreicht wird. Unser Bild zeigt einen solchen neuen riesigen Dieselmotor, der von der A. E. G. an eine niederländische Reederei abgeliefert wurde. Der Motor leistet bei 115 Umläufen in der Minute 6700 effektive Pferdestärken und ist als doppeltwirkender kompressorloser Zweitaktmotor ausgebildet. Seine Länge beträgt 15,9 Meter, die Breite 3,84 Meter und die Höhe 9,65 Meter, Der Koloß wiegt 422 Tonnen.